INNERÖSTERREICHISCHES STADTLEBEN VOR HUNDERT JAHREN, EINE...

Anton Schlossar


WAHRE ABBILDUNG DER KAYSERLICH- UND LANDS- GANG ZU SEHEN IST
Explication deren Ziffern

Innerösterreichisches Stadtleben

vor hundert Jahren.

Eine Schilderung der Verhältnisse in der Hauptstadt Steiermarks

im achtzehnten Jahrhundert

zugleich

Beiträge zur Literatur- und Culturgeschichte

der Aufklärungsperiode

von

Dr. Anton Schlossar.

Mit einer Ansicht der Stadt Graz in Lichtdruck.

Wien 1877.
Wilhelm Braumüller
Hof- und Universitätsbuchhändler.

Dem Förderer

deutscher Cultur in Steiermark

Landeshauptmann

Dr. Moritz von Kaiserfeld

in hochachtungsvoller Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Zu dem großen Bau der Literatur- und Culturgeschichte unseres deutschen Volkes wollen die nachstehenden Aufsätze einige Bausteine, einige Beiträge liefern. Ob diese sich bedeutend zeigen, mag der Leser entscheiden, daß es neues, bisher beinahe ganz unbekanntes Material ist, welches meiner Arbeit zu Grunde liegt, wird Niemand bestreiten; neues freilich nur insofern, als man das alte, lang vergessene und auch zu seiner Zeit nicht gehörig gewürdigte neu nennen kann. Allerdings grenzt ein scheinbar enger Kreis das Ganze, welches sich aus den einzelnen Abtheilungen zusammensetzt, ein, dies dürfte aber nur auf den ersten Blick so scheinen, eine genauere Betrachtung wird den innigen Zusammenhang ersehen lassen, in dem das hier gezeichnete Leben der größten Stadt Innerösterreichs mit der ganzen gleichzeitigen Culturbewegung Gesammtösterreichs und Deutschlands steht, sie wird insbesondere das damalige Literaturleben der Monarchie in ein klareres Licht stellen, sie wird die Beziehungen erkennen lassen, in welche dasselbe zu der großen Bewegung der Geister im deutschen Norden im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts getreten ist.

Den Vorwurf, als verdiente das behandelte Thema nicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, fürchte ich daher nicht.

Ich habe mich bemüht, in dem literarischen Theile charakteristische Beispiele und Proben einzufügen, welche die erwähnten Wirkungen

deutlich darlegen. Die Periode der deutschen Classik, welche in den Dichtungen dieser großen Zeit hervortritt, spiegelt sich wider in dem provinziellen Geistesleben und auf überraschende Weise zeigen sich darin sogar einzelne Entwicklungsphasen jener Bewegung, fortgeführt auf dem innerösterreichischen, auf dem gesammtösterreichischen Boden. Wie eine geharnischte Gottheit springt plötzlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der deutsche Geist auf den schönen Boden Oesterreichs und allerorts in diesen Gauen beginnt es zu leben und sich zu regen, und immer stärker rüttelt dann dieser Geist an den Ketten, welche Alle gefesselt halten, denen er gerne genaht wäre, und er bricht, er zerschmettert, er zersplittert diese Ketten durch seine große übermächtige Gewalt, der keine Bande widerstehen können, er wird immer größer, immer bedeutender, und eine immer mächtigere Schaar führt er zu dem großen Kampfe, der nun beginnt, zu dem Kampfe gegen Thorheit und Unwissenheit, gegen hohlen Dünkel und leeres Wortgeklingel. Dieses Regen, dieses Kämpfen, allerdings auf mehr begrenztem Gebiete, aber im Zusammenhange mit der Allgemeinheit und mit steter Rücksichtnahme auf dieselbe, zeigen die nachfolgenden Blätter.

Die Hauptstadt Steiermarks liegt im Süden des deutschen Sprachgebietes, dem Herde der Geistesbewegung im Norden Deutschlands sehr ferne, die Vorgänge daselbst konnten daher auch erst spät auf die Gemüther hier unten wirken, um so später, als ein Eindringen von Ideen und befruchtenden Gedanken schon an sich unendlich erschwert war, aber sie haben endlich doch gewirkt. Wie dies geschehen, theilweise wie sich dies vorbereitet hat, versuchen meine Schilderungen an der Hand von Quellenmaterial zu erklären. Und Ein Mann ist es besonders, der, kaum daß er den alten ehrwürdigen Thron Habsburgs bestiegen, schon Alles, was da gährte und sich zu bilden versuchte, geregelt hat, der mit den veralteten, verjährten Vorurtheilen gebrochen hat, der gleichsam die Verkörperung jener geharnischten Gottheit gewesen, es ist dies der Kaiser Josef der Zweite, ein Regent, der für wahrhafte Aufklärung und Geistesfreiheit seiner

Völker, wie sie ja zu jener Zeit schon so nöthig erschien, zu jedem, selbst zu dem größten Opfer bereit war. Die segensreiche Wirksamkeit dieses Herrschers tritt uns auch auf dem inneröſterreichischen Boden allüberall entgegen, und so zeigen diese Blätter auch die Wirkungen, welche ein Regent, wie Josef, in diesem Lande, wie in allen seinen Ländern ausgeübt.

Dem Leser des Buches wird es vielleicht auffallen, daß dasselbe vorwiegend das Literatur-, das Geistesleben behandelt. Da ich mich schon seit Jahren mit dem Studium der Geschichte des Geisteslebens unserer Nation eingehender beschäftige, war es in der That ursprünglich meine Absicht, nur dieses meiner Betrachtung zu unterziehen, aber das Material, welches sich mir bei meiner Arbeit gleichsam von selbst aufdrängte, bot auch in streng culturgeschichtlicher Beziehung nicht uninteressante Daten, welche ich nach eingehender Prüfung doch auch nicht ausschließen zu sollen glaubte, zumal es sich hier oft um Daten handelt, die ein ganz allgemeines Interesse in Anspruch nehmen dürften. Aus diesem Gesichtspunkte möge der Leser auch die „Einleitung" betrachten, welche nichts Anderes bezweckt, als ein allgemeines skizzenhaftes Bild des äußeren Zustandes der Stadt zu jener Zeit zu zeichnen, welche das Ganze umfaßt, und zwar ein Bild auch und insbesondere für denjenigen, der Graz überhaupt nicht kennt. In diesem Sinne möge der Leser diese Einleitung, so wie auch die eigentlich streng culturhistorischen Abtheilungen auffassen und damit die Kürze und Gedrängtheit derselben entschuldigen.

Wie das nun schon so zu gehen pflegt, wenn man sich eingehend mit einem Gegenstande beschäftigt, der nie und nimmer erschöpft ist, wenn man den ewigen Wunderborn der Geschichte benützt, so wäre auch ich nun, da dies Buch gedruckt vorliegt, im Stande, so manches Neue, mehr oder weniger Werthvolle, was mir inzwischen während des Druckes aufgestoßen, einzufügen und den vorliegenden Band um manche Seite zu vermehren. Vielleicht bietet sich dazu ein andermal Gelegenheit, nun muß mein Werkchen in die Welt wandern, wie es eben ist.

**

Ich bemerke, daß man die Werke, welche ich insbesondere in den literar-historischen Capiteln bespreche, und auch viele andere citirte Werke vergebens in Ebert, Heinsius und in anderen bibliographischen Compendien suchen wird, eben so wenig wird man die „Grätzer Zeitung", den „Gratzer Merkur" und andere vor mir erwähnte Blätter in dergleichen Nachschlagebüchern verzeichnet finden. Die Bibliographie des achtzehnten Jahrhunderts ließ viel zu wünschen übrig, sie war außerordentlich ungenau, und, was die Hauptsache ist, die damalige Abgeschlossenheit Oesterreichs von den anderen Staaten, insbesondere von „Deutschland", gestattete eine eingehendere bibliographische Zusammenstellung der innerhalb dieser Monarchie erschienenen Werke gar nicht, endlich sorgten auch die weniger bedeutenden Verleger Österreichs kaum viel für das Bekanntwerden ihrer Bücher. Letzteres ist ja leider an manchen Orten des Kaiserstaates noch heutzutage der Fall, wenn auch freilich mehr vereinzelt. Ich habe beinahe Alles nach den mir vorliegenden Quellenwerken selbst gearbeitet, die Citate sind denselben durchwegs entnommen. Hie und da, wo die Verbreitung von mir etwa citirter Publicationen im Originale auf ein kleineres Gebiet beschränkt ist, habe ich mitunter allgemeiner bekannte Werke als Quelle angeführt, dies gilt z. B. insbesondere an mehreren Orten von den Jahresberichten des ersten Staatsgymnasiums in Graz, in denen sich Dr. R. Peinlich's mit so enormen Fleiße gearbeitete Aufsätze über die Geschichte des genannten Gymnasiums befinden und die auch H. M. Richter kannte und in einzelnen Daten in seinem mehrfach citirten Buche „Geistesströmungen" mit Erfolg verwendet. Interessantes handschriftliches Material, das mir die Freundlichkeit verschiedener Personen zukommen ließ, bot werthvolle Beiträge für manches Capitel.

Was den Haupttitel des Buches anbelangt, so wird er vielleicht Manchem nicht ganz passend erscheinen. Jedenfalls glaube ich einige Worte zur Rechtfertigung der Titelwahl hier anführen zu sollen.

Der geographische und politische Begriff der Provinz Inner-österreich bestand lange Zeit, etwa seit der Mitte des sechszehnten

Jahrhunderts und das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch. Kindermann (Beiträge zur Vaterlandskunde. Grätz. 1790. I.) erklärt den Namen Inneröſterreichs, das „eigentlich" aus den Landſchaften Steiermark, Kärnten und Krain beſteht, dadurch, „daß man aus Niederöſterreich nach den genannten Ländern über Gebirge gleichſam hineinſteigen müſſe", welcher gewiß auf Jeden heiter wirkenden Erklärung ich mich natürlich nicht anſchließen kann. Doch iſt hier nicht der Ort, ſich auf Erörterungen darüber einzulaſſen.

Die bedeutendſte der Städte des inneröſterreichiſchen Territoriums war Graz, hier befand ſich der Sitz des inneröſterreichiſchen Guberniums, hier hatte das ganze Gebiet ſeinen politiſchen Mittelpunkt, hier entwickelte ſich das Stadtleben durch den Zuſammenfluß aus allen umliegenden Landſchaften natürlich auch am bedeutendſten, am charakteriſtiſchſten unter allen Städten der Provinz. Ich glaube daher ganz wohl die Aeußerungen ſowohl des geiſtigen, als auch des materiellen Lebens dieſer Stadt als charakteriſtiſche Aeußerungen des inneröſterreichiſchen Stadtlebens überhaupt annehmen und den Titel alſo rechtfertigen zu können, zumal in jener Zeit, welche meine Arbeit abgrenzt, der Ausdruck „Inneröſterreich" ja allgemein gebräuchlich und bekannt war.

Ich fühle mich verpflichtet, an dieſer Stelle allen jenen gelehrten Anſtalten und allen Perſonen, welche mich in meiner Arbeit ſo liebenswürdig unterſtützten, meinen wärmſten Dank hiefür auszudrücken, insbeſondere dem Steiermärkiſchen Landes-Archive, beziehungsweiſe deſſen Vorſtande, dem Herrn Profeſſor Dr. von Zahn, und allen Herren Beamten dieſes Muſterinſtitutes in ſeiner Art, ferner den k. k. Univerſitäts-Bibliotheken zu Wien und Innsbruck und der Bibliothek des ſt. ſt. Joanneums in Graz, weiters den Angehörigen der Familie Kalchberg: Sr. Excellenz dem Freiherrn Joſef von Kalchberg und dem Herrn Landesbuchhalter Heinrich Ritter von Kalchberg, weiters dem hochwürdigen Herrn C. Röſch, Caplan in Köflach, und allen anderen hier nicht genannten Perſönlichkeiten, die meinem Unternehmen ihr gütiges Intereſſe zugewendet.

Hieher gehört insbesondere auch mein Verleger, Herr Wilhelm Ritter von Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien, dem ich für die freundliche Aufmerksamkeit, welche er von Anfang an dieser Arbeit zu Theil werden ließ, für die Liebenswürdigkeit, mit der er auf alle meine Wünsche, betreffend das Aeußere des Buches einging, und überhaupt für die elegante Ausstattung desselben meine besonderen Dankesworte auszusprechen mich gedrängt fühle.

Graz in Steiermark im Keimemonate des Jahres 1877.

Dr. Anton Schlossar.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	11,	Zeile	8 von unten	Großmächtigsten	statt Goßmächtigsten.
„	29,	„	8 von unten	30.000	statt 26.000.
„	31,	„	8 von oben	Hagemann's	statt Hagemannes.
„	67,	„	7 von oben	Heimburg	statt Helmburg.
„	126,	„	4 von oben	Lichtwer	statt Lichtner.
„	130,	„	7 von oben	poetische	statt politische.
„	155,	„	16 von unten	J. E. König's	statt J. C. König's.
„	255,	„	17 von oben	hier im Landt	statt hier ein Landt.

I.

Einleitung.

Allgemeine Bedeutung der Hauptstadt Graz im achtzehnten Jahrhundert für das Land und das Reich. Günstige Lage. Schilderung des äußeren Charakters. Die Vorstädte. Die Stadtthore. Ihre historische Bedeutung. Sperrordnung derselben von 1758. Hauptstraßen. Die kaiserliche Burg. Ihre geschichtliche Bedeutung. Der Tummelplatz. Historisches über ihn. Das Landhaus und das bürgerliche Rathhaus. Die Kirche der deutschen Ordensritter zu St. Kunegund am Leech. Die Jakominivorstadt und ihr Gründer Casp. Andr. Edl. v. Jakomini. Der Schloßberg. Das Wichtigste aus seiner Geschichte. Schloß Eggenberg. Die „Eggenberger“. Oeffentliche Spaziergänge.

Die Bedeutung, welche Graz, die Hauptstadt der Steiermark, im achtzehnten Jahrhunderte für das Reich hatte, war unendlich verschieden von jener, welche die Stadt heutzutage einnimmt, sie bildete ja den wichtigen Punkt, an welchem der große Straßenzug von der Kaiserstadt an der Donau vorüber nach Italien hinabführte, sie war der erste bedeutende Ruheplatz auf diesem wichtigen Handelswege, der die Verbindung des Südens mit dem Norden direct vermittelte. Dazu lag aber auch die Stadt, die bedeutendste in einem Umkreise von vielen Meilen, mitten im Herzen Innerösterreichs, und zwar zugleich mitten in dem rein deutschen Gebiete Innerösterreichs, die Communication mit der Residenz unterbrach ein einziger Gebirgszug, derjenige desselben Semmering, über den heute auf jenem wunderbaren kunstvollen Schienenwege das brausende Dampfroß dahineilt, eine verhältnißmäßig gute Straße machte den Berg zu keinem schwer zu bewältigenden Hinderniß, während gegen Süden die Gegend offen und frei, nur von niedrigen Bergen unterbrochen dalag und weiter hinab über die Hochebene des Karstes der Reisende einen mühelosen Weg bis zu den Borden der Adria hatte. Nicht minder wichtig und bedeutungsvoll erschien für die Stadt die nahe Grenze des an Naturproducten so reichen Ungarn und die Verbindung, in der Steiermark mit dem gesegneten Lande stand, eine Verbindung, welche natürlich auf die Centrale des Landes einen besonders wichtigen Einfluß ausübte.

Es kann bei Eröffnung der nachfolgenden Culturbilder weder meine Absicht sein, den so unendlich viele Jahre hindurch dauernden Streit, ob der Name der Stadt „Graz" oder „Grätz" zu lauten

habe, zu entscheiden, darüber ist überflüssig viel gesprochen und geschrieben worden, noch auch in die frühesten Zeiten zurückzugreifen und die genaue historische Entwicklung der Verhältnisse längst vergangener Jahrhunderte, die über die Stadt gezogen sind, darzustellen, obgleich ein reiches Material vorliegt und dem Forscher so unendlich viel des Interessanten über die geistigen und materiellen Verhältnisse nicht blos des Stadtlebens der Steiermark, sondern der Culturzustände des ganzen Reiches und insbesondere Süddeutschlands bietet. Ich erwähne beispielsweise hier nur die Wichtigkeit, welche eine systematische Geschichte der Grazer Universität für das wissenschaftliche Leben hätte, einer Universität, die so viele der bedeutendsten deutschen Gelehrten zu den ihren zählte und noch zählt, die das einzige Emporium des Geistes im fernen Süden genannt werden kann und die, so viele Phasen sie auch durchgemacht, schon im achtzehnten Jahrhundert zu einer geistigen Höhe gelangt war, wie sie freilich vielfach kaum gekannt ist, und auf welche im Verlaufe meiner Darstellung dadurch, daß einige der bedeutendsten Mitglieder dieser Hochschule besprochen werden sollen, Streiflichter geworfen werden dürften.

Es erscheint zuvörderst nothwendig, den äußeren Charakter der Hauptstadt in jener Zeit kennen zu lernen, deren Besprechung die nachfolgenden Blätter gewidmet sind.

Der Murfluß (Muer), welcher den ganzen Häusercomplex in zwei ungleiche Hälften theilte, schied in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des Jahrhundertes, von dem ich spreche, die unter dem allgemeinen Namen „Murvorstadt" vorkommende Vorstadt von der eigentlichen inneren Stadt, eine einzige gedeckte hölzerne Brücke mit ragendem Brückenthurm auf der Stadtseite bildete die Verbindung, welche auf den übrigen Seiten des Flusses allenfalls durch Fähren vermittelt wurde. Noch das Häuserschema von 1785 weist außer der genannten Vorstadt nur noch die Vorstädte „Münzgraben" und „St. Leonhard" auf. Um dieselbe Zeit bildete sich eine neue, die „Jakominivorstadt". Alles in Allem verzeichnet der Topograph A. J. Cäsar im

Jahre 1770 2136 Häuser, welche Stadt sammt Vorstädten hatte und eine Einwohnerzahl von etwa 30.000 Personen.

Die Lage der Stadt Graz inmitten des nach ihr benannten Feldes gestattete den Häusercomplex immer mehr auszudehnen, und besonders in südlicher und südöstlicher Richtung vergrößerte sich die Anzahl der Häuser von Jahr zu Jahr um ein Bedeutendes. Die eigentliche innere Stadt blieb das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch von Wällen, Bastionen und Wallgräben umgeben und erschien von allen Vorstädten durch diese Befestigungen, sowie durch den Fluß und den nördlich aufsteigenden felsigen Schloßberg, streng abgeschlossen.

Fünf Thore waren es, welche, aus den ältesten Zeiten herrührend, die Zugänge zur Stadt von den verschiedenen Seiten bildeten. Das gegen die Mur zu gelegene Murthor am Ende der Murgasse umfaßte in früherer Zeit einen großen Complex von Bauten und Thürmen, es führte direct auf die oben erwähnte Brücke und war daher, nach dem Ausdrucke A. J. Cäsar's, „sowohl ein Land- als ein Wasserthor"; dasselbe dürfte fast das älteste Thor der Stadt genannt werden können. Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts überdeckten „zwei enge Schwebebögen hintereinand" diese düsteren Thormauern; hier mußten damals alle „Post- und schwerbeladenen Kaufmannsgüterwagen auf die Post und Maut durchpassiren". Ein anonymer Schriftsteller [1]) weiß über dieses Thor nicht genug Tadelndes zu berichten. Erst „nachdem in einem Jahre zwei Personen" hier „von Wägen jämmerlich zerquetschet wurden, riß man freilich die durch Darüberbauung nun schon zu kostbar gewordne Gemäuer nicht nieder, man machte aber wenigstens durch diese Gemäuer unten für die Fußgeher einen Seitenweg durch". Und zugleich verfaßte bei dieser Gelegenheit ein Mitbürger dieser Stadt folgende Vorstellung: „„Bei hier täglich mehr zunehmender Bevölkerung wird auch umsomehr die Vorsicht der Oberen aufgefordert, allen Gefahren, die durch Zusammendrängung der Volksmenge in engeren Gässen der Stadt leicht entstehen können, nach möglichster Thunlichkeit vorzubeugen.""

[1]) Das Gratzermärchen. Graz 1786. S. 17 ff.

Innerhalb dieses Thores soll nach der halb sagenhaften Landesgeschichte der Nationalheld Andreas Baumkircher im Jahre 1471 hingerichtet worden sein[1]).

Kaiser Friedrich der Friedsame scheint den Bau im Jahre 1493 renovirt zu haben, der jedenfalls aus einer viel früheren Zeitepoche herrührt.

Vor diesem Thorbau lag die Brücke, sie war später gedeckt, ruhte auf massiven Quaderpfeilern und innerhalb des Brückenraumes befanden sich zu beiden Seiten Krambuden. Die Brücke reichte noch ein Stück über den Fluß hinaus und standen hier rechts und links ziemlich bedeutende Wohngebäude. Da die Mur in Folge ihres Laufes die Stadt von Süden und von Norden aus unzugänglich macht, so ist es begreiflich, daß hier der Hauptzug aller nach Graz Reisenden durchströmte und somit die oben angeführte Klage über die Enge des ganzen Baues wohl begründet erscheint.

Weniger besucht als dieses gegen Westen zu gelegene Thor war das zweite sogenannte „Sackthor", es lag gegen Norden am Ende jener langen Gasse, die gegen das Thor zu sich immer mehr verengert und in drei ideelle Theile getheilt ist, welche den Namen erster, zweiter, dritter „Sack" führen. Der Volkswitz hat sich über diese Benennungen, welche schon seit den ältesten Zeiten bestehen, vielfach lustig gemacht. Abgesehen von den verschiedenen trivialen Ausdrücken desselben mögen hier nur zwei Verse eines älteren Dichters über das Sackthor ihren Platz finden, sie lauten:

Porta patet, sacco si claudi postulet hostis,
Si velit, fortuna fugax, erumpere: clausa est.

Das Thor ward durch Ferdinand II. im Jahre 1625 erbaut, es hat keine weitere historische Bedeutung. Auch im achtzehnten Jahrhundert war die Frequenz hier keine bedeutende, die Abgelegenheit des Ortes,

---

[1]) Vergl. Dr. Fr. Krones: „Andreas Baumkircher" in den Mittheilungen des historischen Vereines f. Steiermark. 17. Heft. S. 54. Graz 1869. (Vergl. auch S. 132 d. W.)

an dem sich das Thor befand, von dem Centrum der Stadt und die überaus große Enge der langen Gasse machten dasselbe für den Verkehr ziemlich werthlos, zudem sperrten die nicht weit vor demselben liegenden Gebirge des Nordens den Zugang.

Von der Ostseite kam man über eine Holzbrücke, welche über den Stadtgraben geschlagen war, durch das von einer Kirche zu St. Paul benannte „Paulusthor", hart an dem steilen Abfall des Schloßberges, in den Raum innerhalb der Wälle, in die Stadt. Derselbe Ferdinand II. führte auch diesen Bau auf [1]), der ein viereckiges Gebäude mit einer Art Hof in der Mitte bildete und sich im Laufe der Zeiten wenig verändert hat.

Ein bedeutender Thorbau stellte sich in dem durch Erzherzog Carl im Jahre 1574 errichteten „Eisenthore", das gegen Süden zu lag, dar. Die Hauptpulsader der Stadt, die Herrengasse, ward durch dasselbe abgeschlossen, eine Brücke über den Stadtgraben führte auch hier in's Freie, beziehungsweise in die später gegründeten südlich gelegenen Vorstädte. Dieses Thor war das schönste, und offenbar befand sich schon in den ältesten Zeiten hier ein Eingang in die Stadt, der abgeschlossen werden konnte.

Auf dem freien Felde, welches sich damals vor diesem gesperrten Eingange in die Stadt befand, hielt im Jahre 1278 Kaiser Rudolf von Habsburg und wurde von dem Abte Heinrich von Admont empfangen. Der Kaiser mußte den Ständen, nach einer feierlichen Ansprache des Abtes, die Aufrechthaltung ihrer Privilegien zusagen. Nachdem dies geschehen, ward der Zugang zur Stadt geöffnet, und umgeben von den Edelsten des Reiches, zog der Kaiser, von der jubelnden Volksmenge begleitet, in die Stadt ein. Den Namen des „Eisenthores" erhielt es erst später, nachdem es, mehrfachen Angriffen ausgesetzt, sich immer stark und fest erprobt hatte.

Das letzte Thor, welches im achtzehnten Jahrhundert bestand, ebenfalls gegen Süden zu gelegen, ist das „Neuthor", ein unregel-

---

[1]) Wenn man die Worte der Inschrift „a fundamentis extructum est" überhaupt auf einen Neubau beziehen will.

mäßiger Bau des sechszehnten Jahrhunderts, der mit den Befestigungswerken innig zusammenhing, die gegen die Mur gerichtet waren.

Erst im Jahre 1787 wurde eine Brücke errichtet, welche durch das übrigens uralte, von den steiermärkischen Herzogen aus dem Hause Babenberg erbaute „Burgthor" aus der Stadt in's Freie führte, und zwar ebenfalls in östlicher Richtung. Allerdings existirte schon früher bis 1479 eine solche Brücke, dieselbe wurde aber in dem genannten Jahre aufgehoben und der Zugang zur Stadt an diesem Punkte unterbrochen.

Bis in den Anfang des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts wurden diese fünf Thore unter städtischer Aufsicht gehalten und, um jedem Unfug zu steuern, nach bestimmter Vorschrift gesperrt.

Es kommt selten vor, daß sich die „Sperrordnungen" von Stadtthoren erhalten haben, und ich theile eine solche aus dem Jahre 1758, welche die Stadt Graz betrifft und deren Entstehung bis in's siebzehnte Jahrhundert zurückdatirt, mit:

Sperr Ordnung der Stadt-Thör zu Grätz das gantze Jahr.

Januarius.

Den ersten halben Monat um 4. Uhr, den andern halben Theil ein Viertel nach 4. Uhr.

Februarius.

Vom ersten bis den 6. dieses Monats um halber 5. Vom 7. bis 15. um 3. Viertel auf 5. und folgends bis zum End um 5. Uhr.

Martius.

Den ersten halben Monat um halber 6. und den andern halben Theil um 6. Uhr.

Aprilis.

Den ersten halben Monat um halber 7 und den andern halben Theil um 3. Viertl auf 7. Uhr.

Majus.

Den ersten halben Monat um 7. und den andern halben Theil um halber 8. Uhr.

Junius

Den ersten halben Monat um 3. Viertl auf 8. Uhr, und den andern halben Theil um 8. Uhr.

Julius.

Den ersten halben Monat um 8. und den andern halben Theil um 3. Viertl auf 8. Uhr.

Augustus.

Den ersten halben Monat ein Viertel nach 7. und den andern halben Theil um 7. Uhr.

September.

Den ersten halben Monat um halber 7. und den andern halben Theil um 6. Uhr

Octòber.

Den ersten halben Monat um halber 6. den andern halben Theil um 5 Uhr.

November.

Bis auf den 10. dis Monats um 3. Viertel auf 5. und das andere Drittel um halber 5. das dritte Drittel ein Viertel nach 4. Uhr.

December.

Den 1. bis 10. dises Monats ein Viertl nach 4. Uhr, und folgends hindurch um 4. Uhr.

Die Ordnung galt übrigens nur für Wagen, der Fußgeher passirte jedenfalls noch ungehindert durch das kleine für ihn bestimmte Pförtchen, das sich entweder im Hauptthore selbst oder an der Seite desselben befand, längere Zeit nach der Sperre des großen Thores. Im Allgemeinen zeigt sich aus der mitgetheilten Sperrordnung, daß Abends die Hauptsperre sich nach dem Eintritte der Dunkelheit richtete, und die am Thore befindlichen Localitäten zur Abgabe der Mauth-, Zoll- und anderen Gebühren bildeten jedenfalls den Hauptgrund für das strenge Innehalten dieser Bestimmungen.

Wenn man den Grundriß der „Stadt" aus jener Zeit in's Auge faßt, so ergeben sich zwei Hauptzüge von Straßen, welche dieselbe von Osten nach Westen und von Süden nach Norden durchschneiden

und sich im „Hauptplatze" kreuzen; vom „Murthore" gegen das „Paulusthor" zu bilden den Zug die „Murgasse" und die „Spor- (Sporer-) Gasse", welche in der Fortsetzung nach dem „Paulusthore" selbst ihren Namen hat und durch das genannte Thor in's Freie führt, der zweite Straßenzug ist jener der „Herrengasse" vom „Eisenthor" an; diese Gasse findet vom Platze aus gleichsam ihre weitere Verlängerung in den drei „Säcken", und das „Sackthor" bildet gegen Norden zu den Abschluß. Die genannten vier Gassen finden sich seit der ältesten Zeit im Grundrisse der inneren Stadt und dürften überhaupt zu den ersten Gassen zählen, welche Graz aufweist.

Es kann hier nicht der Ort sein, von allen anderen Gassen und Gäßchen zu sprechen. Erwähnenswerth erscheint nur noch die „Hofgasse", eine Abzweigung der „Sporgasse", welche an dem Jesuiten-Collegium (Universität) vorüber zur „Burg" führt, jenem alten Bau der Traungauer, wo so viele „Söhne Habsburgs, denen die unerschütterliche Treue der Steyermark so oft in den gefahrvollsten Augenblicken ihres Regentenlebens Hülfe und Trost gewährte", gehaust. Die „Burg" bildet ein unregelmäßiges langes Gebäude, an das sich noch verschiedene Bauten älteren und neueren Datums anschließen. Ihr gegenüber liegt die Hof- und Domkirche, in welche eine Ueberbrückung des Platzes von den Gemächern der Burg selbst aus führte.

In dieser Burg wurde am 9. Juli 1578 Ferdinand II. geboren, derselbe Regent, welcher in dem hinter der Kirche befindlichen „Mausoleum" begraben liegt.

In dieser „Burg" wurden im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zahlreiche österreichische Prinzessinen geboren, so am 16. August 1573 die Erzherzogin Anna, welche die Geschichte als Gemalin Sigmund's III., Königs von Polen und Schweden, kennt; am 10. November 1574 Maria Christine, die spätere Gemalin Sigismund Bathory's, des berühmten Fürsten von Siebenbürgen; am 25. December 1584 Margaretha, später Gemalin Königs Philipp III. von Spanien; am 16. Juli 1611 Cäcilia Renate, die nachherige Gemalin des Königs Wladislaus IV. von Polen, u. A. In derselben „Burg"

fand die Hochzeitstafel statt, als am 15. October 1671 Kaiser Leopold sich mit Claudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Carl von Tirol, vermälte und in der Hofkirche von dem päpstlichen Nuntius, unter Assistenz von 18 Bischöfen und Prälaten getraut wurde[1]). Auch Ferdinand III. erblickte hier am 11. Juli 1608 das Licht der Welt.

Ueber die Geschichte der Erbauung der Burg nur wenige Daten mit den Worten des Zeitgenossen Aquilinius Jul. Cäsar („Beschreibung der kaiserl. königl. Hauptstadt Grätz". . . Salzburg 1781. 3 Thle.): „Der Anfang des Gebäudes wurde gemacht mit jenem zurückgelegenen Theile, welcher ein sehr angenehmes Aussehen über die Stadtbastionen hat, und mit einem ansehnlichen Garten einer Seits geschlossen wird. Die übrigen Theile sind von den (auf Erzherzog Albert) nachfolgenden Erzherzogen angebauet worden, da sich ihre erzherzogliche Familie vermehrte, und eben darum stellet die Burg kein reguläres Gebäude vor, nur ein Dreyecke mit einem Mittelbau, allwo die Burgkapelle stehet. Das Gebäude ist sehr groß, hat viele herrliche Zimmer und Säle in der Reihe zusammengebauet, und pfleget in der Burg der Präsident des hochansehnlichen Guberniums zu wohnen, auch dieses hohe Gubernium und die J. Oe. Regierung hier ihre Zusammenkünfte zu halten. Die Burg hat vier Geschosse."

Weitere Beachtung verdient unter den Gassen allenfalls noch die „Schmiedgasse", von den lange hier hausenden Gewerbsleuten, welche hauptsächlich das Schmiedehandwerk betrieben, so genannt. Auch sie findet sich schon in sehr alten Stadtpläunen.

---

[1]) Die ausführliche Beschreibung der prachtvollen Festlichkeiten, die anläßlich dieser Hochzeitsfeier stattgefunden, findet man in dem seltenen Werkchen: „Prächtiger Einzug zu den Kayserli. Beylager. Der Allerdurchleuchtigsten Goßmächtigsten Fürstin vnd Frauen, Frauen Claudia Felice Römische Kaiserin, zu Germanien, zu Hungarn, Böhaimb, Dalmatien, Croatien, Sclavonien Königin . . . So den 15.ten Wein- oder Lese-Monats in die Haupt-Stadt Grätz deß durchleuchtigen Hertzog-Thumbs Steyer gehalten worden Anno quo Claudia Felice Tyrolensis, Leopoldi I. facta est sponsa. Jo! Jo laetare Styria! Jo laetare (Chronogramm: 1671) Beschriben von Michael Franckenberger einen Francken. Grätz, Widmanstätterische Erben."

Unter den Plätzen führe ich, außer dem schon erwähnten „Haupt(wach)platz“ [1]), einem unregelmäßigen Viereck, der eben nur als Centralpunkt der Stadt bemerkenswerth erscheint, nur noch den historisch besonders interessanten „Tummelplatz“ an. Hier befand sich schon im zwölften Jahrhundert der Turnierplatz steiermärkischer Ritter und Fürsten, hier endete Herzog Leopold der Tugendsame am 26. December 1194 sein Leben, indem er bei einem Turniere auf dem Eise, das sich auf dem Platze angesammelt hatte, stürzte, sich das Bein brach und, da keine Aerzte zugegen waren und er sich selbst den Fuß abnehmen wollte, sich dabei tödtlich verletzte. Es ist dies derselbe Leopold, welcher im Jahre 1190 bei Ptolemais in Palästina so ritterlich gekämpft und in Folge eines Streites mit König Richard von England vom Pabste mit dem Banne belegt wurde. Als zu jener Zeit Leopold nach der unglücklichen Katastrophe seinen Tod nahen fühlte, ließ er den zufällig anwesenden Erzbischof von Salzburg Adalbert zu sich kommen und begehrte reuig die Lossprechung vom Banne, welche ihm auch zu Theil wurde. Wenige Tage darauf starb der Herzog an der Verblutung. Auf demselben Platze fand auch der „Sackkampf“ des steierischen Ritters Freiherrn Andreas Eberhard von Rauber mit einem spanischen Ritter um Helena, die schöne uneheliche Tochter Maximilian II. und der Gräfin von Ostfriesland, statt, in Folge dessen der durch seine Stärke berühmte Ritter Rauber den spanischen Ritter „einsackte“ und zum großen Ergötzen des ganzen versammelten Hofes der dadurch errungenen Braut zu Füßen legte [2]).

Zwei Gebäude der inneren Stadt haben für den Historiker und Culturhistoriker ganz besondere Bedeutung und verdienen unter den hervorragenden Gebäuden, welche im achtzehnten Jahrhunderte daselbst

[1]) A. J. Cäsar nennt ihn in dem citirten Werke „den großen Paradeplatz“; sowohl in schriftlichen, als auch in gedruckten Denkmälern jener Zeit heißt er aber regelmäßig der „Hauptplatz“ oder „Hauptwachplatz“.

[2]) Näheres über den Kampf in „Valvassor's Ehre des Herzogthums Krain“. Vergl. auch J. R. von Kalchberg's Ballade: „Andreas Eberhard von Rauber“ in dessen „Sämmtl. Werken“. Bd. I. Wien 1816.

bestanden, erwähnt zu werden: das uralte „Landhaus" und das „bürgerliche Rathhaus". Das Landhaus, in der Herrengasse gelegen, ist ein altes ehrwürdiges Gebäude mit zwei Höfen, von denen der eine mit prächtigen Bogen-Arkaden in drei Stockwerken umgeben erscheint, die an die schönsten italischen Bauten des sechszehnten Jahrhunderts erinnern[1]). Da es in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhundertes niederbrannte, wurde es zwischen 1557 und 1567 wieder hergestellt und in den beiden folgenden Jahrhunderten wenig verändert.

Hier fand am 6. Juli 1728 die letzte Erbhuldigung statt, welche die Stände dem Kaiser Carl VI. leisteten. Mit großer Pracht ging die Feierlichkeit vor sich. Der Kaiser, seine Gemalin und seine eilfjährige Tochter, nachherige Kaiserin Maria Theresia, trafen schon am 23. Juni Abends in der glänzend erleuchteten Stadt ein und wurden von dem gesammten Adel und den Ständen empfangen. Der Kaiser verblieb in Graz bis 16. August.

Das „bürgerliche Rathhaus" des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Hauptplatze ist ein ansehnlicher Bau in vier Stockwerken mit einem Thurme, in dem sich Uhr und Glocke befinden. Diese Glocke wird von 11 bis 12 Uhr Nachts geläutet, „wenn ein armer Sünder oder Malefikant zum Tod aufgesetzet wird".

Ich übergehe alle Kirchen, Klöster und übrigen Gebäude der inneren Stadt. Diese selbst lag also, wie wir gesehen, von den Vorstädten vollständig abgeschlossen durch die rings sie einfassenden Wälle und Wassergraben, sowie durch das Flußbett der Mur. Die Vorstädte selbst wurden oben angeführt. Gegen Osten zu befanden sich

[1]) Einen guten Kupferstich dieses Hofes, der freilich durch die allegorischen Figuren, welche im Geschmacke der Zeit eingefügt erscheinen, etwas entstellt ist, findet man in J. Macher's Werke: „Graecium inclyti ducatus Styriae metropolis . . . Graecii 1700. F°." Daselbst befinden sich auch Abbildungen des Rathhauses und anderer öffentlichen Gebäude der Stadt. Das Rathhaus hat seine Gestalt das ganze Jahrhundert hindurch nicht verändert. Ein Umbau desselben erfolgte erst im Jahre 1807.

sehr wenige Gebäude in dem Theile, auf welchen hinaus die Stadtthore führten, Gärten und Wiesen umkränzten hier freundlich die Mauern der Stadt und nur die Vorstadt St. Leonhard erstreckte sich noch weiter gegen Norden hinaus; sie enthielt noch im Jahre 1792 kaum 600 Häuser, die aber meist so gelegen waren, daß Aecker, Wiesen und Gärten sich dazwischen befanden, die daran grenzende Vorstadt „Münzgraben" umfaßte zu derselben Zeit etwa 300 Häuser.

Inmitten des langen Zuges von Gärten und Häusern, den die Vorstadt des St. Leonhard bildet, liegt die „Kirche der deutschen Ordensritter zu St. Kunegund am Leech", eines der historisch merkwürdigsten Baudenkmäler der Steiermark und Oesterreichs. Dieses kleine gothische Kirchlein mit den zwei Thürmen erbaute Leopold der Glorreiche im Jahre 1202 zu Ehren der heiligen Kunegund, „da er gegenwärtig war, da zu Bamberg im Jahre 1201 der Leichnam der heiligen Kunegund übertragen, und bey dieser Uebertragung ein Stummer redend wurde".

Die deutschen Ordensritter führte Herzog Friedrich der Streitbare im Jahre 1233 in Steiermark ein und übergab ihnen die Kirche, indem er sich in dem betreffenden Stiftsbriefe äußert, „daß er den Brüdern des Spitals der heiligen Maria des deutschen Hauses zu Jerusalem, welche seinem Vater bestens bekannt und treu gewesen, der Ursachen die Kirche St. Kunegund zu Baierischgrätz an einem Hügel gelegen, mit aller Freyheit und Gerechtsamen geschenket habe". Er gab nebst den von seinem Vater ertheilten Meierhöfen neue zu dieser Kirche, nämlich einige Meierhöfe zu „Mackau, Ulehingen, Wulfingenstorf, Metzendorf mit allen Nutzen, Rechten und Marktdiensten". Viele Erzherzoge und Kaiser bestätigten in der Folge die Privilegien der Ordenscommende und fügten neue, wohl auch noch wichtigere hinzu. In Folge des bedeutenden Privilegiums vom 14. März 1278 des Kaisers Rudolph, dem die deutschen Ritter am Leech so treue Dienste geleistet, besonders in seinem Kriege gegen Ottokar, hatten sie sogar das Recht erlangt, eine Schule aufrichten zu dürfen, „in welche Jeder, aus welchem Stande und Orte er auch immer sei,

aufgenommen werden konnte", und die Schulobrigkeiten und Lehrer selbst zu wählen und „nach Belieben" abzusetzen. Der Kaiser nahm alle Schüler und Lehrer in seinen und des heiligen römischen Reiches unmittelbaren Schutz und befahl, daß keiner von dem Stadt- oder Landgerichte, sondern nur von dem Ordenscomthur untersucht und gerichtet werden sollte. Sechsundfünfzig Landescomthuren hatten der Commende seit dem Jahre 1247 bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vorgestanden.

Im Jahre 1783, also gerade in dem Zeitraume, welchen sich diese Darstellung zu behandeln vorgenommen, wurde eine neue Vorstadt gegründet. Sie bietet das interessante Beispiel der Begründung eines ganzen Stadttheiles durch einen Privatmann dar und wurde nach dem Namen desselben auch die „Jakominivorstadt" genannt. Ihr Häusercomplex schloß sich hart an den des „Münzgraben" an.

Caspar Andreas Edler v. Jakomini, geboren am 18. October 1726 zu St. Daniel in der Grafschaft Görz, war der Sohn eines k. k. Einnehmers und ein Mann, dessen Vermögensumstände sich Anfangs keineswegs glänzend zeigten, er zeichnete sich schon in der Jugend durch Fleiß, Thätigkeit und große Ordnungsliebe aus, ging als Jüngling unter die Fiumaner Miliz und ward in seinem siebenzehnten Lebensjahre Lieutenant bei diesem Corps, doch verließ er nach seines Vaters Tode den Militärdienst und erhielt dieselbe Stelle, welche der Vater bekleidet hatte. Er versah das Amt des Einnehmers durch neun Jahre, fing dabei an, sich in den Handelsverkehr einzustudiren und unterrichtete sich vorzüglich von dem Gange des Handels zwischen den k. k. Erbstaaten und Italien. Auf diese Art lebte er sich in verschiedene Speculationsgeschäfte ein, die er unternahm und die ihm immer vorzüglich gelangen. Zweiundzwanzig Jahre alt hatte er sich verheiratet, allein im Jahre 1757 starb seine Gemalin. Neuerlich vermält, begab er sich nach Steiermark, übernahm die Post in der Stadt Cilli in Untersteiermark, vergrößerte sein Vermögen in Folge verschiedener neuerlicher Speculationen bedeutend und arbeitete dabei auch viel in öffentlichem Interesse. Seine Rührigkeit erregte die Aufmerksamkeit

der Regierung, die ihm hierauf verschiedene Geschäfte übertrug, welche er mit gewissenhafter Treue vollzog. Er kaufte später mehrere Güter der Untersteiermark, vergrößerte seinen Wohlstand immer mehr und übersiedelte schließlich nach Graz im Jahre 1778. Fünf Jahre später fiel er auf den Gedanken, eine neue Vorstadt anzulegen. Er kaufte die vor dem Eisenthore liegenden öden Gründe und die daselbst befindliche Wiese. Das ganze Terrain wurde geometrisch aufgenommen und der Plan zur Entstehung der Vorstadt dergestalt aufgezeichnet, daß man von dem neuen Hauptplatze derselben sechs Gassen erblicken konnte. Mit Erbauung des großen „Herrschaftshauses" wurde von ihm der Anfang gemacht. Trotz des damals ausgebrochenen Türkenkrieges entstand bald der größte Theil dieser für jene Zeit schönsten Vorstadt, welche seinen Namen trägt und sich bis zum Ufer der Mur erstreckt. Jakomini starb am 15. August des Jahres 1805 im achtzigsten Lebensjahre [1]).

Man sieht daraus, daß die Gründung dieser Vorstadt ein interessantes und merkwürdiges Bild der Erfolge menschlicher Thätigkeit und eifrigen Strebens darbietet und der vergessene Name Jakomini's eine ehrenwerthe Stelle in der Reihe jener Männer verdient, die für die Stadt, also auch für Land und Reich so erfolgreich thätig gewesen.

Der vortreffliche Culturzeichner der „Skitze von Grätz" (1792) [2]) erwähnt es als etwas Besonderes, daß „diese neue Vorstadt gleich in den ersten Jahren ein — wenigstens ebenso gutes — Pflaster als jenes in der Stadt ist", bekam, „ein Vorzug, den die übrigen Vorstädte meistens entbehren; denn aus allen ist nur die Murvorstadt, und auch diese nur soweit, als sie unter der Gerichtsbarkeit des Magistrats steht, gepflastert".

---

[1]) Vergl. M. Kunitsch, Biographien merkwürdiger Männer der östern. Monarchie. IV. Bdch. Grätz 1807.

[2]) Offenbar eine Nachahmung der „Skizze von Wien", übrigens ein vortreffliches Werkchen, das ganz von dem großen Josephinischen Geiste durchweht erscheint.

Daß bei einer Schilderung des Aeußeren der Hauptstadt Steiermarks der „Schloßberg" nicht übergangen werden darf, ist selbstverständlich, er bildete ja ursprünglich die Lehne, an welcher die Stadt gebaut wurde, er sah in so vielen Jahrhunderten jene blutigen Kämpfe zu seinen Füßen, welche die wechselnden Zeiten so oft den Bewohnern gebracht, er hatte ja in den Türkenkriegen und zuletzt noch in den Franzosenkämpfen eine so hervorragende Rolle gespielt, so vielfach zum Schutze der Bürger, ja zur Erhaltung der Stadt selbst beigetragen.

Wie der Berg im achtzehnten Jahrhundert aussah, bildete er mit seinen gewaltigen Mauern, mit den zahlreichen innerhalb derselben gelegenen Gebäuden, ja selbst Kirchen und mit den daselbst in nicht geringer Zahl hausenden Bewohnern gleichsam eine Stadt für sich. An der Südseite zog sich den felsigen Hang von den obersten Befestigungen herab eine mit Thürmen unterbrochene feste Mauer und hinter der von der Stadt abgewendeten Seite derselben führte vom „Carmeliterplatz" der einzige Weg in die Festung, eine solche krönte den Berg bis 1783. Auf dem „Plateau" zeigte sich ein von Gek bäuden umgebener Platz. Nicht fern davon stand das Kirchlein des heiligen Thomas, dem man ein graues Alter zuschreibt und das schon in der sagenhaften Vorgeschichte der Stadt und der Steiermareine Rolle spielt, es ist bezeichnend, daß die Kirche damals „St. Thomas am Walde" genannt wurde. Der Schloßberg des achtzehnten Jahrhunderts ist auf allen Seiten steil und felsig, nirgends ein größerer mit Bäumen bepflanzter Fleck, nirgends eine Anlage oder ein Garten. Nur auf der Südseite, dort, wo die Sonne am heißesten brennt, finden wir schon Rebenpflanzungen, die sich an die steil abfallenden Festungsmauern anlehnen.

Ohne directe Nachweise führen zu können, erzählt die Geschichte, daß dieser felsige Berg schon zu den Römerzeiten bebaut und bewohnt war und daß Carl der Große später hier eine Colonie gegründet hatte. Nachweisbar ist es, daß der Burgbau auf dem Berge später bis in's sechszehnte Jahrhundert den Namen „Bayrischgräz" behielt, daß der Erste, der auf dem Schlosse gehaust, Helmhart, ein Urenkel Ottokars III.

gewesen, nachdem die Traungauer in den Besitz des Berges und der Stadt gekommen waren, daß sich in der Folge die Schloßherren die „Herren von Gräz" nannten und damals auf dieser Höhe zwei Schlösser besaßen (und eines hart am nördlichen Fuße des Berges), daß diese selbst in der Vorzeit bewaldet war und daß im Jahre 1532 sich die Bürger der Stadt mit ihrer besten Habe in diese Befestigungen zurückzogen, als Ibrahim Pascha mit seinem großen Türkenheere Gräz umlagerte, daß die Festung hartnäckig vertheidigt wurde und die Türken zum Abzuge gezwungen waren, daß weiters die Besatzung des Schloßberges an der sieghaften Schlacht bei Fernitz Antheil nahm.

Zwischen 1544 bis 1559 wurde hier „nach den Grundsätzen des neuen Kriegswesens" eine neue Festung gebaut, und bis 1572 hatte dieselbe Rupprecht Freiherr von Eggenberg, röm. kais. königl. span. Feldmarschall und k. k. geh. Rath, als Hauptmann inne. In diese Festung sandte Ferdinand III. seine Familie und seine Schätze von Wien aus, als 1644 die Schweden bei Jankau jenen großen Sieg erfochten hatten.

Endlich im Jahre 1783 verfügte Kaiser Joseph II., die Festung solle eingehen, aber noch einmal wurde sie historisch bedeutsam. Am 13. Juni 1809 belagerte dieselbe Marschall Macdonald, nachdem sie Erzherzog Johann doch noch einmal mit 500 Mann Landwehr und 26 Kanonen besetzt hatte. Die Belagerung dauerte volle sieben Tage. Erst der am 23. Juli 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossene Waffenstillstand lieferte den Schloßberg den Franzosen ganz in die Hände. Es wurden nun die meisten Befestigungswerke gesprengt, nur der sogenannte „Uhrthurm" und der große „Glockenthurm" blieben erhalten [1]).

Die in dem letzteren befindliche Glocke, die größte der Steiermark, wurde im Jahre 1587 von Martin Hilger über Veranlassung des Erzherzogs Carl gegossen, sie erhielt seit 1684, da sie um 7 Uhr Morgens und Abends geläutet wurde, den Namen „Siebenglocke".

---

[1]) Gegen eine Entschädigung von 2840 Gulden in Bankozetteln.

Ihr rief der berühmteste Dichter Steiermarks im achtzehnten Jahrhundert, J. v. Kalchberg [1]), in einem Gedichte die Worte zu:

Immer, traute Glocke, sollst du tönen,
Noch der Gräzer späten Enkelsöhnen
  Ein getreuer Pflichtenherold sein!
Und so oft sie schallen, deine Töne,
Kehre Ruh, die schönste Himmelsschöne
  In Pallästen und in Hütten ein!

Wenn man vor hundert Jahren von dem Murthore aus über die Brücke in die Murvorstadt ging und den Weg durch die Hauptstraße dieser Vorstadt, an welche sich die „Eggenberger Straße" anschloß, verfolgte, gelangte man zu der langen dichten Kastanienallee, welche in den Garten des gräflich Herberstein'schen Schlosses „Eggenberg" und zu diesem Schlosse selbst führte. Die Familie der „Fürsten von Eggenberg" war zu bedeutend für Land und Reich, als daß des Schlosses hier nicht wenigstens noch Erwähnung geschehen sollte, obgleich es eigentlich weit außerhalb der Stadt liegt.

Im fünfzehnten Jahrhundert waren die „Eggenberger" noch als fleißige Bürger im ganzen Lande bekannt. Man möchte sie die „Fugger" der Steiermark nennen. Kaiser Friedrich IV. trat, als er sich in Geldverlegenheiten befand, schon mit Balthasar Eggenberger in Verbindung, erhob ihn später in den Adelsstand und machte ihn sogar zu seinem Münzmeister. Ein Nachkomme desselben, Johann Ulrich Freiherr von Eggenberg (geb. 1568, gest. 1634) erbaute das fürstliche Residenzschloß in derselben Gestalt, die es im achtzehnten Jahrhunderte hatte und die es heute noch hat. Das Schloß ist im Viereck massiv erbaut, und wird von einem höheren Thurme und vier kleineren Thürmen an den Ecken überragt, der Letzte des Stammes der Eggenberger, ein Johann Christian, starb im Jahre 1717 und Eggenberg gelangte in den Besitz des nicht minder alten Geschlechtes

[1]) Ueber diesen vergl. weiter unten bei der Besprechung der literarischen Verhältnisse das Nähere.

der Reichsgrafen von Herberstein. In Eggenberg wohnte im Jahre 1765 Maria Theresia mit ihrem Gemale Kaiser Franz, dem Kronprinzen Josef und den übrigen Gliedern der kaiserlichen Familie, hier fand auch im Jahre 1777 das letzte große Turnier in der Steiermark statt.

Den größten Theil der Murvorstadt, besonders gegen das Freie zu, nahmen große Gärten ein, zwischen denen einzelne Straßen hinführten.

Oeffentliche Spaziergänge kannte man schon im achtzehnten Jahrhunderte in der nächsten Nähe der inneren Stadt. Die beliebtesten waren auf den Wällen um die Stadt selbst, dort und vor dem „Eisenthore", später auf dem neuen Jakominiplatze sammelte sich an schönen Sommerabenden eine bunte lustwandelnde Gesellschaft. Mit der Vergrößerung der Stadt erweiterten sich auch die öffentlichen Spazierplätze. Man legte auf der Murvorstadtseite selbst neben dem Fluß gegen Süden zu eine Art Park an, pflanzte Maulbeerbäume hin, errichtete Ruhebänke, und dieser Ort wurde „die Lieblingszusammenkunft der schönen und tapferen, großen und kleinen, adelichen und bürgerlichen Grazerwelt; und man will berechnet haben, daß seitdem von diesem Platze aus allein schon 935 Trauungen entsprossen sind", fügt der Verfasser des schon oben erwähnten „Grätzermährchens" schalkhaft hinzu.

Damit finde diese einleitende Skizze ihren Abschluß, nachdem das historisch wichtige Terrain sondirt und die allgemeine Uebersicht der Größe und Bedeutung der Stadt Graz im achtzehnten Jahrhundert so weit, als dies etwa nothwendig sein dürfte, gegeben erscheint.

II.

Theaterverhältnisse.

Erste Aufführung von Schiller's „Räubern". Schiller in Graz und Wien. Das Theater im siebzehnten Jahrhundert und früher in Graz. Schulcomödien der Jesuiten-Lehranstalten. Probe einer solchen. Die italienische Oper auf der Bühne zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Joh. Ad. Hasse und sein „Artaserse" in Graz. Das Theatergebäude bis 1776 und später. Eröffnung des neuen Schauspielhauses. Die leichtere italienische Operettenmusik. Das Hanswurstheater und das „Sommertheater" der Stadt. Ausstattungsstücke und die Ausstattung überhaupt. Das Ballet. Historische Rückblicke auf dasselbe. Ballets auf der Grazer Bühne. Ein Ballet: „Der junge Werther". Das Lustspiel und das Schauspiel. Die abenteuerlichen Titel der Stücke und die Sucht, solche zu erfinden. Die ersten Aufführungen weiterer Schiller'scher Stücke in der Hauptstadt. Shakespeare und die hervorragendsten seiner Dramen. Erste Aufführungen in Graz. Eine Recension von „Romeo und Julie" aus dem Jahre 1796. Die Lustspieldichter. Iffland und Kotzebue. Travestien von K. L. Giseke auf der Bühne. „Agnes Bernauerin". Proben daraus. „Der travestirte Hamlet". Proben daraus. Die „deutsche" Musik. Mozart. Theaterrepertoire vom October des Jahres 1795 und vom Januar bis August 1797. Eine Freicomödie. Die Theaterdirectoren bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Theaterprolog von 1797.

Am 21. Januar des Jahres 1788 wurde der Bevölkerung von Steiermarks Hauptstadt folgende Theaternachricht bekannt gegeben: „Heute wird im hiesigen landschaftlichen Schauspielhause zum erstenmal aufgeführt ein großes bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, genannt der Fall des Moorischen Hauses oder die Räuber. Schöne Verzierungen des Theaters, eine große Menge auftretender Personen, viele Hunde, lebendige Pferde und andere schöne Vorstellungen werden zum Vorschein kommen." — So ist der Dramatiker Schiller dem Grazer Publicum bekannt geworden, nicht einmal den Namen des Dichters hatte man, nach damaliger Sitte, in der Anzeige erwähnt. Und doch war dieser Name in Deutschland schon bekannt und berühmt geworden, und doch waren vor sechs Jahren „Die Räuber" mit Sensation über die Bretter der Manheimer Bühne gegangen, ja inzwischen sogar „Fiesco" und „Cabale und Liebe", jene Erzeugnisse aus der kraftgenialen Periode. Aber dies eine Trauerspiel machte auch in Graz den Liebling des Verehrers der Poesie zum Liebling des Theaterpublicums, so daß vier Jahre später schon ein Schriftsteller, offenbar mit einem hämischen Seitenblicke, ausrief: „Das monströse Stück, „Die Räuber", würde, wenn man es auch täglich gäbe, immer das Haus voll Zuschauer haben." In der That mußte „der Fall des Moorischen Hauses" oft wiederholt werden und war jedesmal das Theater gedrängt voll.

Es ist höchst bezeichnend, daß Steiermarks Hauptstadt sich in einem so bedeutenden geistigen Zusammenhang mit demselben Deutschland zeigt, von dem Oesterreich bis gegen Ende des achtzehnten

Jahrhunderts beinahe ganz abgeschlossen erschien. Fand doch selbst in Wien Schiller's dramatische Muse erst spät Eingang, und nur wenige Wochen vor der ersten Aufführung der „Räuber“ in Graz wurde „die Verschwörung des Fiesco“ (ebenfalls ohne Angabe des Verfassers) in dem damaligen Wiener Hof- (Burg-) Theater aufgeführt, nämlich am 1. December 1787. Es war dies überhaupt die erste Aufführung eines Schiller'schen Schauspieles in Wien und der 18. October 1850 der erste Tag, welcher die Darstellung der „Räuber“ im Wiener Burgtheater gesehen[1]).

Die früheren theatralischen Productionen in Graz waren zum großen Theile von den in dieser Richtung so überaus thätigen Jesuiten angeordnet und eingerichtet. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhundertes kannte man öffentliche Schauspiele fast nur als Schulcomödien der Lehranstalten, die ja alle von den Jesuiten geleitet erschienen, und die Einrichtung dieser Comödien reicht so weit in die früheren Jahrhunderte zurück, als der Orden der Gesellschaft Jesu überhaupt die Schulen, und zwar sowohl die höheren, als auch die niederen inne hatte. Diese Comödien (wohl auch Tragödien) waren überaus prunkvoll angeordnet, und man irrt sehr, wenn man glaubt, daß dabei nicht ein großer scenischer Apparat in Bewegung gesetzt wurde. H. M. Richter erzählt beispielsweise[2]) von einem schon im Jahre 1589 aufgeführten Schauspiele dieser Art, betitelt: „Die Ankunft Christi als Richter der Welt am jüngsten Tage“, in dem die Maschinerie Außerordentliches geleistet. Man sah den Mond und die Gestirne vom Himmel fallen, die Gräber sich öffnen, die Todten auferstehen, den Richter auf einer glänzenden Wolke erscheinen und von einem Regenbogen umflossen seinen Urtheilsspruch fällen. Zum Schlusse stürzte die Erde in Flammen zusammen.

---

[1]) So unglaublich dies klingt, so beruht es doch auf authentischen Quellenmittheilungen. Man vergleiche z. B. Wlassack: Chronik des k. k. Hofburgtheaters. Wien, Rosner 1876.

[2]) H. M. Richter: Geistesströmungen. Berlin 1876. S. 119.

Später finden wir diese Schauspiele noch immer, aber nicht mehr so regelmäßig wiederkehrend; bemerkenswerth erscheint es, daß die Darsteller, welche über Anregung ihrer Lehrer, der Jesuiten, spielten, keineswegs nur Studierende der unteren Humanitätsclassen, sondern nicht selten Hochschüler gewesen sind. Zu Ende des siebzehnten Jahrhundertes sind es freilich nur mehr ganz besondere Gelegenheiten, welche noch den Anlaß zu einer oder der anderen derartigen theatralischen Aufführung geben. So fand eine solche anläßlich der Feier der Vermählung Leopold's mit Claudia Felicitas statt[1]). Das dramatisch behandelte Thema war der Profangeschichte entnommen. Eigene Büchelchen, welche den Inhalt des ganzen Schauspieles, das in lateinischen Versen geschrieben erschien, enthielten, wurden ausgegeben. Der vollständige Titel lautete: „Cyrus, ludis nuptialibus augustissimi Romanorum imperatoris Leopoldi et Claudiae Felicis, archiducis Austriae etc. ab academica juventute archiducalis collegij et universitatis societatis Jesu Graecij in scenam data. Anno Dni. MDCLXXIII." Das Spiel eröffnete vor Allem ein allegorischer „Prologus", ein kurzes Vorspiel. Dasselbe war natürlich zur Verherrlichung des Regenten, beziehungsweise Oesterreichs vorangeschickt. Als der Vorhang aufging, sah man Folgendes: „Austria innixa cruci in orbe imperiali, quem tenent quatuor saecula, noctem gemit, solemque suspirat. Docetur ab Hymenaeo, noctem hanc esse suae felicitatis pronubam. Iubetur numerare stellas: accipit promissionem Abrahamae Gen. 15. Ideoque invitatur ad nuptias. Excedunt quatuor sæcula, quae ab electo in Imperatorem Rudolpho I. hoc ipso anno effluunt: et aperitur aurora quinti. Demum per gloriam Austriacam plenus dies indecitur." Das Vorspiel, in dem Austria, Hymen, Gloria und ein Chor redend eingeführt sind, schließt mit den Worten der Austria und Gloria:

---

[1]) Vergl. in der Einleitung oben S. 11 die Anmerkung.

Felicitas haec Austriae est,
Non terminari saeculis.
Ad vesperam prioris
Solem secundi oriri.

In fünf Acten schloß sich sodann das eigentliche Schauspiel „Cyrus" an, das hie und da auch durch Musik unterbrochen wurde und über dessen Inhalt nichts Besonderes zu berichten ist, da es sich an die geschichtliche Ueberlieferung hält und von etwa origineller Handlung oder Charakterzeichnung keine Spur zu finden ist[1]).

Im achtzehnten Jahrhundert finden wir nun freilich schon ein ständiges Theater auf dem „Tummelplatze" in Graz und unter der Direction des „Angelo Mingotti, Impressario dell' opere Italiane" schon in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren dasselbe in Flor. Cultivirt wurde selbstverständlich damals nur die italienische Oper.

Es ist bekannt, welchen Einfluß die italienische Oper auf die ganze Entwicklung der Musik Deutschlands im achtzehnten Jahrhunderte ausübte, es ist bekannt, daß sich die Regenten deutscher Höfe oft mit enormen Kosten die Sänger und Sängerinnen der „Opera" aus Italien verschrieben und für einen „Maëstro" mitunter Summen ausgaben, welche wir heutzutage beinahe unbegreiflich finden. Das nationale Element in der Opernmusik war zu Anfang des Jahrhundertes, von dem die Rede ist, noch nicht durchgedrungen, hatte noch im Jahre 1700 gar keinen Anlauf genommen, und so blieben alle Theater gänzlich der „wälschen Oper" verfallen.

Durchwegs zeigt sich dies denn auch in den seit dem ersten Drittel des Jahrhunderts aufgeführten Opern, welche mit nicht geringem Prunke in der Ausstattung, wie bemerkt schon unter der Leitung eines „Impressario" auch in der steiermärkischen Hauptstadt (die Textworte natürlich in italienischer Sprache) zur Aufführung gelangten. So wurden, um einige Beispiele anzuführen, im Jahre

[1]) Ueber die Aufführung solcher Comödien unter geistlicher Leitung noch im Jahre 1765 vergl. Adam Wolf: Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Wien 1858, S. 254.

1737 zur Vorstellung gebracht: Gem. Giacomelli's Oper „L'Arsace", im Jahre 1739 Francesco Zopis' „Lucio Papirio, dittatore", im Jahre 1742 die Oper „Sirbace" von Paulo Scalabrini, in demselben Jahre von demselben Componisten „Oronte re de Sciti", im Jahre 1743 Scalabrini's weit berühmt gewordene Oper „La Semiramide riconosciuta"[1]), im Jahre 1745 Baldissera Galluppi's „Argenide" u. A. m.

Auch die deutsche Opernmusik schmiegte sich eng an die italienische an und der sächsische Obercapellmeister Johann Adolf Hasse machte bekanntlich mit seinen Opern zuerst, trotzdem er ein Deutscher war, so bedeutendes Aufsehen. Hasse, geboren im Jahre 1705, hatte aber auch selbst seine musikalische Ausbildung in Neapel erlangt. Sein „Antigonus" kam 1723 in Braunschweig auf die Bühne, also zu einer Zeit, da der Componist achtzehn Jahre alt war. Porpora und Scarlatti waren die Lehrer des genialen jungen Mannes, der im Jahre 1731 mit seiner Gemalin, der berühmten „Faustina Hasse" nach Dresden berufen und mit einem Jahresgehalte von 12.000 Thalern als Obercapellmeister angestellt wurde. Hasse's „Artaserse" machte die Runde über die Bühnen Europas, im Jahre 1733 wurde diese Oper sogar in London mit ungeheuerem Beifalle aufgeführt.

Auch in Graz zählte der „caro Sassone", diesen Beinamen hatte ihm Italien gegeben, bald zu den beliebtesten Conponisten. Im Fasching 1738 wurde „L'Alessandro nell'Indie" mit größtem Beifalle in dem Grazer Operntheater aufgeführt[2]). Außerordentliches Aufsehen

---

[1]) Diese Oper ward denn auch so beliebt, daß man sie selbst in deutscher Sprache aufzuführen sich entschloß. Der Titel des ausgegebenen Textbuches lautet: „Die erkannte Semiramis, das ist: ein musikalisches Dramma, welches in dem Theatro auf dem Tummel-Platz unter Hohem Schutz deren nach Stand und Würde Hochgeehrtesten Damen zu Grätz im Fasching des 1746ten Jahres vorzustellen ist."

[2]) L'Alessandro nell' Indie. Drama per musica da rappresentarsi nel nuovissimo teatro al Tummelplatz in Graz, consagrato all' imparegiabile merito dell' eccell. ed illustrissima cospicua nobilita di dame, e cavalieri della celeberrima citta di Graz. Nel Carnevale dell' Anno 1738. — „Die musica-

aber machte die Aufführung des „Artaxerxes". Das Textbuch trägt auch ausnahmsweise sogar einen deutschen Titel, den ich vollständig hieher setze: „Artaxerxes, Musicalisches Schau-Spil, welches auf dem gantz neuen Theatro in dem Tummel-Platz in Grätz vorgestellet werden solle. In dem Fruh-Jahr Anno 1738. Die Poësie ist von dem Herrn Peter Metastasio, Sr. Kayserl. und Cathol. Majestät Hof-Poëten, unter der Arcadischen Gesellschaft Artino Corasio genannt. Die Musicalische Composition ist von dem Herrn Johann Adolph Hasse, mit dem Bey-Nahmen Sassone oder Sachs, Sr. Königl. Majestät in Pohlen, und Chur-Fürsten von Sachsen Capell-Meistern, wie auch Capell-Meistern des Spitals agl incurabili genannt, in Venedig." Es wird nicht uninteressant sein, den „Innhalt der Action" dieses berühmten Operustücks des achtzehnten Jahrhundertes kennen zu lernen, ich führe ihn daher mit den Worten des Textbuches ebenfalls noch an:

„Artabanus, Hauptmann über die Königliche Leib-Wacht des Xerxes, nach denen durch die Griechen erlittenen Niederlagen, die Macht seines Königs täglich vermindern ersehend, machte sich die Hoffnung, seinem Ehrgeitz mit obgedachten Xerxes auch zugleich das gantze Königl. Geschlecht aufopferen, und sich auf den Persianischen Thron schwingen zu können. Schliche dahero, sich die Freundschaft und Verträulichkeit, mit der ihm sein Herr begegnete, zu Nutzen machend, bey nächtlicher Weile in das Zimmer des Xerxes und ermordete solchen. Nachgehends reitzete er die zwey Königl. Printzen des Xerxes auf solche Art wider einander, daß Artaxerxes einen von denen schon gemeldten Söhnen seinen eigenen Bruder Darius umbringen liesse, denselben auf Beredung des Artabanus vor den Vatter-Mörder haltend. Fehlete also dem Verräther um seine Absichten zu vollziehen nur allein der Todt des Artaxerxes, welchen er ihm zwar zubereitet, aber verschidene Zufähle (welche gegenwärtigem Schau-Spil die meiste Auszierungen geben) verzögerten solchen, daß er end-

---

lische Composition", heißt es am Ende des Personenverzeichnisses, „ist von dem Welt-berühmten Herrn Johann Adolph Hasse, mit dem Bey-Nahmen Sassone oder Sachs" u. s. w.

lich gar nicht hat können vollbracht werden, indem die Verrätherey entdecket, und Artaxerxes in Sicherheit gesetzet worden. Dise Sicherheit und Entdeckung ist die vornehmste Handlung diser Vorstellung. (Justin. im 3. Buch im 1. Cap.)"

Und seltsam, im Jahre 1753 ward derselbe „Artaserse" wieder aufgeführt, allerdings unter anderer Direction, da hatte man des eigentlichen „weltberühmten" Componisten schon vergessen und man konnte im Textbuch lesen, daß „die Music componirt" sei „von Herrn Frantz Maggiori, Capell-Meister in Neapel".

Die heroische Opernmusik der Italiener und ihrer Nachahmer hatte aber auch in der Landeshauptstadt nur bis in das zweite Drittel des achtzehnten Jahrhundertes Bestand. Von da an reißt eine gewisse Unordnung im Theaterwesen ein. Bis 1775 ist von einem geordneten Repertoire in Graz noch gar keine Rede. Je nachdem der Geschmack „des zur Zeit den Ton angebenden großen Herrn" beschaffen war, so hatte man hier bald eine Compagnie Possenreißer, die ihre Rollen handwerksmäßig herunterarbeiteten, bald gab es wieder eine „wälsche Opernsängerei", bei welcher der Bürger einschlief, der Adel plauderte, bald kam wieder eine Truppe angerückt, wobei Schauspieler, Sänger, Ballettänzer und Pantomimist in Einer Person vereinigt auftrat.

Doch erscheint es zweckmäßig, vor Allem das Theatergebäude selbst in's Auge zu fassen. Bis zum Jahre 1776 befand sich dieses, wie schon aus dem oben Angeführten ersichtlich ist, auf dem Tummelplatz; klein und eng, bot es nicht den genügenden Raum für das Theaterpublicum einer Provinzialhauptstadt, die damals schon gegen 26.000 Einwohner zählte; — der Bau selbst war sehr ungeschickt ausgeführt, zudem lag das Theater neben dem Pulvermagazin und seine Baufälligkeit flößte vielfache Bedenken ein. Ueber eine Zuschrift des Guberniums erklärten sich die steiermärkischen Stände bereit, einen Neubau des Schauspielhauses in Verbindung mit dem Redoutensaale zu veranlassen und die Kosten hiefür zu decken. Dieser Bau, welcher denn auch auf dem Platze, wo heute das Landestheater steht, unter dem Landeshauptmann Leopold Grafen v. Herberstein begonnen wurde,

ward im Jahre 1775 vollendet. Das Gebäude, drei Stockwerke hoch, hatte seine Stirnwand gegen den Universitätsplatz gerichtet, im Innern enthielt es zwei Stockwerke Logen „für die Noblesse" und im dritten Stockwerke eine Galerie, in gleicher Höhe mit dem Parterre befanden sich ebenfalls vier Logen, im Ganzen faßte das Theater über tausend Zuschauer [1]).

Was das Repertoire der neuen Bühne betraf, so ward dasselbe nun schon mehr in Ordnung gebracht und tüchtige Leiter sorgten für gute Stücke und geeignete Besetzung.

So zeigte sich der Einfluß einer weisen Regierung selbst in dieser künstlerischen Richtung. Auch hatte schon mehrere Jahre zuvor der Regenerator der Wiener Bühne, Sonnenfels, in seiner „Nachricht von der neuen Theatral-Direction an das Publikum" (1770) [2]) die bedeutsamen Worte an's Volk gerichtet: „Der feinere Theil der Nation fängt an dem Nationalschauspiele mit einiger Wärme Antheil zu nehmen und die Weisheit des Monarchen hält diesen Theil der allgemeinen Ergötzungen nicht unter Ihrer Sorgfalt. Diese Betrachtungen erfordern unsere vorzügliche Aufmerksamkeit für das deutsche, d. i. für das Schauspiel der Nation."

Graz stand immer im geistigen Zusammenhange mit Wien, wie es ja auch räumlich der Residenz verhältnißmäßig nahegerückt war, und die Ideen, welche Sonnenfels in diesen Worten ausgesprochen, fanden einen Widerhall in den Herzen der steiermärkischen Kunstfreunde. Vielleicht ist schon der erwähnte Neubau des Theaters eine Folge der Sonnenfels'schen Ideen, jedenfalls steht er mit denselben im Zusammenhange.

Das neue landständische Schauspielhaus wurde somit unter seinem ersten Director Jakobelli am 9. September 1776 mit dem Trauerspiele „Derbi oder Treue und Freundschaft", das auch im Drucke

---

[1]) Dieses Theater brannte im Jahre 1823 vollständig nieder, das heute bestehende „Landestheater" wurde im Jahre 1825 erbaut, es faßt nur gegen 1500 Personen.

[2]) Wlassack a. a. O. S. 22.

erschien, eröffnet. Diesem Stücke folgten nun häufig noch deutsche Original-Schau- und Lustspiele. Allerdings gehören viele, viele Namen der Dichter und der Stücke, die damals auf der Bühne Aufsehen erregten, die „weit berühmt" genannt wurden, heutzutage der Vergessenheit, höchstens vielleicht als Curiosum der Cultur- oder Literaturgeschichte an. Wer kennt heute das „herrliche Trauerspiel" „Hainz von Stain", oder das „prächtige heroische Schauspiel" in sechs Aufzügen „Kaiser Karl V.", oder selbst Hagemanne's Ritterschauspiel: „Ludwig der Springer!"

Auf die Schauspiele selbst komme ich weiter unten zu sprechen, hier erscheint es nothwendig, noch einmal einen Blick der Oper zuzuwenden. Jetzt war es hauptsächlich die „opera buffa", welche neben dem Schauspiele gepflegt wurde und sich noch lange allgemeiner Beliebtheit erfreute. Das frühere ernste, heroische Element der Oper war beinahe ganz verschwunden. Es ward zur Mode, die opera buffa zu besuchen und gehörte zum feinen Ton. In dieser Richtung beherrschte italienische Musik allerdings noch zum Theile, wenigstens auf dem Gebiete des Singspiels, die Bühne der Stadt bis 1785. Es bestand die Uebung, besonders im Winter, zu welcher Zeit das Theater stark besucht war, dergleichen Opern aufzuführen, im Sommer wurde dann dem „deutschen Schauspiele" mehr Aufmerksamkeit zugewendet.

Unter den Operetten, wenn ich die operetta giocosa so nennen darf, die auf der neuen Bühne zur Darstellung gelangten, war die erste „La contadina in corte" („die Bäuerinn bey Hofe"). Der Text, den Director Jakobelli drucken ließ und „dem hohen Adel und gnädigen Ritterstande des Herzogthums Steyermark in ehrfurchtsvoller Ergebenheit" zueignete, war, wie dies ja in der Vorperiode bei den heroischen Opern mitunter der Fall gewesen, in italienischer und deutscher Sprache abgefaßt. Das Singspiel gefiel ausnehmend und nun folgte eine Reihe von leichteren italienischen Operetten, die vom Publicum alle sehr freundlich aufgenommen wurden, aber beiweitem nicht mit so vielen Ansprüchen auftraten, als die hochtragischen Opern

der früheren Zeit. Die beliebtesten dieser italienischen Operetten waren allenfalls: Salieri's „La fiera di Venezia" (der Jahrmarkt von Venedig"), Gazaniga's „La locanda" („das Gasthaus"), ferner Gretri's „Zemira ed Azor" (Drama eroicomico), Sarti's „Le gelosie villane" („die Eifersucht der Bauern"), Gazaniga's „L'isola d'Alcina" (die Insel von Alcina"), Galuppi's „Il marchese villano" („der bäurische Marches"), Anfossi's „La forza delle donne" („die Stärke der Frauenzimmer"), desselben Meisters „La vedova galante o sia il geloso in cimento" („die artige Wittib, oder der aufgebrachte Eifersüchtige"), endlich Paisello's „La Frascatana" („das Mädchen von Frascati unweit Rom")[1]). Das letztgenannte drama giocosa, zuerst im Sommer des Jahres 1778 aufgeführt, erfreute sich einer ganz besonderen Beliebtheit, es bildete ein förmliches „Zugstück" und mußte immer und immer wieder zur Darstellung gelangen.

Eine Eigenthümlichkeit aller österreichischen Theater, vor Allem aber der Wiener, ist der ebenfalls aus Italien importirte Hanswurst, der „Kasperl", aus dem zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hanswurst wurde in Wien bekanntlich bald vertrieben, aber selbst später wollte ein großer Theil des Publicums die lustige Person nicht missen. Man machte also verschiedene Versuche, eine solche lustige Person einzuführen, „wovon der Kasperl, welcher einen österreichischen Bauernjungen vorstellt, der durch seine dummen oder naiven Einfälle belustigt, den meisten Beifall erhielt". Als die extemporirten Stücke, denn solche waren es vor Allem, worin Kasperl seine Späße machte, vom großen Wiener Theater ganz vertrieben wurden, führten die Vorstadttheater noch lange den tollen Lustigmacher dem Publicum vor[2]). Vielfach machte man damals Versuche das Kasperl-Theater aus der groben Karrikatur, ja selbst Unsittlichkeit herauszuziehen, in welche es verfallen war, denn in Wahrheit

[1]) Ich bemerke, daß die in Klammern eingeschlossenen Titel nach dem Wortlaute der Uebersetzung des Textbuches aufgezeichnet sind.

[2]) Vergl. F. Nicolai: „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781". Berlin und Stettin 1784. IV. Bd.

trieben die Schauspieler gerade in diesen extemporirten Stücken oft das tollste Zeug und beobachteten dem Publicum gegenüber gar keine Zurückhaltung. Dieser Umstand bereitete der Hanswurstcomödie den Untergang, die aber keineswegs so wegwerfend betrachtet werden sollte, als man dies gewöhnlich thut, wenn vom „Kasperl" die Rede ist, nicht nur liegt die Vorliebe für das Derbe, Schwankhafte in dem Volkscharakter des Oesterreichers, sondern diese Kasperltheaterstücke zeigten auch oft von gesunder, urwüchsiger Komik, wie man sie sonst gerade damals so selten auf der Bühne anzutreffen pflegte [1]).

Auch die steiermärkische Hauptstadt bietet uns im achtzehnten Jahrhundert die Hanswurstcomödie, und zwar in einem zweiten bestehenden Theater.

---

[1]) Ein Mann ist es besonders, der durch seine literarische Wirksamkeit für die Regeneration der extemporirten Comödie, beziehungsweise für die gänzliche Abschaffung derselben in Wien und ganz Oesterreich wichtig geworden, ich meine den Possendichter Philipp Hafner. Im Jahre 1731 zu Wien geboren, erhielt Hafner eine angemessene Bildung, studirte die Rechte und wurde Assessor beim Wiener Stadtgerichte. Von früher Jugend an schon hatte er an dem Theater Interesse gewonnen, später fing er selbst Stücke zu schreiben an, in denen er das Gebiet der Posse mit Glück betrat, ohne aber deßhalb dem Publicum solche Abgeschmacktheiten zu bieten, wie die früheren sogenannten Possen. Seine Stücke enthalten alle sehr viel Witz und drastische Situationskomik. Auf das erste derselben „Der alte Odoardo und der lächerliche Hanswurst" (1755) folgten „Mägera, die förchterliche Hexe" (1764), „Die in dauerhafte Freundschaft sich verwandelnde Rache" (1765), „Etwas zum Lachen im Fasching oder Burlin's und Hanswurst's seltsame Carnevalszufälle" (1771), „Die bürgerliche Dame" (1771), „Der Furchtsame" (1774), „Die reisenden Comödianten" (1774), „Evakathel und Schnudi" u. A. Eine Sammlung seiner „Lustspiele" erschien im Jahre 1782, später im Jahre 1812 in Wien. Der darin befindliche „Brief eines neuen Comödienschreibers an einen Schauspieler", mit welchem er diesem Schauspieler ironisch ein neues extemporirtes Stück anbietet, zeigt schon sein Bestreben, dieser Gattung Comödien ein Ende zu machen, was ihm auch gelungen ist. Hafner zeigt in allen seinen Possen Humor und gesunden Menschenverstand und ist mit diesen lustigen Stücken wohl auch der Begründer der heutigen Volksposse geworden.

Dies zweite „Theater", welches Graz damals besaß, wenn man die vor dem Eisenthore aufgeschlagene große Bretterhütte so bezeichnen darf, führte den Namen eines Sommertheaters, da meist nur im Sommer zwischen 4 Uhr Nachmittags und 10 Uhr Abends darin gespielt wurde; es ward im Jahre 1701 von einem Director des eigentlichen Schauspielhauses errichtet und wollte dem Geschmacke der unteren Volksclasse gerecht werden, in Wahrheit beförderte es nur die Geschmack losigkeit; Hanswurstcomödien der niedersten Sorte und Zoten blieben an der Tagesordnung. Ueberdies bildete die hier ihre Späße vortragende Schauspielertruppe nur eine Anzahl herumziehender Comödianten, von denen man freilich nicht viel Anderes erwarten konnte. Der gebildete Theil der Bevölkerung war denn auch mit diesem für die Hauptstadt höchst unziemlichen „Sommertheater" sehr unzufrieden, in einer Stadt, in der die Bevölkerung bereits dem auftauchenden classischen Lust- und Schauspiele ihre Aufmerksamkeit zuwendete, die den Worten Schiller's mit Begeisterung zu lauschen begann und sich an den immerhin feineren Witzen der italienischen Operette ergötzte, konnte sich das tolle Treiben des Hanswurstes nicht lange mehr erhalten. Wie es in Wien eingestellt worden war, so hatte auch hier der Lustigmacher bald seine letzten Späße gemacht. Es liegt der Grund der Auflassung dieses Hanswursttheaters wohl auch in dem Neubau des Schauspielhauses, das den niederen Volksclassen mehr Raum gewährte, denn in dem Schauspielhause auf dem Tummelplatz war „das Volk" in einem „engen Winkel" zusammengepfercht, in dem man überdies sehr schlecht hörte, zudem das „Nobleparterre" der Sitte huldigte, „noblement zu schwatzen und zu plaudern", eine Gewohnheit, die nach dem Ausspruche des anonymen Schriftstellers, den ich citire, „sich nach und nach durch das Beispiel des Monarchen verlor, der gegen ein gesammtes Publicum stets Achtung blicken läßt, dem der größere Theil stets mehr am Herzen liegt, als der kleinere, der den Mann im Gemeinparterre ebenso schätzt, als den in der Loge, wenn sie Beide gleich brav sind". Das ist nun zugleich ein Urtheil eines Zeitgenossen über

den großen Josef II., wie man es sich kaum charakteristischer denken kann.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte man für die Ausstattung der italienischen Opern ungeheure Summen ausgegeben; sowohl in Italien, als auch in Deutschland überbot man sich an der Pracht, welche da aufgewendet wurde, standen doch dem Theater San Carlo in Neapel jährlich 200.000, sage zweimalhunderttausend Ducaten für Decorationen zur Verfügung, und das Dresdner Hoftheater ließ sich die Ausstattung der Oper „Soleiman" 80.000 Thaler kosten. Dafür war aber auch die Scenerie in diesem Prachtstücke großartig. Es kam vor: „ein Zug des orientalischen Fürsten Selim; Seykan Bassa mit der türkischen Miliz; Chor türkischer Musikanten; Commando-Miliz; vier Mohren, geschmückte Kameele und Dromedare, zwei Elephanten mit Führern und persischen Knaben zur Seite; Sklaven mit wilden Thieren; Türken mit Siegesbeute; vier Fähndriche mit eroberten Siegeszeichen; persische Gefangene; Selim's Handpferde, von je zwei Mohren geführt; Bassas zu Pferde mit je einem Knechte drei Bassas mit Roßschweifen zu Pferde; sechs Mohren; vier Pagen des Selim; Selim auf einem Schimmel, Schwertträger und Hauptleute der Garde; Agas zu Pferde; türkische Lakeien zu Pferde; Janitscharen; Officiere".

Aber selbst später finden wir mit der Ausstattung sehr viel Luxus getrieben und in der Landeshauptstadt der Steiermark wollte man umsoweniger anderen Städten nachstehen, als das Publicum gerade in den Sechziger- und Siebziger-Jahren nicht immer blos des inneren Gehaltes der aufgeführten Piecen wegen das Theater besuchte, sondern dabei auch seine Augenweide haben wollte. Es wurde demnach, so wie in Wien, auch in Graz besonders in den Opern auf prunkvolle Costüme sehr viel verwendet und der Schauplatz in decorativer Hinsicht möglichst schmuckvoll ausgestattet. Da sehen wir denn etwa in dem „Jahrmarkt von Venedig" (1778) den „Marcusplatz in Venedig" mit „verschiedenen kleinen Laden von reichen und unterschiedlichen Waaren, wovon sich die Laden der Hutterer,

Goldschmied, Peruckenmacher, Bordenmacherin, Tändler, Oebstlerin und Zuckerbäckerin unterscheiden", oder in dem „bäurischen Marches" (1778) eine prächtige „Landschaft am Fuß einiger Hügeln sammt einer Aussicht des Meeres" oder in der „Insel von Alcina" einen „Lustgarten in der Mitte mit einem Springbrunnen", in der „artigen Wittib" (1779) kommt gleichzeitig ein Ort zu ebener Erde vor, und daran „eine Gasse mit Caffehäuser auf einer Seite, und auf der andern kommen viele Masken zusammen", in der „Stärke der Frauenzimmer" (1780) überraschte die Zuschauer „eine angenehme Gegend, welche durch einen Fluß durchkreuzet wird, der bey denen Ringmauern und dem Thore der Stadt vorbeyfließet", auch sah man in einem vorkommenden Lager hier „den Mond nach und nach aufgehen" und die Gegend immer heller erleuchten.

Es kamen aber auch eigentliche Ausstattungsstücke vor, die ganz Besonderes in decorativer Hinsicht leisteten und deren Ausstattung nicht minder große Summen kostete, als man heute für dergleichen Darstellungen zu verwenden pflegt. Daß man auf etwas ganz Seltsames hielt, zeigt schon die Theateranzeige von Schiller's „Räubern" zu Anfang dieses Capitels, in der die lebenden Pferde und Hunde so besonders hervorgehoben erscheinen. Ein prächtiges Stück wurde dem Publicum am 22. October 1789 angekündigt, das sich „Kaiser Carl V." betitelte. Die Anzeige publicirte „Sonntag wird ein großes, prächtiges, heroisches Schauspiel in sechs Aufzügen aufgeführt, betitelt: Kaiser Carl der Fünfte in Afrika, wo bei einem großen Einzuge über 100 Personen zum Vorschein kommen werden, mit türkischen Sclaven, Elephanten, Kameelen, Bären, Löwen, Kanonen mit lebendigen Pferden bespannt, eine echte türkische Musik, Abfeuern der Kanonen, viele Soldaten und am Ende Kaiser Carl V. im Triumphwagen, der mit vielen Officieren umgeben ist."

Wie überall auf größeren Bühnen, so bestand auch in Graz im vorigen Jahrhundert die Gepflogenheit, dem aufgeführten Lust- oder Trauerspiele ein gewöhnlich komisches „Ballet" folgen zu lassen. Man pflegte diese „Ballets" oder „Pantomimen" oft reich auszu-

statten, verwendete auch für die Costüme der darin auftretenden Personen gewöhnlich mehr, als für die im gewöhnlichen Schauspiel. Ein eigentliches Ballet, das den ganzen Abend ausgefüllt hätte, kam jedoch sehr selten vor; auch darf sich der Leser unter diesem „Ballet" des vorigen Jahrhunderts keine mit einer solchen Fülle von scenischem und figuralischem Aufwande geschmückte Schaustellung denken, wie man sie heute immer unter diesem Namen begreift, und selbst einige Jahrzehnte vor der „classischen" Periode begriffen. Ich lasse aus den angeführten Titeln einiger solcher „Ballets" auf den Inhalt (und die Ausstattung) schließen. Solche Titel waren: „Pygmalion" (ein galant komisches Ballet 1788), „Die zigeunerischen Gesetze", „Die glückliche Verwandlung", „Die Frauen", „Die Schusterwerkstatt oder der Liebhaber in der Wiege", „Die Unterhaltung auf dem Lande" u. s. w.

Der eigentliche Schöpfer des „Ballets" ist bekanntlich Jean Georges Noverre, ein Franzose, der im Jahre 1760 ein merkwürdiges Buch: „Lettres sur la danse et sur les ballets" (Lyon) herausgab, welches auch in der Folge mehrfach in's Deutsche übersetzt wurde und das man eine philosophische Begründung der Tanzkunst nennen könnte. Eine Art Ballets hatte allerdings schon bis auf Noverre bestanden, nämlich das übliche Einflechten von Tänzen in den italienischen Opern, man war dabei nicht sehr wählerisch, und an den unpassendsten Stellen einer heroischen Oper wurde der Zuschauer oft plötzlich mit einem solchen Tanz-Divertissement überrascht. Noverre begründete das „Ballet" als einen selbstständigen Zweig der Schauspielkunst, verlangte strenge Scheidung desselben von dem Gesanglichen und erhob es nach den Worten Schütz' zum „wirklichen, dramatischen Charaktertanz [1]). „In dieser Beziehung

[1]) Darum schreibt er auch in seinen „Lettres": „Tout ballet, qui ne me tracera pas avec nettété et sans embarras, l'action, qu'il réprésente, dont je ne pourrais diviner l'intrigue; tout ballet dont je ne sentirais pas le plan, et qui ne m'offrira pas une exposition, un noeud, un denouement, ne sera plus qu'un simple divertissement de danse."

hat sich Noverre in gleichem Grade als ein eben so großes dichterisches Genie, wie als einer der gelehrtesten Kenner und meisterhaftesten Künstler der theatralischen Tanzkunst ausgezeichnet".

In einer anderen Richtung wichtig für die Entwicklung des „Ballets" ist der königlich dänische Balletmeister Vincenzo Galeotti zu Kopenhagen geworden, der große pantomimische Ballets zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Darstellung brachte und den Tanz der wirklichen Handlung nur unterordnete, ihn vielmehr immer da einlegte, wo er denselben mit wahrhaft genialer Erfindungskraft aus der Haupthandlung herzuleiten wußte. So wird als ein wahres Muster der Gattung Galeotti's großes fünfactiges Ballet „Romeo und Julie" genannt. Nach Galeotti soll das Ballet zu ergreifenden ästhetischen Wirkungen führen, ohne aber einen gar zu großen Prunk zu beanspruchen, es sollte zu einer „bedeutenden und eigenthümlichen Gattung auf dem Gebiete der schönen Künste" erhoben werden.

Allerdings hatte weder Noverre, noch Galeotti dabei das „Ballet" als Nach- oder Zwischenspiel im Auge, wie es sich in Deutschland und insbesondere auch auf den österreichischen Theatern entwickelte. Kein Motiv konnte so unpassend sein, daß man es nicht, in ein „Ballet" verwandelt, dem Publicum vorgeführt hätte. Das „Ballet" bildete oft die einzige „Zugkraft", die Leute in's Theater zu locken, und der Director konnte eines vollen Hauses gewiß sein, wenn er dem Hauptstücke irgend ein solches Ballet folgen zu lassen angekündigt hatte. Die Regeln der Kunst, wenigstens diejenigen, welche ein Noverre oder Galeotti vorgeschrieben, wurden dabei natürlich wenig befolgt und die Geschmacklosigkeit hatte genügenden Spielraum, sich breit zu machen. Ein „Versuch, ohne Tänzer ein Ballet zu geben", wurde am 26. December 1796 gemacht durch die Aufführung von „Rinaldo und Armide", ein „mit einem Melodrama von Herrn Professor Babo verbundenes Ballet in 5 A. von Hrn. Albonico Roland", der Versuch gefiel aber nicht besonders, „das Publicum strömte herbey, um dieses Portentum anzusehen. Man ärgerte sich oder klatschte, je nachdem man darauf Rücksicht nahm,

was man von der Direction oder was man von den Kindern (solche führten also die Tänze auf) verlangen konnte, welche einige Tänze recht artig ausführten. Die Musik des Melodram's gefiel, im Spiele fand man weder ein Meisterstück der Mimik noch der Declamation" (Recension im Sonnabends-Anhang der „Grätzer Zeitung" zu Nr. 305, den 31. December 1796).

Wie weit man es mit der erwähnten Gattung des „Ballets" trieb, möge noch ein Beispiel beweisen, das zugleich als ein Beitrag zur „Werther-Literatur" nicht unwillkommen sein dürfte. Es ist bekannt, wie sehr das „Werther-Fieber" von der Mitte der Siebziger-Jahre an in Deutschland um sich gegriffen hatte[1]). Werther trat in alle möglichen Beziehungen zum öffentlichen Leben, Mode, Theater, Literatur, Alles wurde von diesem kleinen Büchlein Goethe's beeinflußt, ein Büchlein, das aber einen Erfolg aufzuweisen hatte, wie er bis dahin in Deutschland bei keinem Buche auch nur annäherungsweise zu verzeichnen ist.

Die Behörden Oesterreichs hatten gegen den „Werther" nichts einzuwenden und so verbreitete sich das Buch auch innerhalb dieses Reiches. Welche Wirkung es ausübte, zeigt unter Anderem der Umstand, daß im Mai 1781 im Linzer Theater sogar ein „Ballet", das den „Werther" zum Gegenstande hatte, aufgeführt wurde[2]). Am 31. Mai des genannten Jahres kündigte der Bulla'sche Comödienzettel, nämlich nach der Aufführung eines neuen Lustspieles „Der gebesserte Ehemann", an:

---

[1]) Man vergleiche „Lewes, Goethe's Leben", übersetzt von J. Frese. Berlin 1872). I. Abschn., V. und insbes. „fünfter Anhang, der ein freilich beiweitem nicht vollständiges „Verzeichniß der Schriften, welche der Werther hervorrief", bringt.

[2]) F. Nicolai a. a. O. B. II., S. 525.

Dann folgt

das neue, große tragische Ballet in drey Aufzügen

von Herrn Schmalögger.

Die eigenst dazu komponirte Musik ist von Herrn Kapellmeister Teller.

Genannt:

Der junge Werther.

Personen:

Albert, Lottens Gemahl	Hr. Horschelt.
Lotte	Mad. Schmalögger.
Werther	Hr. Schmalögger.
Wilhelm	Hr. Rösler.
Vater der Lotte	Hr. Perchtold.
Bedienter des Werthers	Hr. Scheibl.
Werthers Geist	Hr. Lorenz.

Die Handlung fängt in Alberts Garten an und endigt sich nach 12 Uhr in Alberts Zimmer.

So ward in Oesterreich dem „Werther-Fieber“ selbst auf dem Gebiete des Ballets der Tribut dargebracht.

Es scheint eine wahre Sucht im Publicum nach den beliebten Ballets geherrscht zu haben, so daß sich selbst bedeutende dichterische Talente nicht scheuten, dramatische, ja selbst lyrische Producte ihrer Muse in Balletform auf die Bühne zu bringen. Da kann ich denn aus Graz die interessante Thatsache verzeichnen, daß der später noch ausführlich zur Besprechung gelangende Dichter J. Ritter v. Kalchberg im Jahre 1788 eine Ballade geschrieben und diese selbst, zu einem „Ballet“ bearbeitet (zum Zwecke der Aufführung), im Drucke erscheinen ließ [1]). Ob dieses „ernsthafte Ballet aus einer wahren und sehr berühmten Geschichte“ wirklich zur Darstellung gelangte, ist mir trotz vielfacher Bemühungen zu erforschen nicht möglich gewesen, doch

[1]) Der Titel und Inhalt, beides höchst charakteristisch, folgen im „Anhang“ als Beilage am Schlusse dieses Buches unter Nr. II. Die „Ballade“ erscheint übrigens auch in Kalchberg's „Gedichten“ aufgenommen.

bietet ja die Thatsache an sich schon einen Beleg für den Geschmack des Publicums.

Das Gebiet des Lustspieles und des Schauspieles hat bekanntlich im achtzehnten Jahrhunderte die merkwürdigsten Producte aufzuweisen und der großartige Gährungsproceß, dem das deutsche Theater, seitdem Lessing die kritische Geißel über französischen Ungeschmack geschwungen hatte, unterworfen war, machte sich allerorts geltend. Anders hätte freilich der große Schöpfer der „Dramaturgie" dieses Werk verfaßt, wenn er sein Urtheil nach den Vorstellungen auf der Bühne in Steiermarks Hauptstadt hätte begründen sollen. Das tolle Durcheinander von Stücken, welches auf die Periode der „Italienischen Oper" folgte, gibt so recht den Beweis, wie sehr der Geschmack im Dunkeln tappte, bevor er sich für eine bestimmte Richtung entschied. Uebrigens ist dabei nie außer Acht zu lassen, daß ein strenges Theaterregiment eigentlich erst nach Eröffnung des neuen Schauspielhauses eingeführt wurde, also lange nach dem Erscheinen der „Dramaturgie".

Vor Allem suchte man durch möglichst prunkvolle und abgeschmackte Titel das Augenmerk des Publicums auf das Theater zu lenken, auch Werke nachher berühmt gewordener Autoren treten unter den abenteuerlichsten dieser Titel auf und verschafften sich erst nachher, als ein solcher Titel, welcher natürlich vom Theaterdirector ersonnen worden war, dem Stücke Beliebtheit gesichert, größere Geltung. Wie sehr dieses Titelwesen in's Extrem getrieben wurde, möge man aus einigen Beispielen ersehen, die ich willkürlich herausgreife und die aus der Zeit von 1778 bis etwa zu Ende des Jahrhunderts herrühren.

„Semiramis, Königin von Assyrien, heroisches Trauerspiel"; „Der Grandprofoß oder die unglückliche Rachbegierde, militärisches Trauerspiel"; „Die eingebildeten Philosophen, Singspiel"; „Der corsische König Theodor in Venedig, Singspiel; „Das wüthende Heer oder das Mädchen im Thurme, Singspiel"; „Hat der Schulmeister Brod?" ein ganz neues, sehr kritisches und auf die dermaligen Zeiten sehr passendes Lustspiel in 3 Aufzügen"; „Die Vestalinnen,

römisches Trauerspiel mit Trompeten und Pauken"; „Die Wirthin mit der schönen Hand, Lustspiel"; „Reinald, das Kind der Liebe und der Natur"; „Die Perrücke in Constantinopel, heroisch-komisches Lustspiel"; „Wer ist sie denn? oder man wette nur mit einem Frauenzimmer, Lustspiel"; „Arno, militärisches Drama"; „Prüfung und Frauengeduld oder die Wiederverehlichung, Familiengemälde"; „Der wohlthätige Derwisch oder die Schellenkappe, ein komisch-türkisches Zauberspiel"; „Complimente und Wind, ein ganz neues, hier noch nie gesehenes Lustspiel, mit neuen Maschinen und Decorationen in 4 Aufzügen von Bretzner"; „Er wird Schachmatt, Lustspiel in 4 Aufzügen"; „Rudolph von Weidungen und seine Tochter, Ritterschauspiel in drei Aufzügen"; „Das Sonnenfest der Braminen, heroisch-komische Oper in 2 Aufzügen von Hanßler (Musik vom Capellmeister Müller)"; „Caro, eine komische Oper, mit neuen Maschinen und Decorationen in 2 Aufzügen nach Hafner's Megärens zweiter Theil bearbeitet von Perinet. (Musik vom Capellmeister Müller.)"

Auf die Namen der Verfasser kam es allerdings weniger an und dieselben blieben dem großen Publicum oft lange Zeit unbekannt.

Eine eigenthümliche charakteristische Erscheinung bleibt es, daß Schiller's Dramen schnell in der Stadt bekannt und beliebt geworden sind; am 9. November 1788 schon wurde „ein ganz neues, in Wien mit großem Beifall aufgeführtes [1]) und hier zum erstenmal gegebenes großes Trauerspiel in sechs Aufzügen" aufgeführt, „genannt: Fiesco oder die Verschwörung in Genua", am 12. Februar 1789 kündigte man „das vortreffliche bürgerliche Trauerspiel von Herrn Schüller (!): Cabale und Liebe" an und am 19. September desselben Jahres (diesmal also kaum zwei Jahre nach der ersten Aufführung in Hamburg) stand schon prunkhaft zu lesen, daß „das große, herrliche und allgemein berühmte Trauerspiel von dem berühmten Herrn Schüller (!), welches sich „Don Carlos" nennt", zum erstenmale aufgeführt werde [2]).

---

[1]) Siehe oben Seite 24.

[2]) Die erste ausführliche Besprechung des „Don Carlos" vom Jahre 1797 siehe Beilage V.

Graz scheint die einzige Stadt Oesterreichs gewesen zu sein (Wien natürlich auch nicht ausgenommen), welche dem jungen Dramatiker Schiller mit so großem Enthusiasmus entgegenkam; selbst einige Schauspiele Goethe's [1]), welche zur Darstellung gelangten, gewannen hier nicht so festen Boden, als die jugendlichen Feuerproducte des genialen Dichters aus Marbach. Ich möchte diese Thatsache als ein Charakteristikon des süddeutschen Volkscharakters hinstellen, der sich von den brausenden Worten der „Räuber", des „Fiesco" und des „Ferdinand" in „Cabale und Liebe" so recht hinreißen und entflammen ließ, während andere große Schöpfungen, die mehr ruhigen Ernst athmeten, ihre Wirkung verfehlten. Meine Behauptung kann natürlich der Umstand, daß in Wien dieser Enthusiasmus nicht zu Tage trat, nicht abschwächen, da wir schon gesehen, daß der einzige „Fiesco" in Wien auf die Bühne des Hof- (Burg-) Theaters gebracht wurde und auch dieser vom Repertoire verschwand, ehe er recht bekannt geworden. Vielleicht kann uns die Andeutung, „daß die Rolle der Bertha schon bei der zweiten Vorstellung aus Anstandsrücksichten fortgelassen wurde", dieses Verschwinden einigermaßen erklären.

Auch Shakespeare findet sich im letzten Drittel des Jahrhunderts schon auf der Bühne der steiermärkischen Hauptstadt vertreten; bald hatte man die Schönheiten des großen Briten herausgefühlt, und den „Coriolan", „Macbeth" und „Kaufmann von Venedig" führte man gegen Schluß der Achtziger-Jahre und zu Anfang des letzten Decenniums auf. „Hamlet" findet sich im Octoberrepertoire des Jahres 1795 (bearbeitet von Schröder). Derselbe scheint schon damals, wenn auch nicht mit seiner ganzen Gewalt, so doch nachhaltig auf das Publicum gewirkt zu haben, die Travestie wenigstens, auf welche ich unten zu sprechen komme, und die jedenfalls die eingehende Bekanntschaft mit dem Dichter des Originals voraussetzt, dürfte dies be-

[1]) Z. B. wurde am 19. August 1790 aufgeführt „ein von dem berühmten Herrn Goethe verfertigtes Trauerspiel, genannt „Klavigo".

stätigen. Schon im Januar desselben Jahres kamen „Die Irrungen" zur Darstellung.

Den 24. September 1796 wurde zum erstenmale: „Romeo und Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespear frey für das deutsche Theater bearbeitet", aufgeführt. Die Originalrecension der „Grätzer Zeitung", welche sich über Stück und Aufführung ausspricht, ist bezeichnend; ich setze dieselbe auszugsweise um so lieber hieher, als sie auch Bemerkungen über die Bearbeitung des Trauerspieles bringt; der ungenannte Recensent schreibt: „Shakespear hat die Stoffe zu seinen Trauerspielen größtentheils aus der Geschichte genommen. So gründet sich auch das gegenwärtige auf eine wahre Begebenheit des vierzehnten Jahrhunderts, welche Giralomo Corte in seiner Geschichte von Verona, Bandello in einer seiner Novellen, und Luigi da Porto erzählten. Allein nicht diese Urquellen, sondern eine sehr unrichtige Uebersetzung war es, aus welcher Shakespear seinen „Romeo" schöpfte, und da in derselben verschiedene der schönsten Situationen ausgelassen, andere sehr unschickliche hinzugedichtet waren, und der so interessante Vorfall von Juliens Erwachen, da Romeo noch lebt, sich gar nicht fand: so hatte er auch alles dieses nicht benützen können. Indessen schwebet über das Ganze unwidersprechlich Shakespear's großer Geist, und man findet allenthalben lebhafte und mannigfaltige Charakterschilderungen, einen starken und natürlichen Ausdruck der Leidenschaften, welche Eigenschaften Dr. Blair mit Recht für die beyden Haupttugenden dieses großen tragischen Genius erkennet. Jedoch stößt man auch auf verschiedene ihm eigene Ausschweifungen und Anstößigkeiten, welche schon englische Kunstrichter bemerkt haben. So sagt der Verfasser von dem Companion to the Playhouse: er habe sein Stück mit vielen trivialen, überflüssigen und zur Handlung unnöthigen Dingen überladen. — Alle diese Umstände beweisen hinlänglich die Nothwendigkeit großer Veränderungen mit diesem Stücke bey Verpflanzung desselben auf Deutschlands Bühnen, und diese hat auch Herr Weiße in seinem Romeo mit kluger Wahl und Einsicht damit vorgenommen; ja er hat sozusagen ein ganz

eigenes neues Stück verfaßt, welches bey seiner Regelmäßigkeit auch auf allen Bühnen Deutschlands das größte Interesse erreget, und dessen Inhalt er nicht aus Shakespear, sondern aus den Urquellen geholet hat, welche dieser selbst bey seiner Arbeit nicht gekannt hat. — Eine neue Bearbeitung dieses Stoffes nach Weiße schien uns daher schon im voraus ein sehr gewagtes Unternehmen und der Erfolg hat richtig gezeiget, daß es ein zu gewagtes war. Der Verfasser, welcher nach dem Anschlagzedel, was aber uns wenigstens nicht glaubwürdig vorkömmt, Julius Reichsgraf v. Soden seyn soll, hat die Unregelmäßigkeit Shakespear's beybehalten, und doch größtentheils seine Schönheiten verlohren gehen lassen; er hat weder ein regelmäßiges noch ein interessantes Stück geliefert, insoweit nähmlich das Interesse in der Ausarbeitung, und nicht schon in dem Stoffe selbst beruhet, und nicht mit Unrecht fragten einige Zuschauer: Wie viele Tage sind wir wohl schon im Theater? In der Anordnung ist er größtentheils Shakespear'n gefolget. Mercutio, dieser genicalische Charakter ist weggeblieben; an die Stelle der meisterhaft gezeichneten Anne hat er eine unbedeutende Kammerfrau gesetzt. Das Entstehen von Romeo's Liebe wurde dahin abgeändert, daß sich die beyden Liebenden in der Kirche zuerst gesehen haben, wodurch die Scene auf dem Balle allen Reitz verliert, und der von Shakespear abweichende Umstand, daß Julie erwacht, da Romeo schon das Gift genommen hat, aber noch lebt, ist aus dem Weißischen Trauerspiel benützet. — Die Entbehrlichkeit dieser nach der Weißischen Bearbeitung ist also außer allen Zweifel gesetzet, und selbst die Rücksicht, welche der Verfasser bey der Beurtheilung nicht zu vergessen bittet: daß nähmlich seine Arbeit bloß für die Bühne bestimmt seye, ist in dem Weißischen Trauerspiel besser erreicht worden" [1]).

Nicht uninteressant dürfte auch die Mittheilung sein, daß am 2. November, am Allerseelentage, statt des heute üblichen „Der

[1]) Es ist höchst interessant mit diesem Urtheile das Lessing's in der „Hamburgischen Dramaturgie" (15. Stück) zu vergleichen. Lessing's Werke (Hempel) VII. S. 120 ff.

Müller und sein Kind" von Raupach, seit der Einführung Shakespeare's in Graz das Trauerspiel „Macbeth mit Geistern und vielen schönen Verzierungen" regelmäßig unter großem Andrange des Publikums zur Aufführung gelangte.

Als Curiosum verdient es endlich, Shakespeare betreffend, Erwähnung, daß am 4. März 1789 aufgeführt wurde „Romeo und Julie, Lustspiel in drei Aufzügen", nachdem eine eigentliche Theaterkritik in jener frühern Zeit noch gar nicht bestand, so läßt sich, außer der Anzeige selbst über dieses Stück leider so wenig berichten, als über das im November 1793 aufgeführte „Maria Stuart, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Spieß".

Die große Menge der übrigen Dichter, deren Schöpfungen im landständischen Theater der steierischen Hauptstadt vorgeführt wurden, ist heute beinahe vergessen. Zu nennen wären allenfalls: Schröder, Leisewitz („Julius von Tarent"), Goldoni, Babo, Marivaux („Die falschen Vertraulichkeiten"), Calderon („Der Verschlag"), endlich Iffland und Kotzebue. Die Beliebtheit der letztgenannten zwei Bühnendichter ging in's Unglaubliche, Kotzebue war beinahe wöchentlich im Repertoire vertreten, man zog seine Schauspiele (Lustspiele finden sich erst später) allen anderen vor, man brachte ihm förmliche Begeisterung entgegen, sein Name war unbedingt der klangvollste in den Theaterannalen der Stadt am Schlusse des vorigen und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Beinahe gleicher Beliebtheit erfreuten sich die heutzutage auch schon fast ganz vergessenen Schauspiele Iffland's, der ja in der Folge selbst als Gast auf der Grazer Bühne aufgetreten war. Im Laufe eines halben Jahres wurden von dem Letzteren beispielsweise: „Das Vermächtniß", „Die Dienstpflicht", „Der Spieler", „Der Hausfrieden", „Die Jäger", „Das Gewissen" „Elise von Valberg", und zwar jedes dieser Stücke mit oftmaliger Wiederholung zur Darstellung gebracht. Das hinderte jedoch nicht, daß im Jahre 1796 der Theaterreferent anläßlich der Aufführung der „Aussteuer" von Iffland die bezeichnenden Worte niederschrieb: „Wenn man die dramatischen Werke des Iffland mit kritischem Auge betrachtet, so

findet man in selben einen sich immer gleichen Charakter. Immer die nämlichen Schönheiten, und die nähmlichen Unvollkommenheiten. Immer eine Handlung aus der Mitte des bürgerlichen Lebens genommen; eine Verwicklung, die aus den Folgen unserer Fehler entstehet; einige mit dem richtigsten Beobachtungsgeiste aus der Wirklichkeit ergriffene, und mit der größten Festigkeit ausgeführte Charaktere ... Dagegen aber ist die Moral seiner Handlungen zuweilen nicht ganz richtig; seine Verwicklungen erreichen oft nicht ihren möglichen höchsten Grad, und verlieren dadurch an Kraft; das Interesse wechselt nicht selten an den Personen; meistens ist eine mit der Haupthandlung nicht genug verbundene Person vorhanden, welche die Entwicklung bewirkt, und dadurch den Hauptpersonen einen Abtrag thut."

Am Schlusse des Jahrhunderts wies übrigens das Grazer Theaterrepertoire schon auch außer den erwähnten die Namen ganz vortrefflicher Bühnendichter auf. Von besonderem Interesse ist es, daß im Jahre 1798 „Der politische Zinngießer, ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach Hollberg" zum erstenmale aufgeführt wurde und Kritik und Publicum dem Stücke viel Wärme entgegenbrachte, schon damals nannte es der Recensent „zu den alten Lustspielen von ächt komischen Gehalte" gehörig, „welche durch keine Zeit von ihrem innern Werthe verlieren und nur einer den herrschenden Sitten, der Cultur der Sprache und den Fortschritten des Geschmacks angemessenen äußern Form bedürfen, um zu allen Zeiten zu gefallen".

Es erscheint mir culturhistorisch bedeutsam, daß in demselben Jahre „Johann von Nepomuck, ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, für die königl. National-Schaubühne in Prag neu bearbeitet von C. H. Spieß" ein außerordentlich volles Haus erzielte und mehreremale nacheinander gegeben werden mußte. Es versteht sich von selbst, daß dieses Stück tendenzlos ernst und im Charakter der alten Ueberlieferung gehalten war, Abweichungen von der letzteren, die sich Spieß erlaubte, bezogen sich nur auf das Sceniscche.

Endlich sei noch angeführt, daß im letzten Jahre des Säculums „Die Reise in den Mond, ein Lustspiel in drey Acten aus dem

Französischen frey übersetzt von Schröder", eine Art Satyre auf Sitten und Fehler der Zeit, „da in dem Stücke keine mit Interesse fortschreitende Handlung vorhanden" war, den Zuschauern viel Langweile bereitete.

Merkwürdigerweise war Lessing's „Minna von Barnhelm" [1]) der Bühne zwar bekannt, ohne aber eine besondere Wirkung auszuüben; das eigentliche Lustspiel wurde, wie ja schon aus dem bisher Mitgetheilten ersichtlich, wenig gepflegt, und mir kam nicht eine einzige Andeutung zu Gesicht, daß etwa „Minna von Barnhelm" bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts über die Bretter der Grazer Bühne gegangen wäre. Mit wenigen Ausnahmen bewegten sich daher auch die sogenannten „Lustspiele" auf niedrig-komischem Gebiete, das feinere Conversationsstück war ja noch gar nicht bekannt und für den größten Theil des Publicums bedeutete noch ein „Lustspiel" nichts anderes als nach heutigen Begriffen eine Posse. Die oben mitgetheilten Titel zeigen schon das Derbe, Schwankartige dieser Stücke, die mitunter noch lebhaft an die Hanswurstcomödien im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts erinnern. Auch Parodien und Travestien ernsterer Schauspiele oder selbst historischer Vorgänge kamen auf der landständischen Bühne zur Aufführung. Wie derb dieselben mitunter waren, mag das nachfolgende Beispiel einer solchen Posse beweisen, der übrigens eine gewisse realistische Komik nicht abzusprechen ist, und deren Sprache insbesondere ein Licht auf die Sprachweise des niederen Volkes zu jener Zeit wirft. Dieselbe wurde am 3. Januar 1799 zum erstenmale aufgeführt unter dem Titel: „Agnes Bernauerin, ein komisches Trauerspiel in drei Aufzügen, in deutschen Knittelversen, mit Gesang und Tanz, travestirt von K. L. Giseke [2])

---

[1]) Donnerstag den 1. März 1792 wurde aufgeführt: „Minna von Barnhelm, ein Lustspiel in 5 Aufzügen von unserem großen verstorbenen Herrn Lessing".

[2]) K. L. Giseke, geboren 21. Juli 1756 zu Quedlinburg, er ist ein Sohn des Nic. Dietr. Giseke, eines Zeitgenossen Gellert's und eifrigen Gegners Gottsched's, wurde 1794 bevernscher Rath zu Glücksburg, scheint aber später nach Wien übersiedelt zu sein, wo im Jahre 1798 sein „travestirter Hamlet" (auf welchen

und mit Musik vom Capellmeister Henneberg" und von der Kritik, wie ich gleich bemerke, heftig verurtheilt. Den Vorwurf des Ganzen bildet das historisch bekannte Liebesleben des Herzogs Albrecht von Baiern und der schönen Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer, welch' Letztere, nachdem sich Albrecht heimlich mit ihr vermählt, von dessen Vater Herzog Ernst verhaftet, der Zauberei angeklagt und in der Donau ertränkt wurde.

Dieser hochtragische Stoff erscheint in der Travestie natürlich verzerrt, und besonders suchen hier die drolligen Knittelverse auf die Lachlust zu wirken. Die Anlage des Ganzen verräth allerdings eine humoristische Begabung, die dem Verfasser nicht abzusprechen ist, die Derbheit des Ganzen aber war, wie erwähnt, schon dem damaligen Publicum fast zu arg, wenn man auch bedenken muß, daß derartige Comödien denn doch nur für den Zuschauer niedriger Classe berechnet wurden. Einige Proben aus dieser Travestie mögen hier ihren Platz finden, zumal wir daraus zugleich den Ton ersehen, der in der Sprache des niederen Volkes im achtzehnten Jahrhundert geherrscht.

Im ersten Act schildert Agnes in schwäbischer Mundart ihre aufkeimende Liebe zu Albrecht mit den Worten:

Wie ich dich zum erstenmahl hab balbiret,
So hat sich die Lieb' schon in mir gerühret.
Sie hat mich gejuket unter der Haut,
Es hilft gegen sie kein Sälble, kein Kraut.
Mein Vater hat gleich meine Liebe entdeckt,
Es hat mir kein Semle, kein Kipfle mehr g'schmeckt.

Ihre Besorgniß äußert sich weiter in dem Satze:

Aber hört dein Vater von unserer Glori,
So springt er mit den Füßen in die ganze Historie,

---

ich noch zu sprechen komme) erschien. Giseke starb im Jahre 1821. — Ich erwähne es gleich hier, daß am 14. November 1799 auch eine Posse: „Der travestirte Aeneas" von demselben Verfasser über die Bretter der Grazer Bühne ging. Ein Beweis, daß sich Giseke Blumauer's Richtung auf dramatischem Gebiete einzuschlagen vorgenommen.

worauf Albrecht beruhigend antwortet:

So laß ihn halt springen, es kost ja nicht 's Leben,
Einen Schilling wird er mir auch nicht geben.

Agnes.

Dann fürcht' ich die Liesle deine alte Amour,
Ihr Männle foppet uns Weible nur.

Albrecht.

Jetzt Agnes halt's Maul, und red mir nix weiter,
Meinst du, ich bin ein Bärenhäuter?

In diesem Tone geht es fort. Bei der Zusammenkunft der Ritter in der 8. Scene kleidet Ernst seinen Vorwurf wegen des Zuspätkommens der Meisten in die Worte:

Nun kommt ihr endlich dahergetrottelt,
Wie einer nach dem andern zottelt;
Ist einer in Zukunft auf den Schlag nicht zugegen,
So muß er einen Kreutzer in d'Armenbüchs' legen.

Die Ritter sind nun versammelt, unter ihnen der Gundelfinger, Tuchsenhauser, Herzog Ernst und der Vicedom; Letzterer gibt den Rath, Albrecht kurzweg zu enthaupten, darauf entwickelt sich folgende Scene:

Ernst.

Mein lieber, getreuer Vizdum
Der Rath von dir war wieder blitzdumm.

Gundelfinger.

Ihr habt mit Ehren zu melden das Lob,
Ihr seid wie ein Sesselträger grob.

Vicedom.

Du Gundelfinger ich laß mich nicht sticheln,
Sonst werd' ich dich mit meinem Säbel stricheln.

Tuchsenhauser.

Gundelfing thut euch keine injurias,
Ihr geht bei jedem Wort in furias.

Vicedom.

Wer redt' denn mit dir, du Dintenlecker?
Du wirst ja alle Tage kecker.

In der Turnirscene heißt es:

Vicedom.

Wer ficht wegen einer Bürgerdirne,
Der ist nicht recht richtig im Gehirne.

Albrecht.

Genug Ehre, wenn ich mit ihm fechte, du Keib!
Euch aber, ihr Flegel, die ihr schimpftet mein Weib,
Entehr' ich und schlag Euch den Ritter vom Leib.

Ernst.

Und ich entehre dich, weil du murrst,
Es heißt im Sprichwort: Wurst wider Wurst.

Albrecht.

Potz Kreutzbataillon! Ihr seid mir die rechten! (weinend)
An der Spitze von Lümmeln gegen euren Sohn,
Dem ihr anthut solche Prostitution.

In der letzten Scene des Stückes führt Albrecht den Vicedom bei den Ohren mit den Worten hervor:

Ha! hab' ich dich Erzkapitalschelm beyn Ohren?
Du Vicedom apport, such, Agnes verloren.

Er führt ihn hierauf zum Wasser, der Vicedom steigt hinein und Agnes wird, auf ein Brett gebunden, lebend herausgebracht.

Ich habe diese Proben, die mir für das damalige Theaterleben bezeichnend erscheinen, hervorgehoben; daß eine derartige Travestie überhaupt zur Darstellung gelangen konnte, ist immerhin charakteristisch, wenn auch die Kritik dieselbe, wie schon bemerkt, absprechend beurtheilt hat. Die Recension dieses, wie man ersieht, mit so vielen recht gemeinen Ausdrücken durchwobenen Stückes sagt es dem Verfasser deutlich in's Gesicht: „Es hat das Ansehen, als ob irgend ein Kakodämon in Herrn Gieseke gefahren sey, der mit schelmischer

Schadenfreude ihn antreibt, liebliche Gestalten in niedrige Carricaturen zu verwandeln." Daß Giseke mit seinen Travestien immerhin auf der Bühne der Hauptstadt nicht ungern gesehen wurde, beweist schon der Umstand, daß von ihm schon drei Jahre früher der „travestirte Hamlet" vorgeführt wurde und nicht eben ungünstig beurtheilt worden war. Ich will diesen „Hamlet" wieder als Charakteristikon der Grazer Theaterverhältnisse eingehender betrachten, und habe deshalb, obgleich er in der Zeitfolge früher zur Darstellung gelangt ist, die Travestie erst hier zu besprechen mich veranlaßt gefühlt.

Am 16. Januar 1796 gelangte nämlich zur Darstellung: „Der travestirte Hamlet, eine Posse in 3 Aufzügen und gereimten Knittelversen von K. L. Giseke, von einigen Arien begleitet". Die Aufführung der Travestie zeigt, wie erwähnt, schon die genaue Bekanntschaft des Publicums mit Shakespeare. Die gar zu derbe Sprache, wie in der „Agnes Bernauer" finden wir im Hamlet übrigens noch nicht, vielmehr zeigt sich oft ein gesunder Humor; viele der Stellen, die ich nun mittheile, dürften übrigens von der Direction in diese Fassung umgeformt worden sein. Noch sei bemerkt, daß die nun folgenden Proben nach der hiesigen Bühnenbearbeitung angeführt sind und daß ich nur charakteristische Bruchstücke gebe [1]).

1. Aufzug.

Bernardo.

Wer da? Wer da?

Francisco.

Gut Freund, gut Freund!
Hast du geglaubt, es ist der Feind?

[1]) Zur Vergleichung setze ich hier die Parallelstellen nach A. W. v. Schlegel's Uebersetzung bei:

Bernardo. Wer da?
Francisco. Nein, mir antwortet: steht und gebt euch kund.
Bernardo. Lang' lebe der König.
Francisco. Bernardo?
Bernardo. Er selbst.

Bernardo.

Ach nein, ach nein, ich that nur spassen.
Ihr habt uns heut lang' warten lassen.
Mir ist im Bauch nicht wohl, der Teufel hohl' die Wacht!

Francisco.

Es is heut kalt, gute Nacht! gute Nacht.

Gustav
(in schwäbischer Mundart.)
Beschwörung des Geistes.

Sag an, hast du in der Welt einst scharmuziert,
Mit Mädeln und Weibern brav karessirt;
Oder hast du vielleicht wo verscharret mit Kohlen
Dukaten, so sag's uns nur, wir wollen sie holen —
Da geht er nun fort und schaut uns an.
Gewiß weil er seine Rolle nicht kann.

Francisco. Ihr kommt gewissenhaft auf eure Stunde.
Bernardo. Es schlug schon zwölf, mach dich zu Bett, Francisco.
Francisco. Dank für die Ablösung. 's ist bitter kalt,
Und mir ist schlimm zu Muth.
Bernardo. War eure Wache ruhig?
Francisco. Alles mausestill.
Bernardo. Nun gute Nacht!
Wenn ihr auf meine Wachtgefährten stoßt,
Horatio und Marcellus, heißt sie eilen.

Horatio. (Der Geist kommt wieder.)

— — Schaut, wie's da wieder kommt. Ich kreuz' es,
Und sollt es mich verderben. — Steh', Phantom. — —
Ist irgend eine gute That zu thun,
Die Ruh dir bringen' kann und Ehre mir:
Sprich zu mir!
Bist du vertraut mit deines Landes Schicksal,
Das etwa noch Voraussicht wenden kann:
O sprich!
Und hast du aufgehäuft in deinem Leben
Erpreßte Schätze in der Erde Schoß,
Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode
Umhergeht: sprich davon! verweil' und sprich.

Königin (zu Hamlet).

Der Schmerz wird schon vergehn, mein Lieber,
Denn er ist unstät, wie ein Fieber.

Trompeten und Pauken (hinter der Scene).

Gustav.

Was für ein Lärm von weiten,
Was soll denn der bedeuten?

Hamlet.

Der König läßt itzt dem Volk verkünden und sagen,
Wie viele Rheinweinflaschen sein Bauch kann vertragen.

Der Geist (zu Hamlet).

— Nun muß ich in Feu'r und Flammen sitzen,
Und in der Hölle beim Tag brav schwitzen. —
Du würdest die Augen im Kopfe verdrehen,
Thät' ich dir alle die Sachen kund;
Doch derley Dinge sind dir noch zu rund. — —

Königin.

Wirf, guter Hamlet, ab die nächt'ge Farbe,
Und laß dein Aug als Freund auf Dänmark sehn.
Such nicht beständig mit gesenkten Wimpern
Nach deinem edlen Vater in dem Staub.
Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben,
Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben.

(Trompetenstoß, und Geschütz abgefeuert hinter der Scene.)

Horatio. Was stellt das vor, mein Prinz?
Hamlet. Der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf,
Hält Schmaus und taumelt den geräusch'gen Walzer:
Und wie er Züge Rheinweins niedergießt,
Verkünden schmetternd Pauken und Trompeten
Den ausgebrachten Trunk.

Geist.

Ich bin deines Vaters Geist:
Verdammt auf eine Zeit lang, Nachts zu wandern,
Und Tags gebannt zu fasten in der Gluth,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert sind. Wär mir's nicht untersagt
So höb ich eine Kunde an, von der
Das kleinste Wort die Seele dir zermalmte,

Er (dein Oheim) hat deine Mutter, mein Weib, mir verführt,
Und mich dann zum Leben hinausbuchstabirt.
Er hat mir das Reich und die Krone gestohlen,
Der Schurke, drum soll ihn auch der Teufel itzt holen.

---

3. Aufzug.

Hamlet (Monolog).

Heute seyn und morgen nicht mehr seyn,
Das will mir nicht in Schädel 'nein.
Soll ich vom Schicksal mich foppen lassen,
Und alle Sottisen der Fortuna verpassen,
Oder mir den Ruhm erwerben,
Als desparater Werther zu sterben?

Dein junges Blut erstarrte, deine Augen
Wie Stern' aus ihren Kreisen schießen machte,
Dir die verworrnen krausen Locken trennte,
Und sträubte jedes einzle Haar empor,
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier:
Doch diese ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleisch und Blut. — —

Hamlet.

Mein Oheim?

Geist.

Ja, der blutschänderische Ehebrecher
Durch Witzes Zauber, durch Verräthergaben
(O arger Witz und Gaben, die im Stand
So zu verführen sind) gewann den Willen
Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust. — —
Kurz laß' mich sein. — Da ich im Garten schlief.
Beschlich dein Oheim meine sichre Stunde,
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen
Und träufelt' in den Eingang meines Ohrs
Das schwürende Getränk. — —
So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Um Leben, Krone, Weib, mit ein's gebracht.

Hamlet.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Obs edler im Gemüth die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen

Was wird's denn auch viel ums Sterben seyn,
Man schläft so mir nichts, dir nichts ein.
Doch wenn man aus dem Schlaf erwacht;
Wird's wieder Tag, oder bleibt es Nacht?
Nein leben will ich — dem Schicksal zum Trotz,
Unfühlbar wie ein hölzerner Klotz,
Verzehren den letzten Kreutzer dann sterben;
So warten vergebens die lachenden Erben;
So kommt doch am Ende mein Testament
Nicht unter der Advokaten Händ;
Auch wird man, wenn man nichts mehr hat, gehudelt,
Von jedem lumpichten Schuften gepudelt:
Drum kündige die Kugel vom Flintenlauf
Der Seele die irdische Wohnung auf.
Zwar macht's ein desperates Loch im Bauch,
Und Kugeln thun weh nach altem Brauch,
Und Löcher im Bauche sind selten zu füllen:
Doch Punktum! mir vergehen die Todesgrillen —
Die reitzende Ophelia
Steht wie die griechische Venus da.

Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn, das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel blos? Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,

Ich bitte dich, Schönste der schönsten Kinder,
Bedenk im Gebete mich großen Sünder!
Studiert' ich das Ding bis auf's Fundament;
So nähm ja der Monolog kein End!
Drum lieber also von etwas andern,
Was bewegt Euch so traurig herumzuwandern?

Ophelia.

Daran seyd ihr, grausamer Hamlet, schuld.
Ich trug Euern Leichtsinn mit Geduld.
Ihr wollt zum Gerede der Leute mich machen,
Und oben drein meiner Einfältigkeit lachen.
Ihr gebt mir die Sackuhr, dieß Nadelbüchsel,
Dieß goldene Ringel und hübsche Kapsel
(sie giebt alles zurück).
Ihr habt jetzt nicht mehr den vorigen Gusto,
Und was soll ich's läugnen, bey mir ist's just so,
Weil auch der Hamlet geändert sich hat.

Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.
So macht Gewissen Feige aus uns allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen. — Still!
Die reizende Ophelia. — Nymphe, schließ'
In dein Gebet all meine Sünden ein.

Ophelia. Mein Prinz wie geht es euch seit so viel Tagen?
Hamlet. Ich dank euch unterthänig; wohl.
Ophelia. Mein Prinz, ich hab von euch noch Angedenken,
Die ich schon längst begehrt zurückzugeben.
Ich bitt euch, nehmt sie jetzo.
Hamlet. Nein, ich nicht;
Ich gab euch niemals was.
Ophelia. Mein theurer Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr thatets;
Und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten, da ihr Duft dahin,
Nehmt dieß zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.
Hier, gnäd'ger Herr.

Hamlet.

Du sprichst ja wie ein Extrablatt!
Sag bist du schön und auch tugendhaft?

Ophelia.

Die Frage hat weder Kraft noch Saft.

Hamlet.

O ja, denn bist du tugendhaft und schön;
So soll deine Tugend nicht lassen geschehn,
Daß man deiner Schönheit mit Schmeicheln hofiert,
Und somit die Tugend zum Burzelbaum führt.
Der Satz war zwar eh sehr paradox,
Doch jetzt glaubt ihn auch der dümmste Ochs.

Ophelia.

Einst waret ihr voll von Frauenlob;
Drum warum seyd ihr nun auf einmahl so grob?

Hamlet.

Ich kann euch versichern, ich hab nie gelogen.

Ophelia.

Ey warum habt ihr mich so schelmisch betrogen?

Hamlet. Ha, ha! Seid ihr tugendhaft?
Ophelia. Gnädiger Herr?
Hamlet. Seid ihr schön?
Ophelia. Was meint Eure Hoheit?
Hamlet. Daß, wenn ihr tugendhaft und schön seid, eure Tugend keinen Verkehr mit eurer Schönheit pflegen muß.
Ophelia. Könnte Schönheit wohl bessern Umgang haben als mit der Tugend?
Hamlet. Ja freilich: denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der Tugend die Schönheit sich ähnlich machen kann. Dieß war ehedem paradox, aber nun bestätigt es die Zeit. Ich liebte euch einst.
Ophelia. In der That, mein Prinz, ihr machtet michs glauben.
Hamlet. Ihr hättet mir nicht glauben sollen: denn Tugend kann sich unserm alten Stamm nicht so einimpfen, daß wir nicht einen Geschmack von ihm behalten sollten. Ich liebte euch nicht.
Ophelia. Umsomehr wurde ich betrogen.

Hamlet.

Itzt geh in ein Kloster, ich bitte dich drum,
Das ist wohl das klügste, ich weiß schon warum;
Denn würdest du Mutter, so kriegtest du Kinder,
Die wären dann sicher großmächtige Sünder.
Mein Vater hät's wohl auch weit klüger gemacht,
Hätt er mich nie auf die Welt gebracht,
Denn glaub mir's auf Ehre, als stünd es im Buch,
Ich bin durch und durch ein erzliederlichs Tuch.
Drum geh in ein Kloster, ich bitte dich drum;
Wie ich bin, sind alle, ich weiß schon warum.
Wo ist denn dein Vater, das saubre Subjekt.

Ophelia.

Zu Hause, er heckt ein Finanz-Projekt.

Hamlet.

So geh nach Hause, und sperre ihn ein,
Da spiel' er den Narren zu Hause allein.
Doch höre, falls du dir angelst einen Mann,
So nimm den Fluch zum Heuratgut an:
Sey keuscher als ein Grenadier;
Sey reiner als ein Lösch-Papier:
So glaubt's doch keine Seele dir.
Drum geh in's Kloster, ich bitte dich drum,
Und trau keinem Mann, ich weiß schon warum.

Hamlet. Geh in ein Kloster. Warum wolltest du Sünder zur Welt bringen? Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnte ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre meine Mutter hätte mich nie geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig; mir stehn mehr Vergehungen zu Dienst, als ich Gedanken habe sie zu hegen, Einbildungskraft ihnen Gestalt zu geben oder Zeit sie auszuführen. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken alle: trau keinem von uns! Geh deines Wegs zum Kloster! Wo ist euer Vater?

Ophelia. Zu Hause, gnädiger Herr.

Hamlet. Laßt die Thür hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgends anders spielt als in seinem eigenen Hause. Leb wohl!

Ophelia. O hilf ihm, güt'ger Himmel!

Hamlet. Wenn du heirathest, so gebe ich dir diesen Fluch zur Aussteuer: sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verläum-

Die Leut seyn kein Schuß Pulver werth,
Sie haben die Mäuler, als wie ein Schwert.
Ein gscheider Mann, der mag dich nicht;
Mit Narren — da ist nichts ausgericht.
Ich selbst bin kein Heller nutz,
Und biethe doch dem besten Trutz.
Ins Kloster geh also, ich bitte dich drum,
Da taugst du hin, ich weiß schon warum.

Ein Zeitgenosse findet den „wahren Werth" dieser Travestie darin, „daß Herr Gisecke an diesem „Hamlet", als einem seiner Meinung nach travestierbaren Gegenstande, was die Haupthandlung dieses Stückes betrifft, sonst aber in manchen Situationen den vom Schakespeare vorgezeichneten Ideengang sehr geschückt zu verfolgen und in einzelnen Versen die gehörige Tonart oder den erforderlichen Styl zu finden (aber nicht rein zu halten) gewußt habe. Welches, so wenig verdienstliches dieses auch in sich enthält, in Rücksicht der Menge travestierter Werke, die seit der Blumauerischen Aeneide als mißlungen im weiten Deutschland herumirren, dennoch viel gesagt seyn will." Alles in Allem zeigt sich, daß solche Travestieen im Sinne des niederen Theaterpublicums waren und wohl auch der gebildetere Theil desselben an ihnen Geschmack fand. Es wurde auch wirklich der travestirte „Hamlet" öfter aufgeführt.

Derartige Geschmacksverirrungen — bei aller Komik, die solchen derben Producten anhaftet, muß ich mich doch dieses Ausdruckes bedienen — fußten hauptsächlich in dem schon in der mitgetheilten Recension dieses „Hamlet" erwähnten Grunde, nämlich in der so außerordentlich beifällig aufgenommenen Dichtungsgattung der „Travestie" überhaupt, die seit Blumauer eigentlich erst recht zur Geltung gelangt war und von der epischen Poesie sich gar bald auch auf die lyrische und dramatische hinüberspielte [1]).

dung nicht entgehn. Geh in ein Kloster! Leb wohl! Oder willst du durchaus heirathen, nimm einen Narren; denn gescheidte Männer wissen allzugut, was ihr für Ungeheuer aus ihnen macht. In ein Kloster! geh! und das schleunig. Leb wohl.

[1]) Vergl. den Schlußsatz der Anmerkung auf Seite 49.

Noch muß ich nun des Zeitpunktes erwähnen, von dem an sich auf dem Gebiete des „Singspiels", der „Oper" ein bedeutender Umschwung auf der Bühne der steiermärkischen Hauptstadt bemerkbar machte.

Wie ich schon angeführt, hatte sich die italienische Oper, nämlich das drama giocoso unmittelbar nach Erbauung des neuen Theaters (1775) noch eines besonderen Beifalls zu erfreuen. So erlebten die Opern: „Una cosa rara", „Frascatana", „l'amore arrigiano" zahlreiche Aufführungen, und besonders die erstgenannte mußte auf vielseitiges Verlangen sehr häufig wiederholt werden. Nach 1785 aber verschaffte sich auch die deutsche Musik schon bedeutende Geltung. Am 15. Juni 1788 gab man zum erstenmal „Die Entführung aus dem Serail" und für den 25. November desselben Jahres benachrichtigte die Ankündigung das Publicum, daß an jenem Tage „das aller Orten sehr berühmte Singspiel: Die Hochzeit des Figaro ganz, alle vier Aufzüge, gegeben werde", und fügte bei: „Die Musik ist von dem beliebten Herrn Mozard". [1]) Am 18. August 1796 wurde weiters aufgeführt: „Weibertreue oder die Mädchen sind von Flandern, comische Oper nach cosi fan tutti frey bearb. von Bretzner mit Musik v. Mozart", und endlich am 18. Juli 1799: „La clemenza di Tito, die Güte des Titus, eine heroische Oper in zwey Akten: (Text nach Metastasio) Musik von Mozart".

„Mozart, Metastasio," ruft der Recensent der „Grätzer Zeitung" nach der ersten Aufführung des letzteren herrlichen Tonstückes aus, „welche große Nahmen! Was für Künstler vereinigten hier ihre Talente, um ein Werk für die Ewigkeit zu liefern! Welch ein Entzücken, diejenigen der Musen, welche die Herzen der Menschen am meisten beherrschen, in ihrem vollen Glanze vereinigt zu sehen!

---

[1]) Im Wiener Hof- (Burg-) Theater wurde „Le nozzi di Figaro" von Mozart zum erstenmal am 1. Mai 1786, „die Entführung aus dem Serail" dagegen zuerst am 16. Juli 1782 auf die Bühne gebracht.

Die Poesie dieser Oper ist ein Meisterstück der tragisch-lyrischen Bühne. — Und die Musik! Mozarts Genie, das uns schon in so vielen Gestalten immer gleich sich auszeichnend, immer gleich bewunderungswürdig erschien, zeigt sich hier in einer neuen, aber in der edelsten, erhabensten."

Man ersieht daraus, welche Verehrung man dem Genie eines Mozart entgegenbrachte und wie es gerade dieser große Componist war, welcher die deutsche Musik von den Fesseln der italienischen befreite und ihr eine Stellung anwies, wie man sie bisher kaum für möglich gehalten hätte.

Es kommen, wie gesagt, nunmehr öfter deutsche Opern auf der Grazer Bühne zur Aufführung. „Das unterbrochene Opferfest von F. X. Huber, Musik von Winter," wurde beispielsweise am 4. Februar 1797, eine „heroisch-komische Oper: Das Schlangenfest von Sangora von C. F. Hensler, Musik von W. Müller" am 21. December desselben Jahres zum erstenmale aufgeführt.

Auch andere, heute freilich mehr oder weniger vergessene Opern und Singspiele deutscher Componisten fanden Anklang. „Die unruhige Nacht", „Das rothe Käppchen", „Die Schwestern von Prag", eine Oper „Die Grätzer Zeitung von Schikaneder mit Musik von Henneberg", „Das unterbrochene Opferfest", „Die Eisenkönigin, nach Schikaneder, Musik von Heinrich", „Der Vetter Rochus oder die dumme Unschuld von G. Schosleitner, Musik von Heimerich", „Der Löwenbrunn von Schikaneder, Musik von Ign. R. v. Seyfried", „Die Scharfschützen in Tyrol von Schikaneder mit Musik von Haibel, Sänger bei dem Theater a. d. Wieden in Wien", „Der Sturm oder die bezauberte Insel, eine Oper nach Shakespear mit Musik von W. Müller," dies dürften einige der beliebtesten Opern sein, welche, von deutschen Componisten verfaßt, vom Ende der Siebziger-Jahre bis ungefähr zu Ende des Jahrhunderts aufgeführt wurden. Im Jahre 1793 verzeichnen die Theaterannalen der Stadt sogar eine Oper „Oberon" von Wranizky, welche in drei Acten nach Wieland's „Oberon" zur Darstellung gebracht wurde.

Ein gewisses literarhistorisches Interesse beansprucht die Oper „Fernando und Yariko, in Musik gesetzt von Täuber", welche am 12. Februar 1796 über die Bretter der Grazer Bühne ging. Das Sujet dieser Oper weist noch auf die Beliebtheit hin, welche dem Fabeldichter Gellert einige Jahrzehnte früher in Oesterreich entgegengebracht wurde. Gellert's Fabeln kannte Jung und Alt; diese klaren, einfachen und doch so sehr zu Herzen sprechenden Erzählungen in den leichten, heiteren Versen las Jedermann ebenso gerne, wie die Lieder des frommen Leipziger Professors, der dennoch weit davon entfernt war, ein Frömmler zu sein. In Gellert's Fabeln [1]) finden wir denn auch das Gedicht „Inkle und Yariko", dessen wesentlicher Inhalt den Text zu der erwähnten Oper gegeben, wenn auch mit vielfachen Einschiebungen und Ausschmückungen. Eine weitere Bedeutung dürfte übrigens der Oper nicht zuzuschreiben sein, die schon der damalige Theaterrecensent ein „mittelmäßiges Product" nennt.

Habe ich nun bisher eine nach gewissen Gesichtspunkten eingetheilte Schilderung des ganzen Theaterwesens in der steiermärkischen Hauptstadt im achtzehnten Jahrhundert und besonders in dem letzten Drittel desselben versucht, so wird es nunmehr eine klare Uebersicht geben, wenn ich das Theaterrepertoire einer gewissen Zeitperiode überhaupt nach der zeitlichen Reihenfolge verzeichne. Leider wird dies nur über das letzte Decennium des Jahrhunderts möglich, da bis zu Anfang der Neunziger-Jahre weder eine Art Theaterkritik in den bestehenden Zeitungsblättern vorkömmt, noch überhaupt ein Verzeichniß der aufgeführten Stücke irgenwo zu finden ist. Später brachte jedoch besonders das „Frauenjournal" regelmäßige Verzeichnisse, und einem desselben entnehme ich zuvörderst die „aufgeführten Stücke in dem Monat Oktober 1795":

---

[1]) Gellert's sämmtliche Schriften. Neue Ausg. in 6 Theilen. 1853. I. S. 56. Vergl. auch The spectator (von Addison & Steele). Volume the first. London (1711) Nr. 11. S. 45 ff.

den 1. Geradersinn und Hinterlist, L. in 5 A. von Stephanie dem jüngern [1]).
„ 3. Die Mündel, Schauspiel in 5 A. von Iffland.
„ 4. Zum erstenmal: Alles in Uniform für unsern König, ein Volkslustspiel in 3 Aufzügen von Henßler [2]).
„ 8. Der Verschlag, Lustsp. in 3 A. von Bok.
„ 9. Der Spiegel von Arkadien, eine Oper in 2 A. mit Musik von Süßmayr.
„ 10. Zum erstenmal: Karl Wild, ein Schauspiel in 3 A. von Henßler.
„ 11. Die Hand des Rächers, Schauspiel in 4 A. von Steinberg [3]).
„ 13. Menschenhaß und Reue.
„ 15. Zum erstenmal: Der Alte überall und Nirgends, ein Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen, Musik von Müller.

---

[1]) Ich halte es für zweckmäßig an dieser Stelle einige biographisch-literarhistorische Bemerkungen über einige der hauptsächlich im Repertoire vertretenen dramatischen Dichter beizufügen, und zwar fasse ich besonders jene Namen in's Auge, die, so sehr sie sich zu ihrer Zeit der allgemeinen Beliebtheit erfreuten, dennoch heutzutage oft in eine, nicht selten unverdiente Vergessenheit gerathen sind.

Gottlieb Stephanie der jüngere (Bruder des ebenfalls als dramatischer Dichter aufgetretenen und als Schauspieler in Wien 1798 gestorbenen H. Gottl. Stephanie), geboren zu Breslau 1741, widmete sich zuerst der militärischen Laufbahn, und wurde, nachdem er als preußischer Husar in österreichische Gefangenschaft gerathen, Schauspieler. Er starb im Jahre 1800. Er schrieb außer dem obigen noch verschiedene Lustspiele, die in 6 Theilen (Wien 1771—1787) gesammelt erschienen sind.

[2]) K. F. Hensler, geboren zu Schaffhausen 1761, starb, nachdem er eine bewegte Schauspielerlaufbahn durchgemacht, im Jahre 1825. Er ist der Verfasser einiger besonders in Oesterreich außerordentlich beliebt gewordenen Stücke, von denen ich nur „das Donauweibchen" (1792), „das Sonnenfest der Braminen" (1790), „die Teufelsmühle am Wienerberge" (1800) erwähne, auch schrieb er den Text zu mehreren Opern, so auch zu dem „Schlangenfest in Sangora" (1797).

[3]) K. Steinberg, 1798 Mitdirector des Theaters in Königsberg, schrieb einige Schauspiele in der Art von Iffland's Familiengemälden. „Die Hand des Rächers" (1795) ist auch in der That eine Fortsetzung von Iffland's „Jägern".

Den 16. Eine musikalische Akademie, gegeben von Madame Schröfl, einer durchreisenden Sängerin, zu ihrem Vortheil.
„ 17. Clavigo, Trauerspiel in 5 Aufz. von Göthe.
„ 18. Der Alte überall und nirgends.
„ 19. Der Baum der Diana, eine Oper in 2 A. mit Musik von Martini.
„ 20. Der Jude, Schauspiel in 5 A. von Brockmann [1]).
„ 22. Hieronimus Knicker, eine Oper in 2 A. mit Musik von Dittersdorf.
„ 24. Hamlet, Trauersp. in 5 A. von Schröder (!) [2]).
„ 25. Der Fagottist, eine Oper in 2 A. mit Musik von Müller.
„ 26. Zum erstenmal, und zwar zum Vortheil des Schauspielers Schosleitner: Die Stiefmutter, ein Schauspiel in 5 Aufzügen von Freyherrn v. Klesheim. (Manuskript.)
„ 27. Das Bürgerglück, Lustspiel in 3 A. von Babo [3]).

---

[1]) „Der Jude" hat eigentlich den bekannten englischen Dichter Cumberland (1732—1811) zum Verfasser. J. F. H. Brockman ist der dramatische Künstler (geboren 1745 in Graz), welcher zu Anfang der Siebziger-Jahre zu dem Lieblinge des Hamburger Theaterpublicums sich emporschwang. 1789 übernahm er die Direction der Hofbühne in Wien, die er bis 1792 führte. Brockmann zählte bald zu den berühmtesten Größen der Bühne seiner Zeit. Im Jahre 1778 wurde ihm zu Ehren sogar eine Denkmünze geschlagen. Er starb in Wien im Jahre 1812. Zu den Schriftstellern kann er nur als Bearbeiter mehrerer Dramen, darunter des obigen, gerechnet werden; eine Originalarbeit: „Die Witwe von Ketskemet" (1791) von ihm ist unbedeutend.

[2]) Selbstverständlich handelt es sich hier um eine Bearbeitung von Shakespeare's „Hamlet". Fr. L. Schröder, geboren 1744 zu Schwerin, gestorben auf dem Gute Rellingen bei Hamburg 1816, schrieb viele Stücke, welche die Runde über alle Bühnen Deutschlands machten; ich erwähne nur „Was seyn soll, schickt sich wohl", Lustspiel (1777), „Der Vetter in Lissabon" (1786), „Das Portrait der Mutter" (1700). Zahlreiche Bearbeitungen Shakespeare'scher und anderer Stücke existiren außerdem von ihm.

[3]) Franz Mar. v. Babo, geboren im Jahre 1756 zu Ehrenbreitstein, wurde Professor der Aesthetik in München, später im Jahre 1797 Büchercensor und Theaterintendant; er starb 1822. Von ihm u. A. oft aufgeführt: „Arno, ein

Den 29. Die Wilden, eine Oper in 2 A. mit Musik von d'Alyrac, hierauf: Die edle Lüge, Schauspiel in 1 A. von Kotzebue.
„ 31. Das Portrait der Mutter, Lustspiel in 4 A. von Schröder.

Ich habe das Repertoire dieses einen Monats willkürlich zur Charakteristik der Bühne überhaupt herausgehoben.

Noch deutlicher werden die Richtungen, welche die dramatische Kunst zu Ende des 18. Jahrhunderts auf der Bühne der Landeshauptstadt Graz eingeschlagen, aus dem nun folgenden Verzeichnisse. Dasselbe ist, wie schon das eben angeführte, wort- und buchstabengetreu dem Originale entnommen.

Theaterrepertoire vom 1. Jänner 1797 an.

Jänner.

Den 1. Zum ersten Mahl: Heimburg und Marie, ein Lustspiel in 5 Akten von Bretzner [1]).
Den 3. Der travestirte Hamlet.
Den 6. Die Schachmaschine von Beck [2]).

militärisches Drama" (1776), „Otto von Wittelsbach", Schauspiel (1781), „Die Strelitzen" (1790), „Die Maler", Lustspiel (1791), „Das Bürgerglück (1792). Sammlungen seiner „Schauspiele" und „Neue Schauspiele" erschienen 1793, beziehungsweise 1804.

[1]) Ch. Bretzner, geboren 1748 zu Leipzig, starb im Jahre 1807. Er schrieb außer Operettentexten zahlreiche rasch beliebt gewordene Stücke, so „Das Räuschchen" (1786), „Complimente und Wind" (1792), „Heimburg und Maria" (1792), „Die Erbschfat aus Ostindien" (1793), „Der Schlaftrunk". „Weibertreu oder die Mädchen sind von Flandern" und „Belmont und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail" sind von ihm verfaßte Librettos, welche Mozart's Compositionen unsterblich gemacht haben.

[2]) H. Beck, geboren 1769 zu Gotha, starb im Jahre 1803. Er schrieb mehrere Schau- und Lustspiele, darunter erwähnenswerth: „Alles aus Eigennutz", Lustspiel (1793), „Die Schachmaschine" (1798), „Das Camäleon" (1803).

Den 7. Die Ueberraschung von Engel [1]) und zum ersten Mahl: Eugen der zweyte ein Bürgergemählde mit Chören in 2 Aufzügen von Hansler, Musik von Müller.

Den 9. Zum ersten Mahl. Die Selbstsucht, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem französischen des Fabre d'Eiglantine von Huber [2]).

Den 10. Helmburg und Marie.

Den 12. Georg von Asten Singspiel, und das Portrait der Mutter.

Den 14. Zum ersten Mahl. Das Vermächtniß von Iffland.

Den 15. Das Vermächtniß.

Den 17. Der schwarze Mann von Gotter [3]) und der Bettelstudent.

Den 19. Die Schachmaschine und Eugen der zweyte.

Den 21. Zum ersten Mahl. Die glücklichen Bettler nach dem Italienischen des Gozzi.

---

[1]) C. Chr. Engel, geboren 1752 zu Parchim, starb als Arzt im Jahre 1801; er schrieb Lustspiele voll starker Charakteristik: „Der Geburtstag oder die Ueberraschung", ein ländliches Lustspiel (1796), „Das Mutterpferd" (1799); auch ein allegorisches Schäferspiel „Biondetta" (1792).

[2]) Philippe Franç. Nazaire Fabre d'Eglantine, geboren am 28. December 1755 zu Carcassonne, im Jahre 1792 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses in Paris, schrieb mehrere Lustspiele, so „Le Philinte de Molière", „L'intrigue épistolaire", „Les précepteurs" ꝛc., die sich alle durch treffliche Charakteristik auszeichneten. Er ist auch der Verfasser des republikanischen französischen Kalenders. Fabre starb mit Danton am 5. April 1794 den Tod durch die Guillotine. — L. Ferd. Huber (1764—1804), der bekannte Freund Georg Forster's und Gatte der Schriftstellerin Therese Huber, übersetzte verschiedene zeitgenössische Werke aus dem Französischen, auch trat er als dramatischer Schriftsteller auf.

[3]) Fr. Wilh. Gotter, geboren zu Gotha 1746, starb 1797 als geheimer Secretär in seiner Vaterstadt. Sein Name ist durch die Verbindung, in die er mit Goethe getreten war, sehr bekannt geworden. Gotter schrieb zahlreiche Lust- und Trauerspiele, meist nach französischen Dichtern: Voltaire, la Harpe, Marivaux, Boissy, Sedaine. „Der schwarze Mann", Posse in 2 Aufzügen erschien 1785. Auch zwei Bände „Gedichte" (1787) hat er veröffentlicht.

Den 22. Er ist Schachmatt, von Sannens.

Den 24. Die Zauberflöte.

Den 26. Das Vermächtniß.

Den 28. Abällino.

Den 29. Die bürgerliche Dame von Hafner [1]).

Den 31. Der Verläumder von Kozebue.

Februar.

Den 2. Die Advocaten von Iffland.

Den 4. Zum ersten Mahl: Das unterbrochene Opfer, Oper in 2 Aufzügen von Huber, Musik von Winter.

Den 5. Die Fiaker in Wien.

Den 6. Zum ersten Mahl: Der Bruderzwist, in 5 Acten von Kozebue; Benefice für Herrn und Madame Ferrari.

Den 7. Die Dienstpflicht von Iffland.

Den 9. Axur König von Ormus, Oper.

Den 11. Das unterbrochene Opfer.

Den 12. Am Geburtstage des Kaisers, der redliche Landmann, wobei Haschka's Lied: Gott erhalte den Kaiser! abgesungen wurde.

Den 13. Carro oder Wettstreit der Zauberey, Oper.

Den 16. Der Bruderzwist.

Den 18. Zum ersten Mahl: Die Erbschaft aus Ostindien, Lustspiel in 4 Acten von Bretzner.

Den 19. Das unterbrochene Opfer.

Den 20. Zum ersten Mahl: Der Tyroler Wastel, Oper von Schikaneder [2]); Benefice für Schlanderer und Wawrick.

---

[1]) Ueber Hafner vergl. oben S. 33.

[2]) Eman. Schikaneder, der Dichter der „Zauberflöte" (1793), wurde 1751 zu Regensburg geboren; er begann seine theatralische Laufbahn als Schauspieler, wurde später selbst Theaterdirector in Prag, Graz und an dem Leopoldstädter Theater in Wien; in letzterer Stadt war Schikaneder Gründer des Theaters an der Wien; er starb im Jahre 1812. Viele Lust-, Schau- und Singspiele von ihm machten sich auf allen, besonders österreichischen Bühnen heimisch; ich nenne etwa: „Der Grandprofoß", Trauerspiel (1787), „Hans Dollinger oder

Den 21. Etwas zum Lachen im Fasching, von Hafner.

Den 23. Der Spiegel von Arkadien.

Den 25. Der Tyroler Wastel.

Den 26. Zum ersten Mahl: Der Taube und der Blinde, aus dem französischen des Patrat von D'Arien, und Evakathel und Schnudi von Hafner.

Den 27. Der Tyroler Wastel.

Den 28. Zum ersten Mahl: Doctor Faust.

März.

Den 2. Don Juan, Oper.

Den 4. Der Bruderzwist von Kozebue.

Den 5. Das unterbrochene Opfer, Oper.

Den 7. Die Schachmaschine von Beck.

Den 9. Die Weibertreue, Singspiel von Bretzner, Musik von Mozart.

Den 11. Zum erstenmahl: Die unerwartete Wiedervereinigung, oder die Ehestandsscenen, ein dramatisches Gemählde in 4 Aufzügen von Flurer.

Den 12. Der Tyrolerwastel, Oper.

Den 13. Zum erstenmahl: Hier ist eine Wohnung zu vermiethen! Lustspiel in 3 Aufzügen aus dem Englischen; nebst einem Ballet: Das Rosenfest; zum Vortheil der Madame Greyer.

Den 14. Das Vermächtniß von Iffland.

Den 16. Die Hochzeit des Figaro, Oper.

---

das heimliche Blutgericht", „Herzog Ludwig von Steiermark oder Sarmäts Feuerbär", „Der wohlthätige Derwisch" (1794), „Der Spiegel von Arcadien", Singspiel in 2 Aufzügen (1796), „Der Königssohn aus Ithaka", komische Oper (1797). „Sämmtliche theatralische Werke" von ihm erschienen 1792 ff. (Wien und Leipzig). Auf dem Repertoire der Grazer Bühne steht Schikaneder, wie man bemerken wird, sehr häufig, sowohl mit seinen Schauspielen, als auch mit den Opern, deren Librettos er verfaßt hat.

Den 18. Zum erstenmahl: Guido Jaffieri der Retter Venedigs, Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach dem Englischen des Thomas Ottway [1]).

Den 19. Axur König von Ormus, Oper.

Den 21. Carro oder Wettstreit der Zauberey, Oper.

Den 23. Der Spiegel von Arkadien, Oper.

Den 24. Die Schwestern von Prag.

Den 25. Zum erstenmahl: Die Barbarey des aufgeklärten Jahrhunderts, Trauerspiel vom Verfasser des Abällino.

Den 26. Das unterbrochene Opfer.

Den 27. Abällino.

Den 28. Die Zauberflöte.

Den 29. Die Schachmaschine.

Den 30. Das Sonnenfest der Braminen.

Den 31. Der Bruderzwist.

April.

Den 1. Die Freunde von Ziegler [2]) zum erstenmal.

Den 2. Der Tyrolerwastl.

Den 3. Die Dienstpflicht von Iffland.

---

[1]) Thom. Otway, geboren im Jahre 1651 zu Wolbeding in Sussexshire, bezog die Universität, wendete sich aber darauf dem Schauspielerstande zu; da er keinen Erfolg errang, trat er in Militärdienste; er starb im Jahre 1685, „da ihn sein liederliches Leben so weit herunterbrachte", buchstäblich Hungers. Otway war einer der bedeutendsten Tragiker seiner Zeit. Seine besten Stücke sind die Trauerspiele „Don Carlos", „The Orphan", „The history and fall of Cajus Marius" und „Venice preserved"; seine Lustspiele: „The Atheist" und „Friendship in fashion" sind mitunter obscön.

[2]) Frd. Wilh. Ziegler, geboren im Jahre 1761 zu Braunschweig, war Schauspieler des Wiener Hoftheaters, dann Consulent desselben und starb im Jahre 1827. Zahlreiche dramatische Werke, Schauspiele und Lustspiele sind von diesem fruchtbaren Schriftsteller erschienen und besonders über die österreichischen Bühnen gegangen. Ich erwähne nur: „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person", Lustspiel in 4 Aufzügen (1792), „Barbarei und Größe", Trauerspiel (1793), „Weiberehre", ein Sittengemälde (1796), „Der selt'ne Onkel" (1796),

Den 6. Das unterbrochene Opfer, Oper. Heute beschloß Herr Bellomo seine Vorstellungen. Es sollte zwar noch von ihm am 8. der Spieler von Iffland gegeben werden, allein die heimliche Entfernung einiger Schauspieler verhinderte diese letzte Vorstellung.

Am 16. eröffnete der neue Unternehmer Herr Domaratius wieder die Bühne mit dem Hausfrieden, einem neuen Stücke des Herrn Iffland.

Den 17. Die Zauberflöte.

Den 18. wiederholt.

Den 20. Der Herbsttag von Iffland.

Den 22. Jeanette von Gotter.

Den 23. Die Waldmänner.

Den 25. Die Zauberflöte.

Den 26. Die Waldmänner.

Den 27. Zemire und Azor. Oper.

Den 29. Solyman der 2. oder die drey Sultaninnen.

Den 30. Die Waldmänner.

May.

Den 2. Der Spieler von Iffland zum erstenmahl.

Den 4. Maske für Maske von Jünger [1]) und Alle strafbar von Albrecht [2]) zum erstenmahl.

„Die Freunde" (1797), „Fürstengröße" (1795), „Jolanthe, Königin von Jerusalem" (1799), „Die Mohrin" (1801), „Seelengröße, oder der Landsturm in Tyrol", Schauspiel (1806). Eine Sammlung seiner „sämmtlichen dramatischen Werke" erschien im Jahre 1824 in Wien.

[1]) Joh. Fr. Jünger, geboren im Jahre 1759 zu Leipzig, studirte die Rechte in Leipzig, er ist durch seinen Verkehr mit Schiller in Gohlis und Weimar bekannt geworden. Jünger war von 1789—94 Hoftheaterdichter in Wien, wo er im Jahre 1797 starb. Außer einigen Romanen („Hulderich Wurmsamer von Wurmfeld", 1781—87, „Der kleine Cäsar"", 1781—87 u. a. m.) schrieb er verschiedene Lustspiele: „Die beiden Figaro", „Die Entführung", „Die Comödie aus dem Stegreife" u. A. Auch bearbeitete Jünger mehrere Stücke

Den 6. Die Flüchtlinge oder die Colonisten in Norden nach Kozebue zum erstenmahl.

Den 7. Der Spieler.

Den 9. Die Zauberflöte.

Den 11. Der König auf Reisen von Ziegler.

Den 12. Die Flüchtlinge.

Den 13. Der Königssohn aus Ithaka, Oper von Schikaneder, Musik von Hofmeister, zum erstenmahl.

Den 14. Der Königssohn aus Ithaka.

Den 15. Die Zwillingsbrüder von Schröder zum erstenmahl.

Den 16. Die Jäger von Iffland.

Den 18. Die Entführung aus dem Serail, Oper.

Den 20. Die Weiberlaunen und Männerschwäche von Ziegler zum erstenmahl.

Den 21. Der Königssohn aus Ithaka.

Den 23. Die Weiberlaunen und Männerschwäche.

Den 25. Die Freunde von Ziegler bey dermahliger Direktion zum erstenmahl.

Den 27. Dom Carlos von Schiller zum erstenmahl.

Den 28. Der Königssohn aus Ithaka.

Den 30. Die Freunde.

---

aus dem Französischen und Englischen. Von seinen Lustspielen erschienen drei Sammlungen (Lustspiele. Leipzig 1785—90. 5 Thle. — Komisches Theater. Leipzig 1792—95. 3 Thle. — Theatralischer Nachlaß. Regensburg 1803—4. 2 Thle).

[2]) Joh. F. Ernst Albrecht, geboren 1752 zu Stade, studirte Medicin und ward im Jahre 1776 Leibarzt des Grafen Manteuffel, er übernahm später eine Buchhandlung in Prag, dann die Leitung des Theaters zu Altona, und starb 1816 in Hamburg. Außer einigen Erzählungen schrieb Albrecht mehrere Schauspiele, darunter „Der unnatürliche Vater", Trauerspiel (1776), sowie auch Lustspiele. Zwei Sammlungen enthalten seine dramatischen Arbeiten, deren eine im Jahre 1795, die andere im Jahre 1804 erschienen ist.

Juny.

Den 1. Don Juan, Oper.

Den 3. Das Mädchen von dreyßig Jahren, in 5 Akten von Fricke zum erstenmal, und das Divertissement: Der Gutsherr.

Den 5. Der Spieler von Iffland.

Den 8. Die Entführung aus dem Serail, Oper.

Den 10. Das Gewissen, Schauspiel in 5 Akten, von Iffland zum erstenmal.

Den 11. Weiberlaunen und Männerschwäche von Ziegler und das Divertissement: Der Gutsherr.

Den 13. Elise von Valberg von Iffland.

Den 14. Das Gewissen.

Den 17. Der König auf Reisen von Ziegler.

Den 22. List gegen Bosheit, Lustspiel in 3 Akten von Lambrecht [1]) zum erstenmal.

Den 24. Truro Audati König von Dahomay, oder die Tugend unter den Barbaren, Oper in 3 Akten, für's hiesige Theater bearbeitet, mit Musik von Hrn. Witt Operndirektor, zum erstenmal.

Den 25. Truro Audati, Oper.

Den 27. Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig, Lustspiel in 3 Akten von Brandes [2]) zum erstenmal, und die Komedie aus dem Stegreife von Jünger.

---

[1]) H. G. Lambrecht schrieb zu seiner Zeit sehr beliebt gewordene Schau- und Lustspiele, unter denen zu nennen sind: „Die Vergeltung", Schauspiel (1789), „List gegen Bosheit" (1795), „Liebe und Freundschaft", Lustspiel (1801). Er bearbeitete auch einige französische Stücke für die deutsche Bühne.

[2]) J. Chrstn. Brandes, geboren im Jahre 1735 zu Stettin, machte einen abenteuerlichen Lebenswandel durch und starb im Jahre 1799 in Berlin. Seine Lust- und Trauerspiele erfreuten sich in ganz Deutschland außerordentlicher Beliebtheit. Erwähnenswerth sind davon: „Der geadelte Kaufmann", „Der Schein betrügt", „Der Gasthof, oder trau, schau, wem", „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig", Lustspiel (1787), „Der Landjunker in Berlin" (1770). Seine dramatischen Schriften erschienen im Jahre 1790—91.

Den 29. Das rothe Käppchen, Oper in 2 Akten mit Musik von Dittersdorf zum erstenmal.

July.

Den 1. Die Thronfolge. Schauspiel in 5 Aufzügen von Seyfried [1]) zum erstenmal.

Den 2. Doktor und Apothecker.

Den 3. Weiberlaunen und Männerschwäche von Ziegler.

Den 6. Das rothe Käppchen, Oper.

Den 8. Der Vater seines Volkes, Schauspiel in 4 Aufzügen von Rambach [2]) zum erstenmal.

Den 9. Der Königssohn aus Ithaka. Oper.

Den 11. Der Spieler von Iffland.

Den 13. Der Baum der Diana, Oper.

Den 15. Philippine Welserin, Schauspiel in 5 Aufzügen von Schiekaneder, zum erstenmal.

Den 17. Das rothe Käppchen, Oper.

Den 18. Die Schauspielerschule, Lustspiel in 3 Aufzügen von David Beil [3]) zum erstenmal.

---

[1]) H. W. Seyfried, Schauspieler und Theaterdichter, geboren zu Frankfurt im Jahre 1755, starb im Jahre 1800 in Berlin. Er schrieb mehrere zu ihrer Zeit sehr bekannte Stücke, darunter: „Die Thronfolge, fürstliches Familiengemälde" (1786), „Der Neujahrstag", Posse (1790). Auch erschien von ihm 1788 „Ein dramatisches Wort zu seiner Zeit".

[2]) Fr. E. Rambach, geboren 1767 zu Quedlinburg, wurde 1803 Professor in Dorpat und starb als Staatsrath im Jahre 1826. Unter dem Pseudonym Ott. Sturm wurde er als Romanschriftsteller bekannt. Außerdem schrieb er Lust- und Schauspiele, darunter: „Die Fürstin", Hofgemälde in 5 Acten (1793), „Der große Churfürst von Rathenau", Schauspiel in 4 Acten (1795), „Otto mit dem Pfeil", Schauspiel (1796), „Die Brüder", Lustspiel (1798), „Die Kuhpocken", Familiengemälde (1802). Seine „Schauspiele" erschienen gesammelt 1798, ferner „Dramatische Gemälde" 1803.

[3]) Joh. Dav. Beil, geboren 1754 zu Chemnitz, 1779 Theaterdirector in Mannheim, starb im Jahre 1794. Seine Schauspiele erfreuten sich großer Beliebtheit, besonders „Curt von Spartau" (1790), „Die Familie Spaden" (1794)

Den 20. Die Liebe im Narrenhause, zum erstenmal. Singspiel von Stephanie dem Jüngern, mit Musik von Dittersdorf.

Den 22. Ein jeder Stand zählt seine Edlen, Lustspiel in 5 Aufzügen zum erstenmal.

Den 23. Die Liebe im Narrenhause.

Den 25. Alle strafbar, Lustspiel in 2 Aufzügen von Albrecht; und der Dankbare Sohn von Engel in einem Aufzuge.

Den 26. Mistrauen und Liebe, Lustspiel in 3 Aufzügen, nach dem Französischen von Huber zum erstenmal.

Den 27. Don Juan, Oper.

Den 29. Achmet und Zenide, Schauspiel in 5 Aufzügen mit Chören, von Iffland zum erstenmal.

Den 30. Achmet und Zenide.

August.

Den 1. Der Wechsel von Jünger; und das Divertissement: Der Gutsherr.

Den 3. Menschenhaß und Reue von Hrn. von Kotzebue. Hr. Teller spielte als Unbekannter die erste Gastrolle.

Den 5. Aechter Adel und ächte Liebe, Lustspiel in 3 Aufzügen, zum erstenmal; und das abgebrannte Haus Lustspiel in einem Aufzuge von Hrn. Schikaneder, auch zum erstenmal.

Den 6. Sultan Wampum, komische Oper in 2 Acten, nach Kotzebue's Posse bearbeitet, mit Musik von Dussick, zum erstenmal.

Den 8. Klara von Hoheneichen, von Spieß [1]); Hr. Teller spielte als Adelungen die zweyte Gastrolle.

---

und „Die Freystatt der müden Pilger" (1794). Nicht minder wurden Beil's Lustspiele auf vielen Bühnen aufgeführt, insbesondere: „Die Schauspielerschule" (1785), „Armuth und Hoffart" (1789) und „Dietrich von Ruben" (1794).

[1]) Ch. Heinr. Spieß, der bekannte Vertreter der Ritter-, Geister- und Räubergeschichten, wurde 1755 zu Freiberg geboren; er war eine Zeit lang Schauspieler und starb im Jahre 1799. Man kennt die enorme Lesebegierde, welche in Deutschland nach den Ritter- und Räuberromanen in der Schreibweise eines Cramer, Spieß u. A. zu Ende des vorigen Jahrhunderts erwachte. Auch auf

Den 10. Das rothe Käppchen, Oper.

Den 12. Der Eheprocurator, Lustspiel in 5 Aufzügen, von Bretzner zum erstenmal.

Den 13. Der Fagottist, Oper.

Den 15. Arlequins Traum, Pantomime von Hartmann zum erstenmal; und die Komedie aus dem Stegreife, Lustspiel in einem Aufzuge von Jünger.

Den 17. Der Frauenstand, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Iffland. Hr. Teller spielte als Hofrath Lestenfeld die dritte Gastrolle. Hr. Domaratius bequemte sich endlich nach dem Wunsche des Publikums und engagirte Hrn. Teller als wirkliches Mitglied.

Den 19. Die gute Landesmutter, Schauspiel in fünf Aufzügen, von S. Börnstein, zum erstenmal.

Den 20. Sultan Wampum, Oper.

Den 22. Die Dienstpflicht von Iffland. Hr. Teller trat als Justizrath Lister zum erstenmal als engagirtes Mitglied unsers Theaters auf.

Den 24. Axur, König von Ormus Oper, von Dokt. Schmieder [1]) mit Musik von Salieri.

---

der Bühne war Spieß beliebt geworden, besonders durch sein oben genanntes, 1792 erschienenes Ritterschauspiel; seine „Maria Stuart" (1784) ist insofern, als sie dem gleichnamigen Trauerspiele Schiller's vorherging, ein literarhistorisches Curiosum. Die Lustspiele „Liebe und Mut macht alles gut", „Die drei Töchter", „Die Perücken" sind weniger bedeutend und wurden auch nicht sehr oft zur Darstellung gebracht.

[1]) Heinr. Schmieder, geboren im Jahre 1763, starb zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als Mitinhaber einer Verlagshandlung in Hamburg. Er schrieb Lust- und Trauerspiele, auch Texte zu Singspielen. „Kronholm, oder gleich ist der Werther fertig" (1783) ist ein Lustspiel von ihm, das einen interessanten Beitrag zur Werther-Literatur liefert. Schmieder schrieb noch „Die Seelenverkäufer", Lustspiel (1784), „Die Tempelherren", Trauerspiel (1791), „Die Rächer" (1799), „Axur, König von Ormus", Singspiel (1799), „Heinrich der Löwe", Singspiel (1793) u. a. Durch Herausgabe mehrerer Journale und Taschen-

Den 26. Maria von Schwanningen, Ritterschauspiel in 5 Akten, zum erstenmal.

Den 27. Philippine Welserinn, von Schikaneder.

Den 29. Aechter Adel und ächte Liebe, Lustspiel und ein Divertissement Ballet, worinn sich Hr. Zanini ein durchreisender Tänzer, nicht zu seinem Vortheile zeigte.

Den 31. Axur König von Ormus, Oper.

Am 8. October 1789 capitulirte die unter Laudon belagerte türkische Festung Belgrad und wurde von der österreichischen Armee besetzt. Diesen ruhmvollen Erfolg der österreichischen Waffen feierte die damalige Direction des landständischen Theaters durch ein Freitheater, welches folgendermaßen angekündigt wurde: „Morgen Sonntag am 18. October 1789 wird der Directeur der hiesig. Schauspielgesellschaft seinen frohen Antheil, den er an dem glücklichen Fortgange unserer Waffen, vorzüglich der höchst erfreulichen Eroberung der türkischen Hauptfestung Belgrad nimmt, dem hiesigen verehrungswürdig. Publikum an den Tag legen, indem er demselben eine Freykomedie im landschaftl. Theater zum Opfer bringt. Diese wird sein: Der Strich durch die Rechnung oder Am Ende sind alle vergnügt. Um 7 Uhr Abends Ball, wobei jedermann, ohne Unterschied des Standes, eintreten kann."

Es erübrigt noch über die Leiter des Theaters einige Bemerkungen anzufügen, da wir unter denselben Namen finden, welche in der Kunstwelt damals in den weitesten Kreisen einen guten Klang hatten, ja selbst bis heute nicht der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Nach dem letzten Director Reuling, der die Bühne auf dem Tummelplatze geleitet, folgte, wie schon erwähnt (s. o. S. 30) Jakobelli und eröffnete am 9. September 1776 das „neuerbaute landständische Schauspielhaus". Seit dieser Zeit finden wir die Direction in den Händen von Joseph Rouseul (dem Gatten der

bücher für das Theater machte Schmieder seinen Namen in dramatischen Kreisen sehr bekannt.

berühmten Wiener Hofschauspielerin Rosalia Nouseul, welche im Jahre 1750 zu Graz geboren wurde), Emanuel Schikaneder, Bexner, Waitzhofer, Joseph Belomo und seit 1797 stand 16 Jahre lang ununterbrochen Carl Domaratius der Bühne vor.

Zu Anfang der Neunziger-Jahre weist der Personalstand des Theaters 25 Personen auf, die alle zur Vertretung größerer Rollen bestimmt sind. Carl Domaratius eröffnete am 16. April 1797 mit Ifflands „Hausfrieden" seine Vorstellungen. Theaterprologe sind häufig nicht den besten Producten der Dichtkunst beizuzählen, da es aber selten vorkömmt, daß derartige Prologe in derselben Fassung, in welcher sie gesprochen wurden, auf uns gekommen sind und da immerhin ein solcher Prolog ein Streiflicht auf die dichterischen und Bühnenverhältnisse wirft, so lasse ich die poetische „Antrittsrede", welche an jenem Abende der „Directeur" selbst sprach, ihrem ganzen Wortlaute nach hiemit folgen:

Verehrungswürdigste!
Durch deren Macht und Gunst
Ich heut' zum ersten Male diese Stätte,
Worauf Thalia's täuschungsreiche Kunst
Theils lehren, theils ergötzen soll, betrete;
O nehmt für Euern Ruf mein Dankesopfer hin,
Und unterstützt mein neues Unternehmen;
Denn schwer ist jedes Werkes Anbeginn,
Zumal wenn Lasten sich entgegenstemmen,
Die selbst der muth- und vorsichtsvollste Mann
Auf dem dramatischen so steilen Pfade
Durch Aufbot eig'ner Kraft nicht heben kann,
Doch sicher heben wird durch Beistand Eurer Gnade.
Umringt vom edlen besten Publikum,
Dem dieses Herz mit Lieb' und Ehrfurcht huldigt,
Dem Kunstgeschmack den echten Kenner Ruhm
Durch Deutschland längst gewann; das dort entschuldigt,
Wo fremden Momen Zahn (der selbst an Lykoriden
Und Roszieru Kothurn und Socius hämisch nagt)
Nie mit des Künstlers Streben ganz zufrieden

Das mindeste Verseh'n so streng zu rügen wagt, —
Von einem Publikum, das Bühnenrichter zählet,
Die darum, weil sie Musenfreunde sind,
Nicht durch Parteigeist, bloß durch Lessings' Geist beseelet
Ihr Urtheil stets gerecht, bescheiden und gelind
Wie über Dichterwerk, so über Spielkunst sprechen,
Nie durch Kabal' und Vorurtheil getäuscht
Der Einen Mängel an den Andern rächen.
Wenn Mißgeschmack itzt da, itzt dort Erinn'rung heischt,
Im Schooße dieses weisen Publikums.
Das seit so vielen aufgeklärten Jahren
Den Priestern dieses Musenheiligthums
So hold sich wies, — was kann ich da befahren?
Zwar bin ich Sohn des Auslands, doch dem Sinne
Und Herzen nach so deutsch, wie jeder unter Euch;
Und glückt mir, theures Grätz, die Leitung Deiner Bühne,
So kommt kein Ehrenglück, ich hoffe es, meinem gleich. —
Wohlan, so nehmet mich, Ihr Hohen und Ihr Niedern,
Noch einmal huldreich hin in Eure Eid und Pflicht,
Und raubet mir und meinen kunstverwandten Gliedern
Die Hoffnung Eurer Gunst und Unterstützung nicht.

Die Mitglieder, welche Domaratius engagirt hatte, waren zu Anfang seiner Bühnenleitung folgende [1]):

„Männer. Hr. Domaratius, Directeur. Spielt im Schauspiele Helden, erste Liebhaber, Character und naive Rollen. Hr. Adams, singet ernsthafte Baßrollen in der Oper, im Schauspiele aber spielt er Mittelrollen, und fängt hier seine theatralische Laufbahne an. Hr. Endres, Tenorist in der Oper, hilft auch im Schauspiele aus. Hr. Ferrari, spielt komische Bediente besonders von der niedrigen Gattung und dumme Jungen. Hr. Fischer, zärtliche und komische Väter, alte Gecken, humoristische Alte, Juden und singt in der Oper. Hr. Gatto, Buffons in der Oper, und komische Rollen im Schauspiele. Hr. Greger, einige Väter und dann Hilfsrollen. Hr. Hart-

[1]) Ich entnehme die nachstehende Aufzählung dem „Sonnabends-Anhang der Grätzer Zeitung" zu Nr. 87 vom 15. April 1797.

mann, alte Bediente und einige andere Charactere. Hr. Huß, Tenorist in der Oper, und hilft im Schauspiele aus. Hr. Murschhauser, Tenorist in der Oper und Mittelrollen im Schauspiele. Hr. Otto, erste Liebhaber, Chevaliers, Characterrollen, lockere und naive Jungen. Hr. Schätzel, Buffons in der Oper, und Väter im Schauspiele. Hr. Schoßleitner, spielt intriguante Rollen, Chevaliers und komische Bediente. Hr. Vetter, zärtliche und komische Väter, Pedanten, polternde Alte, Invaliden und andere Militärrollen. Hr. Zacharias, intrigante Rollen, alte Chevaliers, Juden, und singt in der Oper.

Frauenzimmer: Mlle. Bronn, Liebhaberinnen, naive Rollen, und Bauernmädchen. Mad. Ferari, erste Liebhaberinnen im Lust- und Trauerspiel, junge Frauen, naive Rollen. Mad. Fischer, komische Mütter, Betschwestern, alte Weiber. Mad. Fournier, erste Rollen im Singspiele, im Schauspiele Soubretten und einige andere komische Charactere. Mad. Gatto, junge Weiber, gesetzte Liebhaberinnen, und Anstandsrollen. Mlle. Gatto, Sängerinnen, Knabenrollen, und junge Mädchen. Mad. Greger, zärtliche und komische Mütter, Anstands- und Characterrollen, Betschwestern. Mad. Huß, Liebhaberinnen, naive Rollen. Mad. Mareschalchi, erste Rollen im Singspiele. Mlle. Schikaneder zweyte Rollen im Singspiele, Bauernmädchen, und andere Mittelrollen im Schauspiele. Mlle. Tilly, Damen von Stande, Liebhaberinnen und singt in der Oper."

Domaratius nahm sich der Bühne auf das Wärmste an, „Madame Ackermann", F. W. Ziegler und Iffland selbst traten unter seiner Direction auf derselben als Gäste auf.

Von anderen Gastspielen in dem landständischen Theater der Hauptstadt Steiermarks nenne ich nur das einer Wilhelmine Scholz, eines Klingemann und Carl Brockmann; es sind dies Persönlichkeiten, die in den Annalen des deutschen Theaters überhaupt eine bedeutende Rolle spielen und ihre Erwähnung schließe diese Darstellung, welche einen kleinen Beitrag zur Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu liefern bestimmt ist.

III.

Journale und Zeitschriften.

Die periodische Presse. Beginn ihres Einflusses in Oesterreich. Die ersten Zeitschriften Steiermarks mit politischem Charakter. Der „Grätzer Merkur", sein Eingehen im Jahre 1792. Abschiedsgedicht des „Merkur". Das „Allgemeine Zeitungsblatt für Innerösterreich". Die „Grätzer Zeitung" seit 1785. Die „Bauernzeitung". Die „Grätzer Bürgerzeitung". Die literarischen (belletristischen) Blätter. Wiener Zeitschriften seit 1760. Das „Wochenblatt für die Innerösterreichischen Staaten" 1775. Seine literarische Bedeutung. Proben aus dem Blatte. Die „Zeitung für Damen", ihr Inhalt. Das „Grazer litterarisch-ökonomische Wochenblatt" („Gräzer Magazin"). Das Blatt: „Aus dem Reiche der Todten".

Die Erzeugnisse der periodischen Literatur bilden ein bezeichnendes Charakteristikon des neunzehnten, zum Theile selbst des achtzehnten Jahrhunderts. War auch das Journalwesen vor hundert Jahren gleichsam in der Wiege, im Vergleiche wenigstens zu dem Standpunkte, den dasselbe heutzutage einnimmt, so bildet es dennoch zu Ende des achtzehnten Säculums schon einen gewaltigen Factor im Culturleben und war die Magnetnadel, welche bei allem Schwanken dennoch nach einer festen, bestimmten Richtung hinwies, nach jener Richtung, die wir das geistige Leben nennen können. Freilich hatte der gedruckte Buchstabe noch nicht jene Macht, hatte das gedruckte Wort noch nicht jene Gewalt, wie in der gegenwärtigen periodischen Presse, die Verkehrsmittel waren noch nicht darnach gestaltet, den Gedanken mit Blitzes- und Dampfesgeschwindigkeit durch die Lande zu tragen, schnell befruchtend und belebend auf den Gleichgesinnten selbst im entferntesten Theile des Reiches zu wirken. Dessenungeachtet kannte die von mir ins Auge gefaßte Zeit schon eine Zahl mehr oder weniger bedeutender Blätter, welche dem Publicum die neuesten Zeitereignisse vermittelten, welche die „genauesten" Nachrichten, die „ausführlichsten" Schilderungen der politischen Bewegungen jener Tage so schnell als möglich in die Oeffentlichkeit trugen. Allerdings waren die Mittheilungen ärmlich genug, und der „Verfasser" der Zeitung wagte es selten genug, irgend eine subjective Meinung in den Berichten mit einfließen zu lassen, vielmehr wurden diese wiedergegeben so dürr und trocken, wie er sie erhalten, und selbst diese dürren Mittheilungen stellten sich manchmal nachträglich als falsch heraus.

Bei der Besprechung des geistigen Lebens der steierischen Hauptstadt zu Ende des verflossenen letzten Jahrhunderts glaube ich aus dem oben angeführten Grunde mein Augenmerk dem Journalwesen zuvörderst zuwenden zu sollen, und eine Schilderung der damals bestehenden Zeitungen, welche in der Hauptstadt erschienen, ihres Aussehens, ihres inneren Werthes, ihrer ganzen Bedeutung dürfte einer gewissen Aufmerksamkeit nicht unwerth sein.

Vor Allem erblicken wir in den politischen Blättern jener Zeit schon den Anfang der geordneten periodischen Presse und können, wenn auch nicht so genau wie in unseren heutigen Tagesblättern, den Lauf der Weltbegebenheiten darin verfolgen, hauptsächlich aber kann man den Einfluß, den diese periodische Presse im achtzehnten Jahrhundert auf das öffentliche Leben zu nehmen beginnt, stufenweise und beinahe in jeder neuen wichtigen Phase sich entwickeln sehen. Langsam aber stetig fortschreitend entrollt sich mit jeder neuen Nummer der Zeitung ein immer größeres, immer wichtigeres Culturbild; die Anfangs so dürftigen, unscheinbaren Nachrichten werden immer bedeutender, umfassender, der Kreis der Correspondenten immer größer, aus immer weiteren Fernen strömen Nachrichten zu und schon die räumliche Vergrößerung der Zeitung in jedem Jahre weist darauf hin, daß ihre Bedeutung immer wichtiger, daß ihre Berechtigung in das öffentliche Leben einzugreifen, immer mehr anerkannt wird, daß sie schließlich zum gewaltigen Hebel des Culturlebens ihres Jahrhunderts umgeschaffen wird, der seinen Einfluß zu Ende desselben schon gewaltig zu zeigen beginnt.

Diese Sätze gelten nicht etwa für einen speciellen Fall, sondern für die große Allgemeinheit, man kann die Beobachtungen, auf Grund welcher sie aufgestellt sind, überall machen, in jeder größeren Stadt Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates. Im Verlaufe dieser Darstellungen werde ich noch darauf zu sprechen kommen, welche abgeschlossene Stellung in Bezug auf das Geistesleben besonders der letztere Staat im achtzehnten Jahrhunderte noch einnahm, wie wesentlich verschieden von anderen Ländern sich die geistigen Elemente

in ihm gruppirten und gleichsam aus sich selbst herausbildeten, wie wenig geistiger Einfluß auf die Literatur wirken konnte, der seinen Ursprung außerhalb der Reichsgrenzen hatte. Dennoch wächst die Zahl der periodischen Blätter immer mehr an, ihr Charakter verändert sich gleichsam an der Hand dieses wenn auch geringen Einflusses und die pulsirende Macht des Geistes hat in ihnen bald den Factor gefunden, der ihr zum Siege verhelfen soll. In den concreten Fällen, die ich nun folgen lasse, zeigt sich die Entwicklung der ganzen periodischen Presse Oesterreichs im kleineren Maßstabe.

Wenige Städte gibt es aber auch, welche eine verhältnißmäßig so bedeutende Anzahl nebeneinander erscheinender Blätter aufzuweisen hatten, als Graz in den Siebziger- und Achtziger-Jahren. Man hatte sich schon daran gewöhnt, seine Tages- und Wochenblättchen zu lesen und, wenn man auch noch so bescheidene Ansprüche stellte, man mußte eben eine „Grätzer" Zeitung zur Hand bekommen. So tauchten denn mehrere Blätter nach- und nebeneinander auf, die dem Publicum ein Bedürfniß geworden waren, gerade so wie das Wiener „Diarium" [1], die „Augsburger", die „Hamburger" und die „Brünner" Zeitung, letztere, nebenbei bemerkt, das einzige Blatt, welches als „Provinzblatt" überhaupt in der Stadt zu finden war. Rechnet man zu den genannten periodischen Blättern noch den „Courier du Bas Rhin", die „Wälsche Zeitung" von Florenz und die oberdeutsche „Allgemeine Literaturzeitung", so dürfte die Zahl der in Graz damals gelesenen Blätter erschöpft sein.

Unter den in der Stadt selbst erscheinenden Zeitungen erreicht keine an Alter den „Grätzer Merkur" oder „Grazer Merkur", so wenigstens nennt er sich in den Achtziger-Jahren wieder, wie ich gleich zur Beruhigung Jener bemerke, die sich die Hauptstadt vor

[1] „Im Jahre 1762 begann das „„Wienerische Diarium"", die im Jahre 1705 auftauchende Ahnfrau der kaiserlichen Wiener Zeitung, ein Blatt, das politische Nachrichten und amtliche Verlautbarungen brachte, seine „gelehrten Neuigkeiten", ein mixtum aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, das Niemanden munden konnte." Vergl. H. M. Richter a. a. O. S. 267.

achtzig und mehr Jahren nicht anders als „Grätz“ geschrieben und gedruckt denken können. Der „Merkur“ bestand schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unter diesem Titel und ist die einzige Zeitung in Graz, welche ein fast hundertjähriges Alter erreicht hat und noch die ehrwürdigen Jahreszahlen von eintausend sechshundert an der Stirne trug [1]). Hier handelt es sich allerdings nur um den „Merkur“ der Siebziger-Jahre und der folgenden. Das Blatt hatte damals jenes Quartformat, dessen sich die meisten periodischen Blätter zu jener Zeit bedienten, jedes „Stück“ war einen bis einen und einen halben Bogen stark, der Titel erschien von Arabesken in rohem Holzschnitte eingefaßt und zeigte in dem Satze „mit v. Widmanstätterischen Schriften“ zugleich die Verlagsanstalt an. Im Jahre erschienen 104 „Stücke“, das Blatt wurde also zweimal wöchentlich ausgegeben. Es enthielt in seinem Haupttheile zumeist Nachrichten politischen Inhalts, die in Rubriken geordnet waren, denen die Namen der Länder, aus welchen sie herstammten, als Titel vorgesetzt erschienen. Den Abschluß der Mittheilungen bildeten die localen Nachrichten unter der Ueberschrift: Grätz. Getreidepreise, die Liste der Verstorbenen und Aehnliches stand, wenn der Raum ausreichte, noch ganz am Schlusse. „Anzeigen“ wurden jeder Nummer beigegeben, Licitationsankündigungen, gerichtliche Aufforderungen, Verkäufe von Land- und Stadtrealitäten füllten diese Inseratenblätter, die man sich aber nicht im Entferntesten den heutigen ähnlich denken darf. Wie im Texte des Hauptblattes folgten diese Mittheilungen nacheinander und nur eine schwarze Linie trennte die spätere von der vorhergehenden. Später erschien auch der „Merkur“, wie die sogleich zu erwähnenden Blätter, in zwei Spalten gedruckt, das war aber schon in den letzten Athemzügen seines Erscheinens, das Blatt hatte sich überlebt, diese Neuerung mit so vielen anderen konnte es nicht ertragen und so

[1]) Leider war es mir trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht möglich auch nur eine der älteren und ältesten Nummern des „Merkur“ zu Gesicht zu bekommen. Im Jahre 1755 trug das Blatt den Titel: „Postäglich Grätzerisch ausfliegender Mercurius.“ F°.

erschien dann der „Merkur" am 29. December 1792 zum letztenmale. Daß der „Merkur" ganz besonders beliebt war, beweist sein hohes Alter, in der That war er bis 1785 auch die einzige in Graz erscheinende periodische Schrift; — an der Dürftigkeit seiner Mittheilungen konnte bis dahin natürlicherweise auch Niemand besonders Anstand nehmen. Als das Blatt eingegangen, publicirte der Herausgeber noch ein launiges Gedicht: „Des alten Merkurs Abschied an die Lesewelt."

Dieses Gedicht ist nicht nur durch sein Alter und durch seine Tendenz interessant, sondern es beweist auch den Einfluß Blumauer's auf die Literatur jener Zeit, der sich in Oesterreich so bedeutsam geltend machte, daß die Strophenform der travestirten „Aeneis" für humoristische oder humoristisch angehauchte Gedichte beinahe ständig zur Anwendung gebracht wurde. Auch dieses Gedicht ist in Versmaß, Reim und Inhalt ganz Blumauer's Producten angepaßt und findet hier seine Stelle.

Bin schon ein alter, schwacher Mann
Mit krumm gebeugten Rücken,
Und gehe, wie man sehen kann,
Schon eine Weil auf Krücken:
Der Lügen Last wird mir zu schwer,
Auch mit dem Fliegen geht's nicht mehr
So gut, wie Anno Dreißig.

Um's Fliegen ist es so ein Ding,
Die Waare, die wir führen
Ist bald zu stark, bald zu gering
Um recht zu balanciren;
Man weiß nicht stets, ob's oben reif't,
Ob's glüht, und wo der Wind herpfeift?
Kommt ohnversehns ein Wirbel.

Dreht unser Flug zur Sonne sich
Und ihren Flammenhügel,
O, so versengt man lästerlich,
Wie Ikarus, die Flügel:

Bleibt unser Flug hübsch an der Erd',
Und trabt wie ein Fiaker-Pferd,
So wadet man im Schlamme.

Der Bothen-Lohn ist auch ganz klein,
Und jeder kann ermessen,
Wie groß die Schüssel müßte sein,
Von der so viel jetzt fressen: (!)
Auch viele meiner Brüder sind
Sehr große Esser, und im Wind
Mehr stark, als unser einer.

Welch' Schwall verborg'ner Uebel quält
Nicht einen Zeitungs-Bothen?
Kurz um: ich kehr zur Unterwelt,
Zu Fuhrmann Charons Todten.
Der giebt mir wenigstens kein Stück'
Von meiner Lieferung zurück,
Und läßt's, wie's kömmt, passiren.

Der Himmel schenk mir nur die Schuld
Im Lügen, und im Stehlen
Schreib meine eiserne Geduld
Mir gut — so kanns nicht fehlen.
Zur Buß will ich vom Schattenreich
Die Todten List — nach Schlechten euch
Genauer überschreiben.

Vom Greu'l der Oberwelt will ich
(Soll Cerberus mich fragen,
Und bät er auf die Pfoten mich)
Gewiß kein Wörtchen sagen
Und daß ich's selbst vergessen muß
Schnell einen Pfiff vom Lethefluß
Auf euer Wohlsein leeren.

Als Fortsetzung des eingegangenen Journals erschien am 1. Januar 1793 zum erstenmale das „Allgemeine Zeitungsblatt für Innerösterreich" ebenfalls in Graz, das aber, wie sich schon sein großes

Octavformat von dem des alten Merkur unterschied, auch in seinem Inhalte eine andere Richtung einschlug. Dieses Blatt war viel reichhaltiger, jedes Stück trug ein Motto aus einem berühmten Dichter an der Stirne und begnügte sich nicht, den Lesern nur trockene Daten politischen Inhalts zu bieten, sondern auch literarische Anzeigen, Recensionen, ja selbst Aufsätze belletristischen Inhalts, Gedichte, kurze Erzählungen u. dgl. fanden sich hier vor. Das Blatt erschien dreimal in der Woche und über die Begebenheiten des damaligen Krieges mit Frankreich wurden öfter „Extrablätter" dazu ausgegeben. Auch diese periodische Schrift erfreute sich in der Folge besonderer Beliebtheit, es war auch die erste, in welcher Versuche gemacht wurden, die vaterländische Geschichte, Naturkunde und Literatur in populärer Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen, besonders unter dem Herausgeber Stadelmann und später (allerdings schon zu Anfang dieses Jahrhunderts) unter der vortrefflichen Redaction des Dr. Franz Sartori [1]), eines Mannes, der ein eminentes Wissen besaß und überdies durch seine seltsamen Lebensschicksale, besonders im Jahre 1809, als die Stadt von den Franzosen besetzt erschien, zu einer der interessantestn historischen Persönlichkeiten Steiermarks aus jener Zeit zählt.

Es war im Jahre 1785, als in Graz jene Zeitung zu erscheinen begann, welche bis weit in das folgende Jahrhundert hinübergeführt wurde, nämlich die „Grätzer Zeitung", die in dem Culturleben der steierischen Hauptstadt eine so bedeutende Rolle spielt. Sie wechselte mehrfach den Verlagsort, ohne jedoch an ihrem Aeußeren viel zu ändern. Dieses unterschied sich anfangs noch nicht viel von dem des Merkur, Papier und Format wenigstens blieb dasselbe, doch suchte der Herausgeber Leykam dem Ganzen eine hübschere typographische Ausstattung zu geben. Der innere Werth des Blattes wurde schon in den ersten Jahren seines Erscheinens ein bedeutend größerer, so daß es „an wahren innerlichem Werthe wohl gar manches ausländische Blatt übertraf", eine Ehre, die ihm ein Zeitgenosse zuerkennt. Derselbe

[1]) Ausführlicher spreche ich über Sartori weiter unten in dem Abschnitte über die Gelehrten.

schildert den Gehalt dieser Zeitung weiter noch, indem er erklärt: „Der Verfasser (des Blattes, also Redacteur) weiß das Wesentliche von dem Unwesentlichen genau zu unterscheiden und der Leser darf sich nicht fürchten, daß er je durch sein Blatt ennuyirt werde.“ Viel Subjectivität war freilich auch in den Artikeln noch nicht zu finden, denn die herrschende Ansicht zeigt der eben citirte Schriftsteller in den Sätzen: „Ihr schreibt Zeitungen, also habt Ihr uns Thatsachen zu liefern, statt uns zu erzählen, was geschieht, nicht was geschehen soll. Wenn Ihr Euch bisweilen gar nicht enthalten könnt, uns Eure Meinung zu sagen, so thut es; aber um des Himmelswillen nur mit wenigen Worten; und gebt Ihr Euch doch nicht die Mühe, uns auf ganzen Seiten nichts als Eure Träume vorzuschwätzen. — Von diesem Fehler ist nun die Grätzer Zeitung ganz frei. Ja sie hat noch ein großes Verdienst, indem sie oft, auf eine für den unbefangenen Leser höchst angenehme Art, die Träume Anderer kurz widerlegt, zurechtweiset und mit wenigen Worten ein größeres Licht anzündet, als andere Zeitungscharlatane auf ganzen Quartseiten es nicht thun können.“ Dies gilt besonders von jener Zeitperiode, da der als Geograph und vaterländischer Schriftsteller weithin bekannte Josef Carl Kindermann die „Grätzer Zeitung“ redigirte.

Der erwähnte Zeitraum umfaßt die Jahre 1787 bis 1800 und dieser treffliche Leiter wußte dem Blatte selbst außer den engeren Landesgrenzen Geltung zu verschaffen. Kindermann fügte öfter dem politischen Theile literarische und belletristische Arbeiten bei, die so viel Anklang fanden, daß von 1796 ein eigenes Beiblatt wöchentlich zum Hauptjournale erschien, der „Sonnabends-Anhang zur Grätzer Zeitung“, und ganz besonderen Beifall fand. Schon früher hatten die Brüder Alois Vincenz und Cajetan Franz von Leitner, Letzterer der Vater des heute noch in Graz lebenden, als Dichter weithin rühmlichst bekannten K.-G. R. v. Leitner, sich bei dem Blatte, insbesondere an dem literarischen Theile desselben betheiligt; in Verbindung mit dem Schriftsteller Rottensteiner sind sie nun, neben Kindermann, zu den Begründern dieses „Sonnabends-Anhanges“ zu

rechnen [1]). Von 1800 an führte Cajetan Franz v. Leitner auch die Redaction des Hauptblattes weiter fort. Von 1795 an begann derselbe zuerst in der „Grätzer Zeitung" ausführlichere Besprechungen der im Theater aufgeführten Stücke zu liefern und in der That finden sich Theaterrecensionen erst von da an in dem Blatte, das also auch in dieser Richtung einen neuen Aufschwung genommen und zur Läuterung der dramatischen Kunst das Seinige beizutragen begann, während früher außer einer trockenen Ankündigung des aufzuführenden Schauspieles der Leser keine weitere Erwähnung des Theaters vorfand.

Schon ein Jahr nach dem ersten Erscheinen der „Grätzer Zeitung" taucht wieder ein Blatt auf, das von Michael Ambros verlegt ward, es ist dies die „Bauernzeitung", welche zweimal wöchentlich erschien und seiner Anlage, sowie seinem Namen nach wohl für das Landvolk bestimmt sein sollte. Die Zeitung war aber nicht so übel, als man vielleicht nach dem Titel zu schließen versucht wäre. Die Rubrik: Politik war durch inländische und ausländische „Nachrichten" vertreten, die Localnachrichten aus der Hauptstadt waren sogar zahlreicher zu finden als in den übrigen Blättern, und in späteren Jahrgängen wurde als Anhang der „Steyrische Lust- und Glücksbote" beigegeben, der Aufsätze vermischten Inhalts, dann aus der „Staaten-, Kunst-, Natur- und Menschengeschichte", außerdem literarische Besprechungen enthielt. Daß die „Getraid- und andren Preise" besonders genau und zahlreich vertreten waren, liegt in der Natur und Bestimmung der Zeitung. Es verdient erwähnt zu werden, daß eine Rubrik für „Erbschaftseinberufungen und andere Glücksbotschaften" bestand, welche den originellen Titel führte: „Glücks-

[1]) Der „Sonnabends-Anhang" erschien bis 1811, von da an wurde er unter dem Titel: „Der Aufmerksame" fortgeführt. „Der Aufmerksame" bestand 30 Jahre lang und vereinigte in seinen Spalten die besten Schriftsteller der Steiermark. Das Blatt, welches 1855 unter demselben Namen wieder erschien, hatte nicht mehr dieselbe Bedeutung wie der alte „Aufmerksame" und ging bald ein.

rubrik, dem Wohle der Menschheit gewidmet". Auch suchte eine „Rubrik zum Vergnügen des schönen Geschlechtes" den Ansprüchen der Damenwelt auf Lectüre gerecht zu werden. Jede Nummer der „Bauernzeitung" war mit einem Motto versehen und jeder war ebenfalls eine Beilage, Annoncen u. dgl. beigegeben. Die geschickte Leitung dieses Blattes erhielt dasselbe auch eine Reihe von Jahren aufrecht, obgleich der Redacteur und Herausgeber mit Hindernissen mancherlei Art zu kämpfen hatten.

Im Jahre 1792 erschien, da auch die „Bauernzeitung" bald einen Leserkreis um sich versammelt, als neues Concurrenzunternehmen, die „Grätzer Bürgerzeitung", ein Blatt einfach und schlicht wie sein Vorbild, aber vom Verleger Franz Georg Schröckenfuchs recht gut ausgestattet und an Neuigkeiten nicht karg; diesem folgte das, wie das vorige zweimal wöchentlich erscheinende Journal: „Der steyrische Biedermann" mit der Beilage: „Steyermärkisches Kundschaftsblatt". Schon 1796 vereinigten sich die letztgenannten zwei Blätter mit der „Grätzer Zeitung", die eine Zeit lang unter dem Titel: „Mit der Bürgerzeitung und dem Biedermann vereinigte Grätzer Zeitung", und zwar von nun an täglich erschien. Damit ist auch die Zahl der Blätter mehr oder weniger politischen Inhalts die während des von mir in's Auge gefaßten Zeitraumes erschienen, erschöpft.

Vor Allem aber bedeutend für die Richtung der Zeit sind jene Zeitschriften, welche das Gebiet der schönen Literatur cultivirten, welche es sich zur Aufgabe machten, Kunst und Poesie zu pflegen und dem literarischen Geistesleben Inneröſterreichs und Gesammtösterreichs überhaupt ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Hier zeigt sich bereits eine Verbindung, in welche die in der Hauptstadt Steiermarks lebenden Schriftsteller mit Wien und insbesondere mit dem zu jener Zeit geistig so überaus thätigen „deutschen Auslande" traten. Die Umwälzung, welche auf literarischem Gebiete durch die deutschen classischen Dichter und Schriftsteller, jene Männer, die heute noch die Grundlage unserer neuen Nationalliteratur bilden, hervorgebracht

worden war, konnte trotz aller Abgeschlossenheit Oesterreichs an diesem nicht spurlos vorübergehen, die Kreise, welche jene Bewegung hervorgebracht, zogen sich vielmehr weiter und weiter und bald hatten sie Wien, endlich auch Graz erreicht. Einen Gährungsproceß machte das gesammte Geistesleben in Oesterreich nun mit, der sich zunächst in den auftauchenden und wieder erscheinenden schöngeistigen Blättern zeigte und der für die Folge so unendlich wichtig war.

Zu Anfang der Sechziger-Jahre des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir denn auch in der österreichischen Residenz schon literarische Zeitschriften entstehen, Klemm's „Welt" zeigt ein feines Kunstgefühl, tritt den herrschenden Franzosenthum gegenüber für das Recht der Muttersprache ein, verschafft durch Abdruck den Schriften Lessing's Eingang, desselben Herausgebers „Oesterreichischer Patriot" (1764—65) ahmt Addison's und Steele's „Spectator" nach und liefert „kecke Zeichnungen aus der Wiener Gesellschaft, welche lebensvolle naturgetreue Bilder einer barocken Welt repräsentiren, deren Originale sich in den Straßen und in den Salons der Residenz mit sicherem Schritte einherbewegen", Sonnenfels' „schöne, kernige" Sprache in seinem „Mann ohne Vorurtheil", der seit 1766 erscheint, „sagt seinen Landsleuten Wahrheiten in's Gesicht, die man bisher nur gedacht hatte", und die edlen Reformprojecte dieses Mannes auf dem Gebiete der Kunst machen seine Zeitschrift zu einem der wichtigsten Culturdenkmäler des achtzehnten Jahrhunderts. Daran schließen sich die „Briefe über die neuere österreichische Literatur", ebenfalls von Klemm herausgegeben, die von 1769—70 erscheinende „Bibliothek der österreichischen Literatur" mit poetischen Beiträgen fast aller damaligen dichterischen Persönlichkeiten Wiens, die Monatsschrift „Zum Vergnügen und Unterricht", die „Realzeitung" und die „kaiserl. königl. allergnädigst privilegirten Anzeigen aus sämmtlichen kaiserl. königl. Erbländern", welche bis 1777 erschienen waren.

Von jetzt an erschien auch der Geschmack der Dichtkunst besonders zugewendet, der große Streit des Gottschedianismus war ausgekämpft und dabei der Geschmacklosigkeit, welche sich auf dem Gebiete der Poesie

schon in der bedenklichsten Weise breitgemacht, die Thüre versperrt; in Deutschland tauchte ein großes Talent nach dem anderen auf; neben den ersten genialen Schöpfungen unserer großen beiden Dichterfürsten Schiller und Goethe waren schon Uz, Lichtwer, Gellert, Pfeffel, die Gebrüder Stollberg, Mathisson, Gerstenberg, Wieland, Voß wichtig geworden für die deutsche Dichtkunst, und darunter manche selbst nach Oesterreich gedrungen; die belletristischen Zeitschriften, wie der „deutsche Merkur", das „deutsche Museum", später Schiller's „Thalia" und die „Horen" regten allerorts zur Nachahmung an. Es ist hier noch nicht der Ort, auf die weiteren literarischen Verhältnisse des Zeitalters und ihre Einwirkung auf Literatur und Poesie in Inneröſterreich näher einzugehen, da wir es jetzt hauptsächlich mit der periodischen Zeitschriftenliteratur zu thun haben. Doch wird die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß die älteren der von mir eben erwähnten Dichter bekanntlich Erotiker sind und auch bis heute auf dem Gebiete der erotischen Poesie unerreicht blieben, daß die schöne Literatur überhaupt der Liebe und den Frauen ihre Huldigung, wo es nur anging, brachte und dabei nach heutigen Begriffen nicht immer die Grenzen jenes Anstandes festhielt, der verlangt wird, um eine Dichtung nicht mindestens lasciv nennen zu müssen. Wie viele Erzeugnisse hatte doch auch in Graz selbst die Muse auf den Büchermarkt gebracht, die damals mit dem größten Interesse allerorts gelesen wurden, heute aber Manchem ein bedenkliches Kopfschütteln entlocken würden.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen über das belletristische und Journalleben des achtzehnten Jahrhundertes in Oesterreich und die Einwirkung deutscher „Geistesströmungen" auf dieselbe, wende ich mich nun den belletristischen Blättern zu, welche in Inneröſterreich, beziehungsweise in der Hauptstadt Graz zu jener Zeit, die ich in's Auge gefaßt habe, erschienen waren.

Aus der älteren Zeit fehlt jede Nachricht über derartige literarische Unternehmungen, erst ein Jahrzehnt, nachdem in Wien das erste wichtige literarische Blatt erschienen war, beginnt auch in Steiermark

die periodische Literatur sich geltend zu machen und zwar in einigen höchst charakteristischen, eigenthümlichen Unternehmungen.

Es erscheint nämlich im Jahre 1775 in Graz das „Wochenblatt für die Inneröſterreichischen Staaten", ein jeden Samstag zur Ausgabe gelangendes Blättchen in kleinem Octavformat, welches „für den Jahrgang einen kaiserlichen Dukaten, für das halbe Jahr 2 fl. 8 kr." kostete. Jedes „Stück" (eine Nummer) umfaßte etwa 1 bis 2 Druckbogen. Als der Herausgeber den Plan zu dieser Zeitschrift gefaßt, gab er denselben und sein „Programm" in den Worten seiner gedruckten Ankündigung kund: „Ganz Deutschland schreibt; alle Pressen sind mit Monat- und Wochenschriften beschäftiget, überall stehen neue Gelehrten auf, die es schon so weit gebracht: daß wir unsern Nachbarn, der Menge und dem Werthe der Schriften nach, stolz die Stirne biethen dörfen. Soll denn die mittägige Gegend Deutschlands allein der verworfene Winkel sein, wo ewige Dunkelheit herrscht, den die Sonne der Wissenschaften nie bescheint, der sich nicht auch einen ruhmvollen Namen unter den Weisen der Nationen zu erringen getraute?[1]) Frevel wäre es: dieses nur zu vermuthen! Der Zeitpunkt einer allgemeinen Aufklärung ist vorhanden. Unter dem sanften Zepter Theresiens haben die Wissenschaften in ihren gesammten Erblanden einen ungemeinen Fortgang gemacht. Wir können bereits Gelehrte aufweisen, die selbst von Auswärtigen mit Ehrfurcht genommen werden, und der aufblühende Keim junger Schriftsteller läßt uns vermuthen: daß wir ihnen bald gleich kommen werden. Und diese zu ermuntern; auch die Talenten unsrer Gegend zur Arbeit für die Ehre des Vaterlands zu befeuren, ist der erste Endzweck des Wochenblatts, welches immer, wie die Erfahrung lehrt, dergleichen Folgen nach sich gezohen; der zweyte: die Lesbegierde unsrer Landesleute zu befriedigen, sowohl durch die Arbeiten, die wir ihnen liefern, als durch die Bekanntmachung der herrlichsten Werke Deutschlands,

---

[1]) Ich schließe aus diesem Satze, daß das „Wochenblatt" wirklich die erste literarische Zeitschrift der inneröſterreichischen Staaten gewesen ist.

von denen wir überzeugt sind: daß sie auch den finstersten Kopf aufheitern, und die beschwerlichste Langeweile verscheuchen müssen."

„Freylich wohl werden einige strenge Vertheidiger verjährter Vorurtheile wider unser Unternehmen murren, denen es nie recht ist: daß es einmal helle wird, die als strenge Zeloten für alles, was alt ist, lieber in einem unverständigen Deutschen als in einer gereinigten Mundart fortsprechen; die es sich immer noch für eine Ehre halten: ihre Muttersprache für so ungeschickt anzusehen: daß sie zur Ausbildung nach grammatikalischen Regeln ganz unfähig. Aber wer wird solchen Murrköpfen antworten, deren Eigensinn man umsonst durch Beweise zu bekämpfen suchet? — Diese sollen uns durch ungegründeten Tadel gewis nie irre machen, gleichwie uns entgegen Erinnerungen verständiger Kenner immer willkommen seyn werden."

Ich habe einen Theil dieser Ankündigung wortgetreu wiedergegeben, weil er besonders bezeichnend auf das Geistesleben des Landes und des Reiches hinweist, weil sich die immerhin noch ziemlich traurigen literarischen Verhältnisse daraus entnehmen lassen. Der Inhalt des Blattes selbst ist übrigens für Zeit und Ort überraschend reichhaltig; wir finden darin: größere epische Gedichte, dramatische Versuche, kleinere Gedichte, Oden, Lieder, Fabeln, Idyllen, Satyren, Sinngedichte, Dialoge, „Rührende Geschichte und Romanen", Uebersetzungen, ferner belehrende Aufsätze mannigfaltiger Art: „Auszüge aus Reisebeschreibungen", „Anmerkungen über die Physik", „Poetik", weiters „Historische und scherzhafte Anekdoten", „Nachrichten vom Theater", „Neuigkeiten aus der Handelschaft", „Recensionen" und „Entlehntes".

Gleich das erste größere Gedicht „Agatha oder die junge Martyrin" hat sich die großen Epen eines Milton und Klopstock zum Muster genommen, des Letzteren „Messias" schloß ja im Jahre 1773 ab, der „christliche" Anflug, die Form, das ganze Aeußere und Innere dieses „epischen Gedichtes in fünf Gesängen" gemahnen an die Dichtkunst des damals im Zenithe seines Ruhmes stehenden Klopstock. Die in gereimten Jamben abgefaßte Dichtung wird übrigens öfter

von Prosastellen unterbrochen, und diese Einrichtung stört beim Lesen und bringt eine gewisse Zerfahrenheit in das Ganze. Das „dritte Stück" des Blattes schon bringt wieder eine Reminiscenz an den großen Sänger des Messias; ich müßte mich wenigstens sehr irren, wenn nicht die „Ode auf die Erlösung" darin ihren Ursprung der 1750 erschienenen Ode Klopstock's „An den Erlöser" zu verdanken haben sollte, einer Ode, welche bekanntlich so ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland gemacht hatte und deren allgemeine Verbreitung auch in Oesterreich wir mit Recht voraussetzen können. Aber auch andere Größen der deutschen Dichtung gaben zu Nachahmungen in dem Blatte Veranlassung; das Idyll „Die Ueberschwemmung" erinnert an Geßner, das Erotikon „Amor" im 13. Stücke an die ganze erotische Richtung, an Hölty's Klagemelodien das Gedicht: „Die melancholische Nacht." Manches finden wir auch aus Wieland's deutschem Merkur oder aus den Musenalmanachen entlehnt, immer jedoch, was ich besonders betone, mit Quellenangabe, und man hat es daher im Uebrigen mit Originalarbeiten zu thun. Wieland's Muse hatte zu jener Zeit alle Herzen in Deutschland für sich eingenommen; zur Probe der Poesie des „Wochenblattes" überhaupt und zum Nachweise, daß der genannte Dichter sich derselben Sympathien auch schon hier im südlichsten Theile Deutschlands erfreute, lasse ich ein Gedicht aus dem 4. Stück des zweiten Bandes folgen, das zugleich die von mir mehrerwähnten Anklänge an Gleim, Uz, Gerstenberg und an die übrigen Anakreontiker klar vor Augen stellt:

Der Fürsatz oder die Schäferstunde.

Fühlst du Doris zarte Triebe:
Warum fliehst du mein Gesicht? —
Wißtest du, wie ich dich liebe,
Ach du wärst so spröde nicht.
Ja du sähst, daß ich getreue,
Daß ich nicht verstellet sey,
Und du stimmtest ohne Reue
Meinem heißen Wunsche bey.

Doch du fühlst nicht meine Schmerzen,
Siehst nicht in mein Inners hin,
Siehest nicht in meinem Herzen:
Wie ich dir ergeben bin.
Also werd' ich ungestöret
Nur dem Schmerz mein Leben weih'n?
Und ich immer unerhöret:
Du stäts ungerühret seyn?

Doch vielleicht bist du nicht spröde,
Fühlest auch den süßen Kuß;
Und vielleicht bin ich zu blöde,
Daß ich immer schmachten muß.
Nein ich will nicht länger klagen;
(Trockne Zähre, die itzt fließt!)
Wagen will ich — alles wagen,
Weil auch du gefühlvoll bist.

Unter holder Bäume Schatten,
Wo dein Haar mit Zephyr spielt;
Wo sich girrend Täubchen gatten,
Deinen Busen Amor kühlt;
Wenn du unter grünen Buchen
Deines Wielands Schriften liest·
Mädchen, dann will ich dich suchen,
Wenn du dort ganz einsam bist.

Wenn Koxkox[1]) von dir bedauret
Zähren deinem Aug' entlockt,
Der vor Kikequezal trauret,
Da sein Blut im Laufe stockt:
Dann lieg ich zu deinen Füßen,
Und mein Haupt auf deinem Schooß,
Meine Sprach' soll schüchtern fließen,
Wie Koxkoxens Sprache floß.

---

[1]) Koxkox und Kikequetzel, eine Mexikanische Geschichte; ein Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen von Chr. M. Wieland. 1769 und 1770.

Und dann werd' ich dich umfangen,
Wenn dein Herz erweichet ist;
Küsse wird's auf deine Wangen
Regnen, wie die Lieb' sie küßt.
Mädchen merke dir die Menge,
Denn ich zähle sie sehr wohl,
Und ich fodere sie strenge
Als verachter Liebe Zoll.

Keinen Kuß, bey meinem Leben!
Keinen, Doris, schenk' ich dir,
Nein, du sollst mir's wieder geben,
Jeder Kuß gehöret mir.
Und ich will auch Zinse haben,
Mädchen ich versich're dich:
Nicht in Erz sollst du mich graben,
In dein Herze grabe mich.

Noch muß ich einer Gattung der Dichtkunst erwähnen, welche das Wochenblatt pflegte und die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich einer so besonderen Theilnahme erfreute, die gleichsam neubelebt für das ganze poetische Leben jener Zeit von so unendlicher Wichtigkeit wurde; es ist die Fabel, um es genauer auszudrücken, die äsopische Fabel. Die Fabeldichter waren es zuerst, welche in Oesterreich Eingang gefunden hatten, und besonders unter diesen Chr. F. Gellert, derselbe Gellert, zu dessen Collegien in Leipzig Jung und Alt wallfahrtete, der sich einer Beliebtheit und eines Ruhmes zu erfreuen gehabt wie beinahe kein zweiter Zeitgenosse, dessen Werke in alle Sprachen Europas übersetzt wurden, den sich nicht nur deutsche, sondern auch französische und andere Dichter der Folgezeit als Muster aufgestellt hatten und der innerhalb der österreichischen Grenzen förmlich populär geworden war. „In Wien," erzählt Gellert's Freund, Johann Andreas Cramer [1]), „wo damals noch mit besonderer Strenge die Maßregel gehandhabt wurde, Bücher akatholischer Schriftsteller

[1]) H. M. Richter a. a. O. S. 124.

mit Beschlag zu belegen, waren Gellert's Schriften allgemein verbreitet. Ein junger Mann, der des Leipziger Professors Werke mit auf die Reise nahm, um sich während der Fahrt, auf welcher er auch Wien berühren sollte, an denselben zu erbauen, gestand voll Furcht und Schrecken bei seiner Ankunft, daß er Contrebande mit sich führe. Aber van Swieten beruhigte ihn mit den Worten: Diese Schriften geht unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellert's Werke." Ich habe diese Anekdote nur wiedergegeben, um die Popularität des Dichters Gellert in Oesterreich zu charakterisiren, um die Aufmerksamkeit anzudeuten, welche man ihm hier, und zwar besonders als Fabeldichter, zuwendete[1]).

---

[1]) Den Einfluß Gellert's und seiner Fabeldichtung auf Oesterreichs Dichter seiner Zeit und insbesondere auch auf die Poeten Inneröſterreichs weise ich an verschiedenen Stellen nach. Hier möchte ich nur auf eine Dichterin hinweisen, die sich Gellert ganz zum Muster genommen zu haben scheint, freilich noch die Poesien desselben, welche aus jener Zeit stammen, da er sich von dem Einflusse eines Gottsched noch nicht ganz befreit hatte. Diese Dichterin ist Hedwig Louise de Pernet, geborne von Kemmeter, eine Grazerin, deren „Versuch in Fabeln und Erzählungen nebst einem komischen Trauerspiel in Versen" im Jahre 1770 in Graz erschien. Das schön ausgestattete Buch ist der Kaiserin Maria Theresia gewidmet. Aesopische und andere Fabeln und Erzählungen wechseln darin ab, was die Form anbelangt, so waltet der Alexandriner vor. Manche dieser Fabeln sind recht sinnig, doch finden sich auch schon oft gebrauchte Motive. Besonders charakteristisch ist ein im Anhange befindliches „Sinngedicht auf den Tod des unvergeßlichen Herrn Professor Gellerts". Dieses allein schon zeigt, welche Verehrung man dem Dichter so fern von seiner nördlichen Heimat zollte. Ich theile es nachstehend mit:

Ob man gleich wünscht, dir Gellert! Deutschlands Ehre,
Daß doch dein Tod nur eine Fabel wäre;
So weiß man leider doch, daß du gestorben bist,
Und daß dein Tod gewiß nicht eine Fabel ist;
Nicht eine solche, die du hundertweis geschrieben,
In welchen die Unsterblichkeit uns von dir übrigblieben;
Man wird darinnen noch dein lebend Bild gewahr,
Sie stellen ewig dich uns im Gedächtniß dar.
Die Wahrheit läßt der Nachwelt stets in solchen sanfte lesen,

Ich komme im nächsten Abschnitte noch einmal auf den Mann zurück. Hier nur die Erwähnung, daß das „Wochenblatt" verschiedene mehr oder weniger gelungene Fabeln publicirte, darunter auch einige in Prosa, wie sie ja Lessing bekanntlich dichtete, hauptsächlich aber scheint mir in der genannten Zeitschrift eine Abhandlung über die Fabel, deren Dichter und deren Geschichte bezeichnend, welche die Theorie der Fabel überhaupt ausführlich behandelt und mit seltener Genauigkeit und Aufmerksamkeit seinen Lesern den Stoff zergliedert und auseinandersetzt. Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Gleim, Willamow und endlich Lessing werden vor Allen als Muster für die Fabeldichtung hingestellt und über Lessing beispielsweise der Ausspruch gethan: „ob er gleich seine Fabeln nur in Prosa geschrieben hat: so findet man doch in ihm alles das Reizende eines Dichters. Sie empfehlen sich besonders durch die vortheilhafte Kunst im Dialogiren, und durch ihre Kürze und Simplicität, die durch den von des Verfassers Genie unzertrennlichen Witz durchgehends belebet ist, der mehr gefällt, als mißfällt, weil er dem Dichter so natürlich ist." Es versteht sich von selbst, daß Gellert als der Erste im Range angeführt wird. Die ganze Abhandlung über die Fabel enthält allerdings wenige derartige subjectiv gefärbte Stellen, wie die angegebenen über Lessing; zumeist folgt der Verfasser den damals zuerst auftauchenden Theoretikern auf diesem Gebiete, besonders den Regeln eines Lessing selbst, hauptsächlich aber dem Franzosen Batteux und Ramler, dem Bearbeiter des Letzteren[1]).

Daß noch kein Dichter dir in Deutschland gleich gewesen.
Du lebst, verklärter Gellert! stets, so lang man deine Schriften liest,
Und bis in Frankreich man den la Fontain vergißt.

Das „komische Trauerspiel" „Selina" erinnert an die von mir schon erwähnten Travestien Giseke's.

[1]) (Batteux) Principes abrégés de la littérature. A Paris. 1777. 6 vol. — Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von K. W. Ramler. 4 Bde. Leipzig 1769 ff.

Mit den Wiener poetischen Zeitgenossen stand der Herausgeber des „Wochenblattes für die Inneröſterreichischen Staaten“ in reger Verbindung; wir finden einige Gedichte von Leon, und eine Ode „An Herrn Mastalier“ im „16. Stück des zweyten Bandes“, welche der Herausgeber selbst an diesen poetisch so begabten Wiener gerichtet. Das Gedicht ist nicht uninteressant für das österreichische Geistesleben der Zeit und ich lasse es folgen:

Was tönst du, Harfe? Welchen der Sterblichen
Will kühn dein Loblied zu dem Olympus hin
Erheben? Willst du eines Helden
Niemals versiegenden Ruhm erzählen?

Vielleicht des Helden, welcher mit blut'ger Faust
Die ungezähmten Krieger, todschwangeren
Und blutgedüngten Wällen, ohne
Schrecken entgegenführt, der ergrimmet

Aus ehr'nen Schlünden donnernd, Verderben dem
Geschlecht der Menschen drohet, und blühende
Palläst' und wolkenhohe Städte
Hin in Ruinen und Staub verwandelt.

Ha! Nein! du singst den Mann, der dem fernesten
Jahrhundert noch den gütigen Joseph zeigt,
Dem selbst durch göttergleiche Thaten
Ewige Mäler der Ehre wachsen.

Du singst den Mann, der mächtig Theresiens
Erhabnes Leben mit unvergänglichen
Gesängen ewiget, aus deren
Mutterhand Segen und Milde strömet.

Der Mann, der voll von edlerer Wissenschaft
Dem lehrbegiergen Jüngling den richtigen
Verstand erhabener Gedanken
Tief in den saugenden Busen einprägt.

Der, mit Horazens Stärke, das wahre Mark
Der, durch die rohsten Sekeln, bewahreten
Romulischen Gesänge, in die
Prächtige Sprache Theiskons kleidet.

O sehet, wie er stolz in dem Tempel der
Belohnung glänzt, wie ewige Lorber ihm
Dort in dem Kreis erhabner Dichter
Prangend das ragende Haupt umkränzen!

Th. Sch.

Gleichsam die Erläuterung dieser, wie man sieht, im hochtrabenden Odenstyle geschriebenen Apostrophe sei eine Recension über Mastalier's im Jahre 1774 erschienene Gedichte, die sich eine Zeit früher in dem Blatte befand, hier noch angeführt; dieselbe wird zugleich als Probe der ersten Versuche von Buchkritik in einem inneröſterreichischen Journale dienen. Mit Vorliebe besprechen die übrigens selten vorkommenden Recensionen des Blattes überhaupt Dichtwerke von Oesterreichern, und Mastalier, damals einer der ersten Wiener Poeten, wurde insbesondere einer eingehenderen Besprechung unterzogen. Dieselbe lautet:

„Karl Mastalier's Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Wien, in der von Ghelenschen Buchhandlung. 1774. — Herr Mastalier hat mit dieser Sammlung dem gelehrten Publikum ein angenehmes Geschenk gemacht, welches immer bedauerte: daß seine Werke so sehr zerstreut, und so beschwerlich ganz zu erhalten waren. Obgleich strengere Kunstrichter der Meinung sind: daß alle hier eingerückte Stücke nicht von einerlei Werthe, daß einigen eine schärfere Feile nöthig wäre; andere wohl gar unterdrücket zu werden verdienten; daß besonders dem Stücke der Prater der erste Ort nicht mit Recht angewiesen worden, und daß uns hie und da kleine Nachläßigkeiten, matte und blos des Reimes wegen dastehende Verse, und gewaltsame Wendungen aufstossen: so müssen sie doch auch gestehen: daß uns wieder entgegen glückliche Stellen, starke Bilder, wohlklingende Verse, machtvolle Ausdrücke und kühne Wendungen schadlos halten. Daß in

andern wahrer lyrischer Ton, Horazische Erhabenheit und Pindarisches Feuer herrsche. Hierinnen zeichnen sich besonders folgende Stücke aus: Auf die Wiederkunft des Kaisers aus Italien. An Deutschland wegen seines Kaisers. Auf den kaiserl. königl. Feldzeugmeister Freyherrn von Laudon. Der Schmetterling. Auf den Tod Theresiens, der einzigen Prinzeßin Tochter des Kaisers. Und endlich auf den Tod des kaiserl. königl. Feldmarschalls Grafen von Daun. Die Uebersetzung einiger Oden aus dem Horaz ist harmonischer als jene von Küttner, kräftiger als jene wörtliche, die zu Anspach in Prosa herausgekommen, aber nicht so erhaben und vollkommen als die Ramlerische." [1])

Das „Wochenblatt für die Innerösterreichischen Staaten" hatte übrigens auch schon damals Kämpfe mit Nebenbuhlern zu bestehen, und es scheint mir nur ein Zeichen seiner weiten Verbreitung zu sein, wenn die Wiener „Realzeitung" in ihrem 28. Stück vom 13. Juli 1775 das Blatt einer wahrhaft vernichtenden Kritik unterzieht, die mit den Worten beginnt: „Dem Titel nach sollte man glauben, dies sey entweder das einzige Wochenblatt innerhalb der Oesterreichischen Staaten, oder wenigstens das beste."

Aus der Beantwortung der ganzen von hämischem Neide dictirten Beurtheilung in dem „Wochenblatte" selbst hebe ich nur die

---

[1]) Carl Mastalier, geboren zu Wien am 16. November 1731, gehörte zu der kleinen Anzahl derjenigen Männer, „welche es sich angelegen sein ließen, den guten Geschmack in den schönen Redekünsten zu Wien und in den österreichischen Ländern zu verbreiten". Durch vertraute Bekanntschaft mit den classischen Werken des Alterthums hatte er sich eigenen, festen und gebildeten Geschmack erworben. Er war Mitglied der (im Jahre 1773 aufgehobenen) Gesellschaft Jesu, Doctor der Philosophie und Professor der schönen Wissenschaften an der Universität zu Wien. Mastalier schrieb außer der oben erwähnten Sammlung noch unter Anderm: „Auf Gellerts Tod." Wien 1770. — „Empfindungen am 23. May, dem Tage der Friedensfeyer." Wien 1779. Auch betheiligte er sich lebhaft als Mitarbeiter an den Musenalmanachen. Dem „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775" befindet sich sogar sein Bildniß vorgedruckt, ein Beweis, welche Achtung er selbst unter den deutschen Schriftstellern genoß. Mastalier starb am 6. October 1795.

Sätze hervor, welche sich auf die erwähnte Stelle beziehen: „Ja auch das beste selbst in dem Verstande, wie sie das Wort Inneröſterreichiſch nehmen, so daß es allen bisher selbst in Wien herausgekommenen Wochenblättern den Vorrang abgewinnen soll; und hierüber mein Herr nehmen sie uns am Schluß des Jahres beym Worte. Ist zwar eben nicht viel gesagt, indem es vollkündig ist, wie wenig bisher alle in Oesterreich herausgekommenen Wochenschriften, ausser dem Mann ohne Vorurtheil, und den schönen Beyträgen, die ein Denis in den Oesterreichischen Patrioten geliefert, der Neugier ihrer Leser ein Genügen geleistet. — Die Welt, der Verbesserer, die Blätter wider die Langeweile, der Zeigefinger, die verschiedenen Christen, die Einsiedler, die Meinungen der Babette, das Allerley, die Briefe über die Oesterreichische Litteratur und die Wien. Dramaturgie alle diese sind entweder gleich nach ihrer Geburt den Weg alles Papiers gegangen, oder mit so schlechten Erfolge fortgeführet worden: daß die zu geringe Anzahl der Pränumeranten die Autoren gezwungen ihre Feder zu strecken." Diese Stelle ist, wie man sieht, dadurch besonders interessant, daß sie nach authentischer Quelle eine ziemlich vollständige Aufzählung der Wiener literarischen Blätter, deren ich oben Erwähnung gethan, enthält.

Das „Wochenblatt für die Inneröſterreichischen Staaten" hat sich übrigens auch nicht lange erhalten, kaum, daß es einen zweiten Jahrgang überdauerte. Ueber die Ursache seines Eingehens fehlen alle weiteren Daten; die meisten der Mitarbeiter, sowie auch der Herausgeber selbst sind anonym geblieben und niemals wurde der Schleier der Anonymität gelüftet. Daß wir es aber in dem Blatte mit einem literarisch nicht unwichtigen Unternehmen zu thun gehabt, glaube ich im Obigen auseinandergesetzt zu haben. Jedenfalls ist es eines der ersten österreichischen Wochenblätter, das den Einfluß darlegt, welchen deutsches Geistesleben auf österreichisches ausgeübt.

Manches Jahr hindurch hatte nun die Hauptstadt Steiermarks mit keinem weiteren literarischen Blatte die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; auf dem Gebiete der Dichtkunst schien überhaupt eine Stockung

eingetreten zu sein, welche erst zu Ende der Achtziger- und zu Anfang der Neunziger-Jahre wieder aufhörte.

Auch in Graz aber wandte sich in den nun zu besprechenden periodischen Schriften die „Literatur“ vor Allem den Damen zu, als besonderen Verehrerinnen der schönen Wissenschaften. Es erschien nämlich als erste bedeutende belletristische Zeitschrift bei „Tedeschi“ die „Zeitung für Damen und andere Frauenzimmer“ im Jahre 1792. Daß der Inhalt dieser Zeitung, welche in monatlichen Heften erschien, wenn auch vorwiegend belletristischer, so doch ernster, anständiger Natur war, beweist das Motto der ersten erschienenen Nummer aus Bürger: „Von süß candirten Zoten — Wird hier gar nichts geboten“. Das Blatt mischte sich in seinen ersten Jahrgängen auch in Politik; es enthielt die allerdings überaus kurzen Rubriken: „Zeitgeschichte des Vaterlandes und Zeitgeschichte der übrigen Staaten“ in populärer Form. Außerdem waren „Diätetik“ und „Oekonomie“ wesentlich vertreten, die Theaterreferate übertrafen an Ausdehnung und Genauigkeit die aller anderen in Graz erscheinenden Blätter und Correspondenzartikel über sociales Leben, besonders auch über die Moden, suchten die Fühlung mit den Hauptstädten Wien, Berlin, Paris und London zu erhalten und das Neueste aus denselben den wißbegierigen Grazerinnen mitzutheilen. Diese Zeitung allein hat schon gewissermaßen ihre Geschichte, sie bestand nicht sehr lange, fand aber beim Publicum wenige Monate nach ihrem ersten Erscheinen Eingang und vermehrte auch ihren Inhalt später um ein sehr Bedeutendes. Humor und Satyre fanden in den Blättern auch nicht selten ihre Vertretung, wie schon der kurze Neujahrswunsch im Januar 1793 zeigt, der die erste Seite des Blattes füllte und

„Friede der Welt —
Die Palme den Helden —
Lorbeer den Musen;
Männer —
Hauben und Hüte —
Den Schönen
zum
neuen Jahre“

wünschte. Daß nicht immer die Feder eines Rabener oder Lichtenberg die humoristischen Partien lieferte, liegt eben in der Natur der damaligen Literaturverhältnisse, die sich in Oesterreich gegen die Vorzeit nun freilich schon unendlich gebessert hatten.

Von 1794 kam das Blatt im Verlage von Caspar Rodelmayr heraus und wurde von H. G. Hoff redigirt; es erhielt nun den veränderten „galanteren" Titel: „Neues Damenjournal allen Schönen Deutschlands zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung gewidmet"; — der Verleger und Herausgeber betonte beim Erscheinen der ersten Nummer, daß das „Journal vorzüglich dem Nutzen und Vergnügen des schönen Geschlechtes gewidmet ist"; in der That war es nun sehr reichhaltig; es erschienen prosaische und poetische Aufsätze, Anekdoten, naturhistorische und biographische Artikel und die Rubriken „Für's schöne Geschlecht" und „Zur Geschichte der Moden" bieten heute dem Culturforscher manches interessante Datum. Es wurde nun auch schon alle vierzehn Tage eine Nummer herausgegeben und als Beilage das Blatt: „Neueste Staats- und Kriegsbegebenheiten der gegenwärtigen Zeit, als ein Anhang zum Damenjournal" beigefügt, dessen Inhalt sich aus der Bezeichnung des Titels selbst ergibt. Poetische Beiträge sind von jetzt an in Originalarbeiten öfter in dem Damenjournal vertreten; in den meisten klingt überraschend der Ton der Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts wieder. Ich führe beispielsweise nur einige Zeilen aus dem Gedichte eines Ungenannten, das den Titel führt: „Der Unbeständige", an:

Verlieben soll ich mich? Verlieben?
So thöricht, Freunde, bin ich nicht.
Mein Herz ist immer frei geblieben,
Den Wechsel mach' ich mir zur Pflicht. —
Hat Grätz nicht viele hundert Schönen,
Woraus man täglich wählen kann,
Ich eile lächelnd zu Klimenen,
Sieht mich Dorinde finster an,
Auch sie muß bald Lucinden weichen,

Die himmlisch denkt und himmlisch lacht;
Und schlau durch halbversteckte Zeichen
Mir ihre Neigung kenntlich macht.

Eine allgemeine Uebersicht alles dessen, was der neue Jahrgang des Damenjournals bot, und die einer „Ankündigung" entnommen ist, wird die Stellung des Blattes am besten charakterisiren. Außer den politischen Beigaben fanden sich nämlich folgende „Rubriken der Materien" vor: „1. Zur angenehmen Unterhaltung dienende prosaische und poetische Aufsätze. 2. Miszellanien. 3. Oekonomie. 4. Hausmittel. 5. Schönheitsregeln. 6. Wissenschaftliche Künste für Frauenzimmer. 7. Besondere Rubrik für's schöne Geschlecht. 8. Poesie. 9. Zur Geschichte der Moden. 10. Anekdoten. 11. Naturgeschichte. 12. Diätetik. 13. Biographieen."

Der reichhaltige Inhalt machte das Blatt sehr beliebt und es verbreitete sich bald in weiten Kreisen[1]). Es scheint später von Damen selbst redigirt worden zu sein, wenigstens deutet darauf der angenommene Titel, den ich schon seiner Originalität wegen ganz anzuführen nicht unterlassen kann; er lautet nämlich: „Gratzer Frauenjournal. Oesterreichs und Hungariens Töchtern gewidmet von neun Freundinnen ihres Geschlechtes." „Inhalt dieses Journals," erklärten die neun Freundinnen, „ist nach Auswahl der Verfasserinnen Alles, was nur immer das Frauengeschlecht auf eine Art interessiren, d. i. was nur immer Nutzen oder Vergnügen oder Beides zugleich gewähren kann." Die Redaction durch die „neun Freundinnen" scheint übrigens nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Im kleineren Format erscheint 1796 das Blatt unter dem Titel: „Frauen-Zeitschrift" und 1797 unter dem Titel: „Frauen-Journal, dem schönen Geschlechte und ihren Gönnern geweiht." Die Zahl der Correspondenten für das Blatt ist in den letzten Jahren eine bedeutend größere;

---

[1]) Der Pränumerationspreis betrug im Jahre 1794 für die Stadt „Grätz" 3 fl. jährlich, für „Auswärts" 4 fl.

es finden sich beispielsweise Theaterberichte nicht nur aus Graz und Wien vor, sondern aus mehreren Städten der Steiermark; auch aus Klagenfurt und selbst aus großen Städten des Auslandes. In den letzten Jahrgängen sind öfter Aufsätze culturhistorischen Inhaltes von großem Interesse einverleibt, die namhafte Schriftsteller zu Verfassern haben. Dies Letztere gilt auch von mehreren historischen Artikeln. Auf jedem einzelnen Blatte dieser Zeitschrift zeigt sich der Aufschwung, den das Literaturleben zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts allüberall zu nehmen beginnt.

Was die Beiträge selbst anbelangt, so nahm man es freilich mit der Originalität derselben nicht sehr genau, die in Deutschland erscheinenden schöngeistigen Blätter boten Stoff genug, der ja, wie wir gesehen, in Oesterreich noch beiweitem nicht bekannt geworden war; lag doch schon in der Reproduction jenes Materials ein bedeutender Fortschritt für das Geistesleben der Stadt und des Landes. Immerhin verdienen aber die Originalaufsätze Aufmerksamkeit; man fühlt es förmlich, wie sich Literatur und Kunst von so vielen Fesseln freizumachen suchen, die sie bisher umwunden; man sieht ein lebendiges Treiben vor sich, das Zeugnis ablegt von der Regsamkeit der Geister selbst an der südlichen Grenze der deutschen Sprache.

Das Gebiet der Satire, die seit Rabener[1]) in Deutschland zu einer so beliebten Gattung der Dichtkunst geworden, welche derartige Blätter gerne pflegten, findet in dem „Damenjournal" seine Ver-

[1]) Gottl. Wilh. Rabener, geboren zu Wachau am 12. September 1714, studirte in Leipzig. Er war ein Freund Gellert's und Gärtner's und mit diesen Beiden eifriger Mitarbeiter an den von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741—45), später auch an den „Bremer Beiträgen". Rabener, den wir im Jahre 1741 als Steuerrevisor in Leipzig finden, starb als Obersteuerrath zu Dresden am 20. März 1770. Seine Satiren sind keineswegs sehr scharf, doch sind sie für den Literar- und Culturhistoriker heutzutage schon deshalb merkwürdig und interessant, weil sie ein getreues Bild der damaligen bürgerlichen Gesellschaft entwerfen. Die zehnte Auflage der „Satiren" erschien 1772 in vier Bänden, eine Gesammtausgabe von Rabener's Schriften im Jahre 1777 in vier Bänden.

tretung so gut, wie die lyrische und erzählende Dichtkunst. So zeigen sich beispielsweise im Jahrgange 1795 besonders zahlreiche Anklänge an Rabener und seine Weise die Geißel der Satire über die Vertreter der verschiedenen Stände des gewöhnlichen Lebens zu schwingen, eine Weise, die freilich heutzutage nicht mehr den humoristischen Eindruck macht, den sie damals erregte, als der deutsche Schriftsteller zuerst diesen Weg betreten, welchen ja französischer Witz schon lange früher vorgezeichnet. Eine kleine Probe aus Nummer 10 des „Frauenjournals" vom Jahre 1795 möge dies veranschaulichen:

„Neues und erbauliches deutsches Intelligenzblatt in Frag- und Anzeigen für Personen beyderley Geschlechts, zum Beßten des Autors und zum Nutzen des Verlegers.

Neue Schriften, so kürzlich herausgekommen sind oder herauskommen werden.

Mel. Maximil. Reimreich's Glückwunsch in Form eines Heldengedichts, an Se. Hochedelgeb. und Hochweisen, Herrn Alexander Ehrenfried Milchhaar, vornehmen Bürgermeister zu G**, als dieselben, zur Freude Ihrer Frau Gemahlin, und zum Troste der ganzen Bürgerschaft, an vergangenem Sonntage dem Barbier das erstemal die gütige Erlaubniß ertheilten, die Erstlinge dero hochweisen Bartes auf dero Hochedelgebohrenem und zarten Kinn, mit dem Scheermesser einzuerndten.

Mathematischer Beweis einiger Sätze, die man bisher, aus Mangel an Scharfsinn und Gründlichkeit, als Grundsätze ohne Beweis angenommen hat, nämlich: daß zweymal zwey vier ist, daß ein Hund nicht zugleich eine Katze, und eine Wahrheit keine Lüge seyn kann; herausgegeben von Heinrich Siegfried Wirtreich, in 2 Theilen, groß Quart, nebst 20 Kupferplatten.

Ein Gelehrter ist entschlossen, eine kurze Beschreibung der vornehmsten Hahnreye, die seit dem Türkenkriege in diesen zahlreichen Orden aufgenommen worden sind, künftig herauszugeben. Da aber das Werk, ohngeachtet er sich der höchstmöglichsten Kürze befließen, über 20 Folianten einnehmen wird, wozu bey jetzigen nahrlosen Zeiten

kein hiesiger Verleger die Kosten geben kann, so hat er den Weg der Pränumeration erwählt. Die Liebhaber bezahlen also von hier bis auf künftige Messe auf den ersten Theil 3 Rthl. und 2 Rthl. nach Empfang desselben. Sie werden finden, daß nach Poportion der kleinen Schrift und Stärke eines jeden Bandes, noch niemals ein Buch für einen so wohlfeilen Preis verkauft worden sey. Eben dieser Gelehrte war Anfangs auch entschlossen, eine Geschichte der Hahnreyschaft vom letzten Kriege her auszuarbeiten, weil dieselbe wegen der vielen Merkwürdigkeiten und sinnreichen Vorfälle sehr interessant seyn soll. Er fand aber, nach einiger Ueberlegung, daß dieses Werk für die jetzigen Zeiten viel zu kostbar werden, und an Größe noch die Acta sanctorum übertreffen würde.“ —

Ich lasse nun ein Verzeichniß des Inhaltes einiger Hefte des „Frauen-Journals“ aus demselben Jahre folgen, das den Charakter des Blattes und die Anordnung des Stoffes auf das deutlichste darlegen dürfte: Nr. 1: Das Fest der ländlichen Tugend (eine kurze Erzählung). — Einige Anekdoten von Joseph dem Zweyten. — Das erste Bild einer liebenswürdigen Gattin (nach Haller). — Der Wachtelhund und der Kater (Fabel im Tone Gellert's). — Neue Moden. — Anhang: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten des vorigen Jahres. — Usbeck. Eine moralische Erzählung. — Der Ochs, das Pferd und der Esel. (Gereimte Fabel.) — Vorschlag zum Vergleich. — Gespräch. — (Zwei Sinngedichte.) — Nr. 2: Die Gestaltsverwandlung eines Mädchens. Kein Roman — eine wahre Geschichte. — Handlungen der Menschheit. (Erzählung einiger edler Handlungen, die in Wien und Graz geschehen.) — Handlungen der Thorheit. Eine seltene Wette. Eine Zauberanekdote. — Anekdote. — Der jüngste Tag. (Sinngedicht.) — Anhang. — Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten des vorigen Jahres. — Die Wittwe. (Eine poet. Erzählung Gellert's, hier jedoch ohne jegliche Quellen- oder Autorangabe abgedruckt.) — Graf Roderich. (Eine Legende.) — Nr. 3: Rache aus beleidigtem Ehrengefühl. — Hofrath Zürner an den Leibarzt Probe. Leibarzt Probe an den Hof-

rath Zürner. — Fridrich und Heinrich. Aus einer uralten Sächsischen Zeitung. — Die deutschen Mädchen in Welschland. (Correspondenzbericht aus Trient.) — Das große Loos in der Lotterie. — Die Holzschuhe. (Eine Anekdote). — Die junge Wittwe. (Eine Anekdote.) — Alphons der Weise. (Gedicht.) — Theaterbericht aus England. Seufzer der Armen im Winter. (Gedicht.) — Frauenzimmer-Litteratur. (Recensionen.) — Anhang: Kurze Uebersicht der merkw. Begeb. des vorig. Jahres. — Anna Bolena, Königinn von England. — Biographie eines Pudels (durch zahlreiche Nummern fortgeführt). —

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient dieses Journal, weil in ihm zuerst eigentliche Theaterrecensionen vorkommen, die bisher, und zwar bis zu Anfang der Neunziger-Jahre, nur in den seltensten Fällen, eigentlich fast gar nicht den in der Stadt, ja im ganzen Reiche erscheinenden Blättern einverleibt erscheinen, einige Wiener periodische Publicationen vielleicht ausgenommen, die aber nicht viel zur Verbesserung des Geschmackes des Bühnenwesens beitrugen; desto mehr kann man dieses von den späteren Jahrgängen des Frauen-Journales behaupten, die darin befindlichen Theaterberichte enthalten nicht etwa nur Correspondenzen von auswärts, sondern auch das Schauspiel auf der Bühne der Stadt wird einer strengen kritischen Würdigung unterzogen, so bringt das Juniheft des Jahres 1797 eine sieben Seiten lange Besprechung der ersten Aufführung von Schiller's „Dom Carlos", die ein solches Vertiefen in den Dichter und sein Werk beweist, wie dies in einer dem Centralpunkt der deutschen Literatur so ferne gelegenen Stadt kaum erwartet werden dürfte, und daher außerordentlich überraschend erscheint.

Lange hatten übrigens Frauen die Redaction dieses Blattes nicht in Händen, vielmehr finden wir einen feingebildeten und besonders literarisch wohlbewanderten Mann, Joseph Johann Bauer, als Leiter und Herausgeber des Journals in den letzten Jahren seines Bestehens. Bauer war in den Neunziger-Jahren Scriptor der k. k. Bibliothek (der heutigen Universitätsbibliothek) zu Graz, er trat als

Dichter auf und legte „eine wohlklingende Ode an Ihre Majestät Caroline Königinn beyder Sicilien unter die Presse" und war ein vortrefflicher Kenner der Kantischen Philosophie [1]).

Der letzte Jahrgang des „Frauen-Journals" umfaßt das Jahr 1797. Wir sehen in ihm nicht nur den letzten, sondern auch den besten Jahrgang der ganzen Zeitschrift, die nun schon in geregelten Monatsheften erscheint und vollständige Selbstständigkeit athmet, wenn auch vorzügliche Stücke der neuen deutschen Literatur noch, immer aber mit Quellenangabe, darin wiedergegeben werden. Obgleich auch dieser Jahrgang seine Bestimmung, besonders der Frauenwelt zum Vergnügen und zur Belehrung zu dienen, nicht verleugnet, so ist er in der Form, in welcher uns das Blatt nun vorliegt, doch eines der besten belletristischen Blätter Gesammt-Oesterreichs. Wenn ich wieder einen kleinen Inhaltsauszug anführe, so geschieht dies nur, um den Unterschied zu zeigen, der zwischen dem Blatte nach seiner früheren Einrichtung und nach seiner jetzigen bestand, auch soll dieser Auszug nur das erste und das letzte Heft des Jahrganges umfassen.

Monat Jänner 1797: Züge aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben der Römerinnen. — Betrachtungen über den Werth der Musik und des Tanzes, in Hinsicht auf Sittlichkeit und unschädliches Vergnügen. — Moden-Nachrichten. — Deutsche Moden-Neuigkeiten. — Charibert und Adelgunde. Eine Sage der Vorzeit. —

[1]) Jos. Joh. Bauer war geboren am 6. Februar 1763 zu Fides in Niederösterreich; er entbehrte Anfangs fremden Unterricht, eignete sich aber bei vorzüglichen Anlagen als Autodidakt viele Kenntnisse zu. Er absolvirte das Gymnasium in Krems und den philosophischen Lehrcurs auf der Universität zu Wien. Eine Hofmeisterstelle bei dem Sohne eines k. k. Hofkriegsrathes erhielt er in Folge „eines schönen Lobgedichtes". Hofrath Baron von Bolza unterstützte den strebsamen jungen Mann; er kam an die Grazer Bibliothek und hob die Anstalt bedeutend durch seine trefflichen Arbeiten. Bauer starb am 25. Mai 1798 zu derselben Zeit, als für ihn das Decret als Bibliothekar an der Universität zu Innsbruck ausgefertigt wurde.

Oeconomische Entdeckungen. — Anweisung zum Ziehen von Küchengewächsen u. s. w. — Das Aehnlichkeitsspiel. — Ueber die Hochzeitsgebräuche der alten Griechen. — Die Akraerinnen. Eine Schilderung aus der Völkerkunde. — Inhalt der Miszellen: Macht des Weibes. Instruktion für einen Eheluſtigen. Denksprüche nach Montagne. Weibliches Urtheil. Parallelen. Ein Beytrag zur Geschichte edler und guter Frauen. Macht der Liebe. Nach dem Spanischen. Vorschläge zu Masken u. s. w. Denksprüche nach Montagne. Ein Gesang dem großen jugendlichen Helden unserer Zeit. (Erzherz. Karl.) Züge guter Handlungen, ausgeübt von edlen Weibern.

Monat December 1797. Geständniß einer Kokette. — Ungleiche Theilung (Sinngedicht.) — Volkssagen am Hakel: Das Grundlos. Die Dummburg. Hackelnberg und die Tut-Osel. — Der ehrliche Johannes. — Mein Wunsch. (Ged.) — Die große Begebenheit aus kleiner Ursache. Geschichte eines gutmüthigen Schwärmers. — Inhalt der Miszellen: Auswärtige Theater-Nachrichten. Beispiele von weiblicher Treue und Heldenmuth. Von den Haiducken. Lacretelle über die Pariser Weiber. Der glückliche Liebhaber. (Ged.) Noch einige Nesseln auf Gräber. (Sinngedichte.) Bemerkungen eines Reisenden über London. Die Heyrath aus Dankbarkeit. Nachricht der Herausgeber des Frauen-Journals an die Abnehmer und Abnehmerinnen dieser Zeitschrift.

Die letztere war das Schlußwort, welches dem „Frauen-Journal" gesprochen wurde. „Mit dem Jahre 1797," lautete es, „hat nun auch diese Zeitschrift ihr Ende erreicht. Unvorhergesehene Hindernisse, die nicht in der Sphäre der Möglichkeit liegen, daß sie die Herausgeber des Frauen-Journals gegenwärtig entfernen konnten, sind die Ursache, daß ungeachtet des heissen Wunsches der Verfasser dieses Blattes, die Cultur und das Vergnügen des schönen Geschlechtes nach Vermögen zu befördern, sie dieses dringende Verlangen nicht befriedigt sehen können. Die Herausgeber dieses periodischen Blattes sind übrigens überzeugt, daß eine Zeitschrift, welche den Verstand des schönen Geschlechtes, von schädlichen Vorurtheilen reinigte, selbes mit

nützlichen Kenntnissen bereicherte und ihre Gefühle für Gatten- und Mutterliebe und Patriotismus erhöhte, in Mitte so vieler sittenverderbender, nur die Phantasie mit schädlichen Trugbildern beschäftigenden Schriften, kein überflüssiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für jene sein dürfte, die den Staat, in welchem sie den Schutz der Gesetze genießen, und die Menschheit lieben.

Wird übrigens die alles erquickende Friedenssonne ihre Strahlen mit ungewölktem Glanze verbreiten, werden die Bewohner der k. k. Staaten die Segnungen der allgemeinen hergestellten Ruhe, unter dem Schutze von Franzens weiser und Millionen beglückender Regierung fühlen; dann ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo die Cultur des menschlichen Verstandes mit glücklicherem Erfolg wird betrieben werden können."

Wir entnehmen daraus den Grund, warum das Blatt eingegangen, welches ein so bedeutsames Licht auf Cultur- und Literaturverhältnisse des achtzehnten Jahrhundertes nicht nur in Inneröstereich, sondern in Gesammtösterreich überhaupt geworfen.

Der „Sonnabends-Anhang zur Grätzer Zeitung" und der diesem folgende „Aufmerksame" scheinen das Erbe des in den obigen Worten ausgesprochenen Gedankens übernommen zu haben. [1])

Nur um die Bedeutung des soeben besprochenen Journals mehr hervorzuheben, habe ich es unterlassen, einer schon im Jahre 1787 erschienenen periodischen Schrift Erwähnung zu thun, die in der Stadt Graz bei G. Weigand und Franz Ferstl herausgegeben wurde. Es ist dies das von dem Scriptor an der k. k. Bibliothek Patr. Dengg zusammengestellte Blättchen „Grazer litterarisch-ökonomisches Wochenblatt" (auf dem Haupttitel eigentlich „Grätzer Magazin über verschiedene Gegenstände der Litteratur und Oekonomie" genannt). Es erschien in Lieferungen von einem Bogen, in welchem der Text ohne Unterbrechung fortlief, das Blatt brachte

---

[1]) Vergl. S. 91.

meistens Auszüge, es bestand „aus einer Sammlung physikalischer Beiträge, ökonomisch- und medicinischer Abhandlungen, und aus Auszügen von dem sehr weit ausgedehnten Felde der schönen Wissenschaften aus den neuesten und besten Werken." — „Bei Dichtern, interessanten Naturs- und anderen Geschichtbüchern, Reisbeschreibungen, Geographien u. dgl." wurden „hier und da anpassende Stücke ausgewählt". „Jedermann sieht hieraus," erklärte der Herausgeber selbst, „daß ich von dem Antrage, mich in ein Zeitungsblatt einzumischen, oder mich dadurch zu einem Autor aufwerfen zu wollen, ganz entfernet, nur allein die Absicht habe, Lektürsfreunden ein Blatt mit leichten Kösten in die Hände zu geben, welches ihnen wegen der Verschiedenheit nicht nur zum Nutzen, sondern auch zur Unterhaltung dienen kann."

Dessenungeachtet finden wir in dem Blättchen auch einige poetische Originalbeiträge, welche als Vorläufer des wenige Jahre später schon recht lebhaft sich zeigenden poetischen Lebens in Inneröfterreich einige Aufmerksamkeit verdienen, insbesondere ist Joseph R. v. Kalchberg durch einige seiner ersten Gedichte vertreten. Franz Xav. Unruhe, ein poetisches Talent, dem wir in der Folge dieser Schilderungen noch begegnen werden, hat ebenfalls dichterische Beiträge in diesem Wochenblatte, das so anspruchslos auftrat, veröffentlicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schrift das Ihrige zur Hebung des Geistes im Lande beigetragen, einige der schönsten Stücke moderner deutscher Poesie, so z. B. L. v. Stollberg's Lied: „Süße, heilige Natur," Hölty's „Aufmunterung zur Freude" („Wer wollte sich mit Grillen plagen") wurden hier zuerst durch den Wiederabdruck aus der Originalquelle einem größeren Leserkreise bekannt, und selbst berühmte dichterische Größen Wiens nahmen als Mitarbeiter an dem Blatte Theil; ich nenne hier nur Ratschky, der durch die Gedichte: „Grabschrift eines Kleingläubigen", „Lied einer jungen Ehefrau", „Grabschrift manches Staatsbeamten" u. a. vertreten erscheint und im Vereine mit Blumauer als Herausgeber des „Wiener Musenalmanachs" für das österreichische Geistesleben in der Folge von so großer Be-

deutung geworden ist. Die Fabel erfreute sich auch in diesem Blättchen einer besonderen Berücksichtigung, besonders die Prosa-Fabel nach dem Muster Lessing's. Krünitz' große Encyclopädie, Iselin's Ephemeriden der Menschheit und andere gute Zeitschriften Deutschlands bildeten im Uebrigen das Material, dem die Auszüge in dem Blatte, deren oben Erwähnung geschah, entnommen worden sind. [1])

Eine ganz besonders bizarre Publication bildeten die in den letzten Jahren des Säculums erschienenen periodischen Blätter: „Aus dem Reiche der Todten". Wöchentlich in Octavformat erscheinend, brachte jede Nummer zuvörderst eine „politische Rede", die ganz in der Art einer Predigt angeordnet erschien, übrigens aber recht ernst gehalten war und Dinge politischer Natur besprach. Regelmäßig finden sich dann die Abtheilungen: „Geheimer Briefwechsel zwischen den Lebendigen und den Todten", sowie „Politische Gespräche zwischen Lebendigen und Todten" vor. Es darf nicht geleugnet werden, daß hier mancher treffliche Gedanke, freilich in, wie erwähnt, sehr bizarrer Form auftritt. Die allzu entschiedene freiheitliche Tendenz, welche hier aus jeder Zeile hervorleuchtet, dürfte es begreiflich machen, daß der Herausgeber und Verleger nirgends genannt oder auch nur angedeutet erscheint.

---

[1]) Vergl. Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften. Leipzig, Weygand 1790. Das „Gräzer Magazin" und Kindermann's „Freund des steyermärkischen Volkes" sind aber die einzigen periodischen Schriften Inneröſterreichs, welche das genannte Sachregister überhaupt anführt. Ich selbst rechne Kindermann's Buch überhaupt nicht zu den Zeitschriften, da es bandweise erschienen und daher meiner Ansicht nach nicht als eine eigentliche periodische Schrift aufzufassen ist. Die Notiz über das Buch Kindermann's in dem „Sachregister" ist übrigens sehr anerkennend; sie besagt: „Der Verfasser hatte die gute Absicht seinen unstudierten Landsleuten ein gemeinnütziges, allgemein verständliches Lesebuch zur Belehrung sowohl, als zur Unterhaltung in die Hände zu liefern; der Plan war auch recht gut angelegt und wurde gut ausgeführt; auch verstand der Verfasser die große Kunst sich auch dem gemeinsten Leser verständlich zu machen." Ich selbst komme noch auf Kindermann zu sprechen.

Zum Schlusse sei der Vollständigkeit wegen erwähnt, daß eine Wochenschrift mit belletristischem Austriche: „Schwarz auf Weiß" in der „v. Widmanstätterischen Buchdruckerei" schon 1779 erschien, jedenfalls aber schon sehr bald einging, da weder eine nähere Nachricht über das Blatt sich bis heute erhalten hat, noch mir überhaupt trotz allen Nachforschungen auch nur eine Nummer davon zu Gesichte gekommen ist.

IV.

Literatur, Dichtung.

Lessing's Einwirkung auf den Geschmack. Gottsched, eine gefallene Größe. Spottgedicht auf Gottsched aus Graz vom Jahre 1775. Grundzüge des deutschen Literaturlebens zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das Geistesleben Oesterreichs zu derselben Zeit: Denis, Mastalier Retzer, Alxinger, Ayrenhoff, A. G. Meißner, Haschka, F. A. Müller, Blumauer, Ratschky, Leon. Die deutschen Musenalmanache. Die Wiener Musenalmanache. Grazer Dichter als Mitarbeiter an denselben. Die Dichtung in Graz. Jesuiteneinflüsse. Das erste und bedeutendste poetische Talent Innerösterreichs: Johann Ritter v. Kalchberg. Sein Leben. Seine Dichtungen. Die Früchte vaterländischer Musen, ein steiermärkischer Musenalmanach. Jos. Eust. König. Xav. Ad. v. Unruhe. Alois Vinc. v. Leitner. Franz Schram. J. J. Scheiger. Wenzel Hann, der Nachahmer Wieland's. Joh. Edl. v. Högen.

Schon aus den Skizzen über die Zeitungsliteratur, welche in den Siebziger-, Achtziger- und Neunziger-Jahren des achtzehnten Jahrhunderts sich so bedeutend in der Hauptstadt Steiermarks geltend machte, geht hervor, daß damit auch zugleich ein allgemeiner Umschwung auf dem Gebiete des Geisteslebens überhaupt erfolgte. Sobald Organe vorhanden sind, die belebend und aufmunternd auf den strebsamen Geist wirken, erhält derselbe immer mehr Vertrauen auf die eigene Kraft, einen immer mächtigeren Sporn zu schaffen und zu produciren, und manches Talent, dem anders die Möglichkeit benommen wäre, seiner Production die öffentliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, weiß dieselbe nun zu erregen und auf sich zu lenken. Andererseits wirkt das „Viribus unitis" auch nirgends bedeutsamer, nirgends folgenreicher als auf literarischem Gebiete, die Zerfahrenheit und Zerrissenheit nirgends zersetzender. So sehen wir denn bald auch eine Art heimische Literatur entstehen, die, außerhalb der journalistischen Kreise befindlich, dennoch in diesen zum Theile fußt.

Freilich ist, wie schon früher erwähnt, der Hauptgrund des beginnenden Aufblühens Oesterreichs und mit ihm Innerösterreichs in dem großen regen Geistesleben des Nordens, der deutschen Lande, zu suchen. Schon öfter habe ich die Namen genannt, in denen das dichterische Leben zu Ende des Jahrhundertes culminirte; schon öfter habe ich auf die Factoren hingewiesen, die damals von solchem Einfluß auch auf die Culturentwicklung der österreichischen Staaten geworden sind; hier aber wird es, bevor wir unsere Betrachtungen fortsetzen, nöthig erscheinen, überhaupt mit einem raschen Blicke das

deutsche Geistesleben zu übersehen, um dann den Zusammenhang mit demjenigen, auf welches ich später zu sprechen kommen werde, um so deutlicher ins Auge fallen zu lassen.

Gotthold Ephraim Lessing hatte 1767 der Theaterliteratur Frankreichs durch seine „Dramaturgie" den Krieg erklärt und damit die letzten Reste jenes Einflusses vernichtet, den das französische Theater auf Deutschland ausgeübt hatte und dem ein Mann wie Gottsched noch so lange Jahre sich nicht entziehen konnte und wollte. Eine Umwälzung des Geschmackes hatte sich nun plötzlich geltend gemacht. Wie ein Feuerbrand war Klopstock's Messias (1747—1773) in die Gemüther gedrungen und machte alle Behauptungen Gottsched's, daß sich Deutschland nie an ein heroisches, religiöses Gedicht, wie England (Milton's verlorenes Paradies) wagen könne, und kein Deutscher, wenn er dies Wagniß auch unternehmen wollte, Aussicht auf Erfolg hätte, zu nichte. Gottsched, der dies nicht in solchem Grade verdient hatte, wurde zum Gespötte und war eine gefallene Größe. Weithin jubelte man über den Sturz des großen Dictators, der einst die deutsche Dichtkunst regiert und der in der Geschichte der Geschmacklosigkeit sich einen so unvergeßlichen Namen gemacht hatte. Gleich an dieser Stelle führe ich als Charakteristikon hiefür ein Gedicht an, das in Graz selbst verfaßt und abgedruckt den Gesinnungen Ausdruck gibt, die man im Jahre 1775 Gottsched gegenüber hatte [1]).

Deutschlands Ikarus.

Es war vor Zeit ein Dichterlein
Herr Gottsched war sein Name,
Sein Hirn und Witz war wohl sehr klein,
Sein Pegasus war lahme.

[1]) Dieses äußerst interessante Gedicht befindet sich in dem oben S. 86 erwähnten „Wochenblatt für die Innerösterreichischen Staaten", 11. Stück des II. Bandes vom 14. October (1775).

Da sprach Urvater Teuts zu ihm:
Gieb Deutschen Sprachelehren,
Und aufmerksam auf deine Stimm'
Wird Deutschland dich verehren;

Doch hüte dich vor hohem Flug,
Wenn du noch liebst dein Leben;
Ich sag es dir ohn' all' Betrug:
Die ich dir hab' gegeben,

Die Fittige sind nur von Wachs,
Sie werden dich nicht tragen,
Wenn du zur hohen Sonne stracks
Zu fliegen wolltest wagen.

Drum höre meine Lehre an:
Bleib nieder, flieh das Händeln. —
So sprach er, und stieg wolkenan
Mit Fräa dort zu tändeln.

Da geht Herr Gottsched lobesam,
Und giebt uns Sprachelehren,
Und sieht, wie Deutsche allzusamm'
Ihn fleißiglich anhören.

Er sieht es, und schon schreibt er bas
In höchst elenden Reimen
Sehr kalten Ernst und frostig' Spaß
In höchst elenden Reimen

Er schwingt zur Kritik sich, und hebt
Zu Klopstock sein Gefieder,
Der Fittig schmilzt, — Herr Gottsched bebt,
Und fällt vernichtet nieder.

Itzt liegt der große Geist, — der Held
Liegt itzt im tiefen Kothe,
Und dient der aufgeklärten Welt
Zu einem ew'gen Spotte.

Er hat auch eine Sekt[1]) gestift,
Wie Duns die Dunsianer,
Drum heißt noch jede fade Schrift —
Schrift der Gotschedianer.

Im Jahre 1766 bestimmte der erschienene „Laokoon" die Grenzen der Poesie, jener lüderlichen Regellosigkeit, die bisher geherrscht hatte, gegenüber fest, während Herder („Stimmen der Völker", 1778) den Ton des Volksliedes anschlug und auf das Volksmäßige in der Dichtkunst als auf ein Hauptlebenselement derselben hinwies. Goethe hatte in den Siebziger-Jahren auch schon seine „Originalgenieperiode" hinter sich. „Götz" (1773) und „Werther" (1774) bezeichnen die Grenze derselben; darauf folgen die classischen Erzeugnisse der edlen Ruhe: „Clavigo" (1778) „Iphigenia" (1779) und „Tasso" (1780); im „Wilhelm Meister" schenkte er gleichzeitig (1777 ff.) seinem Volke einen Roman, wie ihn dieses trotz des großen Schwalles aufgetauchter Romanliteratur nicht besessen und der als Muster der ganzen Gattung aufgestellt werden kann.

Allerdings schlug selbst Goethe in seinen ersten lyrischen Producten jenen Ton an, wie man ihn seit Gleim, J. G. Jakobi, Gerstenberg, Uz u. A. gewohnt war; anakreontische Anklänge finden sich überhaupt noch zahlreich in der Lyrik bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhundertes und schlugen nur allenfalls in den Ton der Sentimentalität, wie ihn ein Hölty (1748—76) oder Mathisson anstimmte, um. Bekanntlich macht sich diese Sentimentalität am meisten geltend in den Dichtungen des Göttinger Hainbundes, dessen tolles Gebahren selbst im Leben und im Verkehre ebenso charakteristisch für jene Literaturepoche, als unbegreiflich für die heutige Zeit erscheint. In einem solchen Boden wurzelten die Talente der „Stollberge", eines Voß, selbst eines Bürger, und nicht minder die süßliche Romantik Martin Miller's. Die Romanciers selbst wandten sich mit

[1]) — — — Quae nomen traxit ab illo. Ovid. Metam. LVIII.
Anmerk. des Originals.

besonderer Vorliebe dem Lüsternen zu; schon Heinse (1746—1808) in seinem „Ardinghello“ und „Laidion“ hatte durch die Gluth seiner Sprache und seiner Schilderungen diese Richtung begründet; ihm folgten unzählige Nachbeter, und die größeren und kleineren Erzählungen, in welchen die Verfasser jene Sinnlichkeit zu verherrlichen suchten, auch nur in der kleinsten Auswahl hier aufzuzählen, würde den dieser Uebersicht eingeräumten Raum weit überschreiten; ich nenne hier nur Schlegel's „Lucinde“ (1790), welche beweist, daß noch zu Ende des Jahrhunderts die lüsterne Richtung selbst von hervorragenden Talenten nicht verlassen worden war. Von Schiller waren 1781 die „Räuber“ erschienen und hatten Deutschland in ein seltsam gährendes Dichtergemüth blicken lassen, das auch im „Fiesco“ (1783) und in dem bürgerlichen Trauerspiele „Cabale und Liebe“ (1784) fortschäumte, bis sich mit dem Erscheinen des „Don Carlos“ (1787) eine deutsche Dichtergestalt zeigte, wie bisher so edel und formschön keine erschienen war. Griechisches Schönheitsgefühl und deutscher Witz vereinigten sich in den ebenfalls im gleichen Zeitraume erschienenen Schöpfungen Wieland's, denen allerdings auch ein wenig französische Lüsternheit, doch in erträglichem Grade, beigemischt war. Dafür wußte der Dichter des „Oberon“ im heiteren Gewande seiner Romane Lebensweisheit zu predigen, die sich so unendlich unterschied von der Kathederweisheit der Philosophen und die sich mit dem Leben so trefflich in Einklang zu bringen wußte.

Die poetische Erzählung, die Ballade, belebte vor Allen auch Bürger und seine „Lenore“ gilt bis auf den heutigen Tag mit Recht als unerreichte Musterleistung. Besonders charakteristisch für das Literaturleben und für die Entwicklung und Förderung der Dichtkunst zu Ende des achtzehnten Jahrhundertes ist auch die Herausgabe der zahlreich erscheinenden Musenalmanache geworden, auf welche ich noch weiter unten zu sprechen komme. Endlich hatte auch eine Gattung der Poesie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Wiederbelebung erhalten, die bis dahin nur in Frankreich durch Lafontaine und La Motte gepflegt worden, ich meine die Fabel. Christ. Fürchteg.

Gellert[1]) war der erste, welcher die „äsopische Fabel“ wieder zur Geltung brachte und überhaupt auf dem Gebiete der kleineren poetischen Erzählung, sowie des geistlichen Liedes sich unsterbliche Lorbeeren errang. Lessing, Pfeffel, Lichtner folgten ihm bald nach und es entstand eine Fabelliteratur, die sich würdig der Frankreichs zur Seite stellen konnte.

Damit erscheint freilich nur in groben Umrissen der Zustand des literarischen Lebens in Deutschland zu Ende des achtzehnten Jahrhundertes angedeutet; dort lag denn auch der Schwerpunkt aller geistigen Factoren, der Centralpunkt, nach welchem die gesammte Geisteswelt auch Oesterreichs hinstrebte. Die literarische Bewegung desselben Oesterreich, welche sich in jener Zeit geltend zu machen begann, steht demnach auch damit im engsten Zusammenhange. Freilich übte hier eine Macht besonderen Einfluß aus, dem sich das gesammte geistige Leben innerhalb der Reichsgrenzen nicht entziehen konnte, nämlich das Jesuitenthum. Man braucht den oft sehr gelehrten Vätern der Gesellschaft Jesu nicht nahe zu treten, um zu erkennen, daß zu einer Zeit, da sich höhere und niedere Schulen, Akademien, kurz alle möglichen Bildungsanstalten in ihren Händen befanden, die Bildung überhaupt einen ganz anderen Weg einschlagen mußte, daß der Geschmack sich einer anderen Richtung zuwandte, als wenn diese Richtung von profanen Lehrern bezeichnet worden wäre. Selbstverständlich waren dann auch die Producte der Erziehung und der Bildung ganz andere, zeigten sich die Ergebnisse des Geisteslebens in anderer Form, in anderem Lichte, als an anderen Orten. Dazu gesellte sich die Censur, welche dem Geiste die engsten Grenzen zog, welche die Freiheit des gesprochenen und geschriebenen Wortes zu einem Begriffe herabsetzte, den man kaum dem Namen nach kannte und welche es so vielen Talenten unmöglich gemacht hat, auch nur vor die Oeffentlichkeit zu treten, sei es, weil diese sich überhaupt der Censur wegen scheuten, sei es, weil ihre Producte von dem Stifte

[1]) Vergl. auch S. 99 ff.

des Censors unbarmherzig ausgestrichen wurden und das „Imprimatur" niemals erhielten.

Daß es sich in Oesterreich dessenungeachtet auf geistigem Gebiete regte, verdankt man zuvörderst jenen Männern, die, trotzdem sie der Gesellschaft Jesu angehörten, dennoch Sinn für Schönheit und Kunstgefühl genug in sich trugen, um nicht mit abgeschmackten Phrasen, mit phantasie- und geistlosen Producten auf dem literarischen Markte zu erscheinen, die angeregt von dem Beifall, den die großen deutschen Geister erhielten, alle ihre Kräfte anspannten, um denselben nahe zu kommen und sich wirklich auch einen Ruf errangen, der weit über Oesterreichs engere Grenzen drang, verdankt man endlich den freiheitlichen Institutionen jenes großen Monarchen, von dem an für das Reich eine neue glückliche Epoche auf jedem Gebiete der Cultur begonnen. Aber auch Talente, die von den Banden des Jesuitenthums frei waren, tauchten bald auf und bildeten das Verbindungsglied jener Kette, die überall auf deutschem Gebiete die Geister zu umschlingen begann, ohne Rücksicht auf territoriale Abgrenzung [1]).

An der Spitze der Männer, welche im Geistesleben Oesterreichs, insbesondere Wiens, wo sich ja dieses Leben vereinigte, in der zweiten Hälfte und im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhundertes eine Rolle spielten, steht vor Allen Johann Michael Denis, einer der gelehrtesten und aufgeklärtesten Jesuiten des Jahrhunderts, der in der Folge sich jene großen Verdienste um deutsche Sprache und Dichtkunst, um Literatur und Bücherkunde erworben, die ihm bis heute einen ruhmvollen Namen unter Oesterreichs und Deutschlands Literaturgrößen jener Zeit erworben. Denis (geboren am 27. September 1729 zu Schärding in Oberösterreich, gestorben am 29. September 1800) hatte seine Gymnasialstudien zu Passau absolvirt, sich frühzeitig mit den Werken der deutschen Dichtung, welche damals freilich

[1]) Vergl. hierüber die treffliche Darstellung in Dr. Franz Mayer's „Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte". Wien 1874. Bd. 2, S. 245, „4. Geistiges Leben", die freilich der Anlage des ausgedehnten, so viel Stoff umfassenden Werkes nach nur kurz sein durfte.

noch jener Periode der äußersten Geschmacklosigkeit angehörten, bekannt gemacht und trat im Jahre 1747 in den Orden der Gesellschaft Jesu. Seine poetische Begabung zeigte sich bald, er hatte einige lateinische Gedichte und Dramen im Geschmacke der Zeit verfaßt, welche schon die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und denen er bald deutsche Poesien folgen ließ. Am Theresianum in Wien in Folge seiner literarischen Thätigkeit angestellt, lehrte er daselbst die „schönen Wissenschaften", insbesondere „die Redekunst", die Wissenschaft der Literaturgeschichte kannte man ja damals nicht. Denis war der erste, welcher später selbst diese Wissenschaft in Wien vortrug. Als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben worden war, bekam er die Oberaufsicht über die Garellische Bibliothek in Wien, und als im Jahre 1784 die Theresianische Ritterakademie ebenfalls aufgehoben worden war, erhielt Denis, der sich bereits durch seine „Einleitung in die Bücherkunde" und „Wiens Buchdruckergeschichte" auch auf dem Gebiete der Bibliographie als Schriftsteller ausgezeichnet hatte, eine Custosstelle an der k. k. Hofbibliothek, er rückte später zum ersten Custos vor und wurde durch den Hofrathstitel ausgezeichnet. — Denis war der erste, der in der Kaiserstadt die Poesien eines Gellert, Klopstock, Heller, Uz u. a. „trotz ihres ketzerischen Ursprungs" öffentlich empfohlen und in Chrestomatien („Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands zum Gebrauche der Jugend. Wien 1762") zu verbreiten „wagte". Unter seiner Führung wurden die österreichischen Dichter der folgenden Jahrzehnte gebildet, er ahmte die Oden eines Klopstock zuerst in dem Reiche nach und deshalb sind diese Nachahmungen für Oesterreich auch so wichtig geworden, trotzdem sie Anfangs nur als Gelegenheitsgedichte zu betrachten sind, die er an hochgestellte Persönlichkeiten, selbst an die Kaiserin und den Kaiser richtete. Gervinus (IV. Bd.) faßt sein Urtheil über Denis in den Worten zusammen: „Unverkennbar ist in Michael Denis derselbe Humanismus, wie in Joseph und die gleiche Ehrbegierde und Eifersucht gegen Preußen, und wie Joseph dem Friedrich, so beut Denis die Freundeshand dem Gleim und Klopstock, die den Feind seines

Landes befangen oder eines anderen Glaubens waren." Denis war es ja, der im Bunde mit den deutschen Bardendichtern den Geist der alten Bardenpoesie im ganzen Deutschland weckte und die „Mythensprache der Griechen und Römer" mit dem rechten Namen der Edda und des Skaldengesanges vertauschte, und man mag über den Mißbrauch, der später mit dieser Bardenpoesie getrieben wurde, lächeln, so viel man will, daß damit der Geschmack der deutschen Dichtkunst dem Nationalen zugewendet und dieselbe fest und stark begründet wurde, ist eine literarhistorische Thatsache. Denis' poetisches Hauptwerk, „die Lieder Sineds des Barden" (Wien 1772) zählt denn auch mit zu den Büchern, die im achtzehnten Jahrhundert auf das ganze literarische Leben so unendlich wichtig eingewirkt haben. Nur zur Charakteristik führe ich die Titel einiger der einzeln erschienenen Bardengesänge von Denis an: „Poetisches Sendschreiben an den Herrn Klopstock" (Wien 1764), „Auf der Reise Joseph's II." (1769), „Bardenfeier am Tage Theresiens" (Wien 1770), „Auf den Tod Maria Theresiens" (Wien 1780). Denis befand sich auch mit unter den Dichtern, welche den Tod Gellert's, des beliebtesten deutschen Dichters in Oesterreich, durch einen poetischen Nachruf feierten [1]) er that dies in dem Gedichte „Auf Gellert's Tod" (1770). Und so war Denis einer der ersten, die, um Jördens' Worte zu gebrauchen, „sich im katholischen Deutschland die Reinigung der Muttersprache und Verbreitung eines besseren Geschmackes angelegen sein ließen".

Ein Hauptvertreter der damaligen Poesie in Oesterreich ist weiters Karl Mastalier, der auch meistens in Verbindung mit Denis genannt wird. Ueber diesen Poeten habe ich schon früher [2])

[1]) Nicht nur in Deutschland erschien eine Unzahl von „Gedichten" auf den Tod Gellert's, sondern auch in Oesterreich. Man vergleiche beispielsweise nur „Bibliothek der österreichischen Litteratur". Wien, 1770. IV. Band, S. 167 ff., wo sich anläßlich des Todes Gellert's Gedichte von Fidler, Mastalier, Regelsberger (auch die erwähnte Ode von Denis) u. A. veröffentlicht finden.

[2]) Oben S. 103 u. 104.

gesprochen, und ich komme daher zu einer anderen literarisch-wichtigen Persönlichkeit Wiens und Oesterreichs, nämlich zu Joseph Fr. Freiherrn v. Retzer. Retzer (geboren am 25. Juni 1754, zu Krems gestorben am 15. Oktober 1824) kam im Jahre 1762 ins Theresianum, genoß dort seine Ausbildung und wendete sich hierauf dem Staatsdienste zu; er wurde in diesem Büchercensor und im Jahre 1787 zum Hofsecretär ernannt. Retzer's politische Thätigkeit fällt etwas später, als diejenige Denis, seine Bedeutung reicht freilich an diejenige des genannten Jesuiten nicht hinan, immerhin war Retzer eine interessante Persönlichkeit der Aufklärungsperiode, er machte sich insbesondere durch die Ausbreitung der englischen Literatur in Oesterreich verdient, hat aber als „deutscher" Poet Oesterreichs nicht weniger Bedeutung erlangt. In Deutschland selbst hatte Retzer keinen auch nur annähernd so großen Namen, wie Denis, dessenungeachtet weckte er den Geist für Lectüre und Aufklärung, wo er konnte, und als Büchercensor hatte er hier ein besonders großes Gebiet, auch besaß er eine immense Belesenheit und sehr viel geistige Frische bis zu seinem Lebensende. Von Retzer's poetischen Werken nenne ich nur die „Gedichte aus dem k. k. Theresianum" (Wien 1774), das „Gedicht auf die verstorbene Kaiserin Maria Theresia" (Wien 1782) und die „Sieben Gedichte" (Berlin 1806). Retzer betheiligte sich vielfach als Mitarbeiter an wichtigen Zeitschriften des (deutschen) Auslandes, im „Leipziger Musenalmanach" und im „Neuen deutschen Mercur" finden sich Beiträge von ihm, sowie in vielen anderen literarischen Monatsschriften.

Fast gleichzeitig mit ihm trat Joh. Bapt. Alxinger (geboren in Wien am 24. Januar 1755, gestorben 1. Mai 1797) als Dichter auf, ein Schüler des berühmten Numismatikers Eckhel. Er studirte die Rechtsgelehrsamkeit, erlangte in derselben den Doctorgrad und wurde im Jahre 1796 Leiter des Wiener Hoftheaters. Alxinger, der mit den ersten Gelehrten und Dichtern Deutschlands im Briefwechsel stand, wurde besonders als Epiker durch seine beiden Rittergedichte „Doolin von Mainz" (1796) und „Bliomberis" (neue Aufl. Leipz.

1812) bekannt und ahmte in diesen Gedichten sowohl in der Strophenform, als auch in der Schreibweise Wieland nach. Eine Sammlung von Alxinger's lyrischen Gedichten erschien im Jahre 1788 in zwei Theilen (Klagenfurt und Laibach). Er beschäftigte sich besonders viel mit dem Studium der deutschen Sprache und hatte eine vortreffliche classische Bildung genossen, die ihn damals einen der literarisch bedeutendsten Männer Oesterreichs werden ließ. Von Alxinger's Schriften erschien auch eine Gesammtausgabe im Jahre 1812, die insbesondere seine formschönen, gewandten Uebersetzungen mit umfaßt.

Als Dramatiker verdient auch Corn. Herm. v. Ayrenhoff (geboren zu Wien 1733, gestorben 1813) Erwähnung, ein Mann, der als k. k. Feldmarschalllieutenant des österreichischen Heeres starb. Ayrenhoff schrieb die meisten seiner Lust- und Trauerspiele zu einer Zeit, da die Wiener Bühne sich noch in dem kläglichsten Zustande befand und es „für ihn schon rühmlich genug war, die Schlechtigkeit derselben einzusehen und den Vorsatz zu fassen, durch bessere Stücke den Geschmack seiner Landsleute bilden zu helfen". Ayrenhoff's „gereimte Trauerspiele" waren nun freilich nicht darnach angethan, den neuen epochemachenden Werken, die fast gleichzeitig in Deutschland erschienen, die Wage zu halten, verdienen aber eine gewisse Aufmerksamkeit eben des Umstandes wegen, weil sie in Wien erschienen und aufgeführt wurden.

Angeführt seien von den heute ganz vergessenen Stücken Ayrenhoff's nur: „Der Postzug oder die nobeln Passionen, ein Lustspiel in 2 Aufzügen", das schon im Jahre 1769 auf das Wiener Theater gebracht wurde, „Die gelehrte Frau, ein Lustspiel in 5 Aufzügen" (1776), „Hermanns Tod, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1768), das noch in gereimten Alexandrinern abgefaßt ist und stark an Gottsched erinnert, und „Antiope, ein Trauerspiel in 4 Aufzügen" (1772), von welchem das Gleiche gilt.

Von Bedeutung für die Literatur der Aufklärungsperiode in Oesterreich erscheint auch Aug. Gottl. Meißner (geboren am 4. November 1753 zu Bauzen, gestorben am 20. Februar 1807). Meißner

schrieb verschiedene Operettentexte, lenkte aber besonders durch seine „Skizzen" (1778 ff.) die Aufmerksamkeit des gesammten deutschen Publicums, endlich des Kaisers Joseph selbst auf sich, der ihn im Jahre 1785 als Professor der Aesthetik und classischen Literatur auf die Prager Universität berief. Meißner gehörte zu jenen Dichtern, die zu ihrer Zeit das gesammte deutsche Lesepublicum in Aufruhr versetzten, deren Werke mit Hast verschlungen wurden. Meißner's „Skizzen" erregten auch die Aufmerksamkeit des Auslandes, sie wurden in's Französische (Boneville, choix de petits romans imités de l'Allemand), in's Dänische und Holländische übersetzt. Die „Skizzen" umfassen vierzehn Sammlungen, die auch zahlreich eingestreute Fabeln in Prosa enthalten, in welchen sich Meißner an Lessing anlehnt. Von Meißner's zahlreichen Werken sei nur noch sein „Alcibiades" (Leipzig 1781 ff.) erwähnt, der ebenfalls die Ehre genoß, in's Französische und Holländische übersetzt zu werden. Meißner gab im Jahre 1783 eine Zeitschrift „für ältere Literatur und neuere Lecture" in Verbindung mit Carl Christ. Canzler heraus, welche mehrere Jahrgänge erlebte und wichtige Beiträge zur älteren deutschen Literatur lieferte. Alle übrigen Schriften Meißner's übergehe ich, da ich nur seine Stellung in dem österreichischen Literaturleben überhaupt charakterisiren wollte.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Uebersicht sämmtlicher mehr oder weniger begabter poetischen Talente Oesterreichs aufzuzeichnen, es würde mich dies von meinem eigentlichen Gegenstande zu weit abbringen und auch den Zweck, die charakteristischen Vertreter jenes Geisteslebens vorzuführen, ganz verfehlen. Namentlich angeführt seien nur noch Lor. Leop. Haschka (1749—1827), der Verfasser des Liedes „Gott erhalte den Kaiser!", ebenfalls früher Jesuit, später Professor der Aesthetik am Theresianum und Custos der Wiener Universitätsbibliothek; Friedr. Aug. Müller (1767—1807) als Nachahmer Wieland's in seinen epischen Gedichten: „Alfonso" (1790), „Richard Löwenherz" (1790) und „Adalbert der Wilde" (1703) erwähnenswerth, und Caroline Greiner, nachher verehlichte

Pichler (1769—1843), die später so fruchtbare Romanschriftstellerin; die Gebrüder Math. (1779—1823) und Heinr. Collin (1772—1811) reichen mit ihrer hauptsächlichsten dichterischen Thätigkeit bereits über die hier in's Auge gefaßte Periode.

Drei literarisch thätige Persönlichkeiten, die von wichtigem Einfluß auf die Entwicklung von Oesterreichs Poesie im achtzehnten Jahrhundert geworden, habe ich noch nicht erwähnt; da sie ein eigenthümliches Unternehmen gleichsam verknüpft und dieses Unternehmen für die Geisteszustände des Reiches von Bedeutung wurde, ließ ich die Besprechung der daran besonders Betheiligten bis an diese Stelle; es sind Alois Blumauer, Josef Franz Ratschky und Gottlieb von Leon, die Herausgeber der „Wiener Musenalmanache". Zuvor erscheint es jedoch nothwendig, hier die Entstehung der deutschen Musenalmanach-Literatur, deren Bedeutung und Fortbildung kurz in's Auge zu fassen, umsomehr, als der „Wiener Almanach" nur als Nachahmung Deutschlands erscheint und wir einem Vertreter der Gattung auf inneröſterreichischem Boden weiter unten ebenfalls begegnen werden.

Das Jahr 1770 war es, welches zwei „Musenalmanache" zugleich in Deutschland auf den Büchermarkt gebracht, die ersten, welche überhaupt auf deutschem Boden nach dem Muster der schon längere Zeit bestehenden französischen Almanache[1]) erschienen waren. Diese zwei Musenalmanache nannte und nennt man nach ihrem Verlagsorte kurzweg den „Leipziger" und den „Göttinger"; letzterer gelangte zu besonderem Ansehen dadurch, daß während seines langjährigen Bestehens (36 Jahrgänge) die ganze bedeutendere Schriftstellerwelt Deutschlands und Oesterreichs sich an ihm betheiligte; Denis, Klopstock, Gleim, Gerstenberg, Bürger, Kästner, Ramler, Hölty, Pfeffel, L. v. Stolberg und viele andere Dichter trugen

[1]) Ein „Almanach des muses" erschien in Paris seit 1765, der erste Jahrgang bei Delalain und enthielt u. A. poetische Beiträge von Dorat, Gresset, La Harpe, Rochon de Chabanne und Voltaire; eine „Notice des ouvrages de poésie qui ont paru en 1764" (beziehungsweise 1765 ff.) war dem „Almanach" angefügt.

zu diesem Musenalmanache bei, dessen ersten Jahrgang H. Chr. Boie und Gotter herausgaben. Boie allein wurde darauf von 1771 bis 1775 Herausgeber; an ihn schlossen sich im achtzehnten Jahrhundert noch die Herausgeber Göckingk und G. A. Bürger an. — Der „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770", der in Leipzig zuerst von Chr. H. Schmid herausgegeben wurde, brachte übrigens nicht minder bedeutende Dichter als Mitarbeiter; von Oesterreichern finden wir Denis, Mastalier und Sonnenfels hier vertreten. Auch dieser Almanach erhielt sich eilf Jahre lang. Weniger bedeutend wurde ein gleichzeitiges Unternehmen: „Leipziger Musenalmanach", der von 1776 bis 1786 erschien und dessen erster Herausgeber Fr. Traug. Hase war. Von 1776 an erschien auch ein von Joh. H. Voß herausgegebener Musenalmanach, den wir als „Musenalmanach für 1777" (Hamburg, bey C. E. Bohn) auch unter dem Titel „Poetische Blumenlese" kennen und der nicht minder literarhistorisch interessant ist. Er erschien bis zu Ende des Jahrhunderts; außer Voß ist nur noch Goekingk als Herausgeber zu nennen. Von Oesterreichern waren in diesem „Hamburger Musenalmanach" Meißner, Alxinger, Blumauer, Denis, Haschka, Leon, Mastalier, Prandstetter, J. v. Retzer, Sonnenfels u. A. betheiligt, also so ziemlich alle bedeutenderen poetischen Talente des Kaiserstaates. Daß vom Jahre 1796 an Schiller's Musenalmanach erschien, ist bekannt[1]).

Ich komme nun zur österreichischen Musenalmanach-Literatur, die mit dem Hauptthema dieser Skizze bereits im innigsten Zusammenhange steht. Angeeifert durch das Vorbild Deutschlands, regte sich in Wien das poetische Leben bald recht wacker und es machte sich das Bedürfniß nach einem Almanache bemerkbar, in dem die Vertreter der Dichtkunst im Kaiserstaate vereinigt sein konnten.

---

[1]) Vergl. über die Musenalmanach-Literatur: K. Gödeke; Elf Bücher deutscher Dichtung (Leipzig 1839) 1. Abth., S. 727 ff.; ferner K. Weinhold: Heinrich Christian Boie (Halle 1868), insbesondere das sechste Buch dieses trefflichen Werkes.

Mit so großen Schwierigkeiten ein solches Unternehmen auch im Anfange verknüpft war, so unternahm es doch Jos. Fr. Ratschky[1], der auf dem Gebiete der Dichtkunst schon einige Aufmerksamkeit in Wien erregt hatte, den ersten „Wiener Musenalmanach" im Jahre 1777 herauszugeben. Der Musenalmanach erschien nun ohne Unterbrechung in Wien; im Jahre 1780 gab ihn Richter (eigentlich Prandstetter) heraus, von 1781 bis 1792 Ratschky in Verbindung mit Blumauer, von 1793 an Blumauer allein, vom Jahre 1795 Blumauer und Gottl. von Leon, und nach einer Unterbrechung im Jahre 1797 erschien der „Neue Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1798, herausgegeben von einer Gesellschaft", dem als Titelkupfer „D. J. W. Göthe's" Bildniß beigegeben war. — Es dürfte wohl kein Name eines damaligen österreichischen Dichters von nur einigermaßen hervorragender Bedeutung existiren, der nicht in einem dieser Musenalmanache vertreten wäre.

Von den Dichtern, welchen wir auf innerösterreichischem Gebiete noch begegnen werden, erwähne ich nur J. J. Scheiger, Joh. v. Kalchberg, Fr. Schram und Jos. Eust. König. Unter den übrigen Namen der im Wiener Musenalmanache Vertretenen hebe ich hervor: Joh. v. Alxinger, Al. Blumauer, L. Haschka, G. Leon, Carl Mastalier, M. J. Prandstetter, Jos. F. Ratschky, Jos. v. Retzer, Jos. v. Sonnenfels, A. G. Meißner, Jünger, Denis, Joach. Füger, Bened. v. Auffenberg, Ludw. Fürst von Batthyan, L. M. Schleifer, Ant. Edl. v. Vogel, J. Friedlberg; von Seite der Frauenwelt sind

[1]) Ratschky, geboren zu Wien im Jahre 1757, erregte die Aufmerksamkeit Sonnenfels' und wurde im Jahre 1783 Concipist der k. k. vereinigt. böhm. österr. Hofkanzlei; er starb als Staats- und Conferenzrath im Jahre 1810. Er schrieb mehrere Schauspiele, „Bekir und Galroni" (Wien 1780), und erlangte seinen Ruf durch die im Jahre 1785 edirten „Gedichte", welche den Meister der Form zeigten, wenn auch der Gedanke sich meist in herkömmlichem Geleise bewegte. „Neuere Gedichte" von ihm erschienen 1805; von seinen Werken nenne ich noch „Melchior Striegel, ein heroisch episches Gedicht . . ." (Wien 1793—94.)

etwa Caroline von Greiner (Pichler), Gabriele von Baumberg und Wilhelmine Maisch zu erwähnen.

Der Ton, welcher in allen diesen Musenalmanachen herrscht, ist vorwiegend lyrisch; darauf weisen schon die zahlreichen Musikbeilagen hin, welche, um die Aehnlichkeit mit den deutschen Almanachen vollständig zu machen, jedem Jahrgange beigegeben erscheinen. Hier und da finden wir auch Uebersetzungen aus dem Französischen oder Englischen, z. B. „Der Beichtvater und der junge Geistliche als Beichtkind", nach Voltaire (von Retzer), „Der sterbende Epikuräer", aus dem Englischen (Retzer) im Jahrgange 1786, „Drey Lieder aus Bastien und Bastienne, einer neubearbeiteten freyen Uebersetzung des Devin du Village von J. J. Rousseau" (G. Leon), „Weiberungerechtigkeit", nach dem Englischen (Alxinger) im Jahrgange 1787, wohl auch poetische Bearbeitungen von Stoffen aus fremden Sprachen, wie etwa Prandstetter's „Der Esel, aus einer englischen Anekdotensammlung" (1790); wir treffen weiters die Klopstock'sche Odenform nicht selten vertreten, und manches gelungene Epigramm und Sinngedicht zeigt, daß der Witz auch nicht ausgeschlossen wurde. Dies beweisen übrigens schon zahlreiche Gedichte Blumauer's, die in der Folge den Namen dieses Mannes etwas berüchtigt gemacht haben und die wir in diesen Musenalmanachen zum erstenmale veröffentlicht finden.

Blumauer's Stellung als Dichter und seine ganze literarische Thätigkeit ist zu bekannt, als daß ich hier mehr über diesen Mann anführen sollte, der als Büchercensor von so großer Bedeutung für das geistige Emporblühen Oesterreichs zu jener Zeit geworden und der als Dichter sich einen so bedeutenden Namen gemacht, einen Namen, den er freilich hauptsächlich der „travestirten Aeneis" verdankte und den er durch manche Poesien, in denen er das Gebiet des Gemeinen betreten, verdunkelt hatte. Auch Blumauer ist ja, wie Kotzebue, zu seiner Zeit gewaltig überschätzt worden und bei allem Talente und aller Formgewandtheit, die er besaß, verdiente er

ein so übertriebenes Lob nicht, als ihm dieses in so reichem Maße gespendet wurde.

G. Leon, der Herausgeber des „Wiener Musenalmanachs" in den Jahre 1795 und 1796 verdient noch einige Worte. Er war 1757 zu Wien geboren, wurde im Jahre 1782 als Scriptor an der Wiener Hofbibliothek angestellt und starb als Custos dieser Anstalt erst im Jahre 1832. Seine 1788 erschienenen Gedichte zerfallen in die Abtheilungen Oden, Lieder, Elegien — Idyllen — Balladen — Minnelieder — Volksgedichte — Freymaurergedichte — und Briefe. Die Reinheit der Reime und die schöne Form stellen sie den besten Erzeugnissen der damaligen österreichischen Literatur zur Seite. Die übrigen Publicationen Leon's kann ich hier füglich übergehen; sie sind theils „freimaurerisch" polemischer Natur, theils bibliographische Arbeiten und hier ist nur von dem Einflusse des Dichters auf den Geschmack die Rede.

Nachdem wir somit das österreichische, beziehungsweise das Wiener geistige Leben seit den Sechziger- und Siebziger-Jahren bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet haben, das in so innigem Zusammenhange mit demjenigen steht, auf das ich nun zu sprechen komme, wollen wir den Dichtern und Schriftstellern der Steiermark die Aufmerksamkeit zuwenden.

Wie überall in Oesterreich, so ist Dichtung und Wissenschaft auch in Graz noch in den Sechziger-Jahren in den Händen der Jesuiten und es gilt daher diesbezüglich dasselbe, was ich schon von dem Geistesleben jener Zeit in der Residenz gesagt habe. Die Bahnen, welche ein Gottsched vorgeschrieben, wurden nicht verlassen, vielmehr, als sich in Deutschland der Einfluß des früheren Gewalthabers auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften schon nicht mehr bemerklich machte, ja ganz gebrochen war, herrschte der Alexandriner allüberall bei den Poeten der Hauptstadt Steiermarks vor und glaubte man noch immer, daß ein Dichter nicht geboren werden müsse, sondern

im Geiste Gottsched's, daß er herangebildet werden könne[1]). Dies dauert etwa bis in den Anfang der Siebziger-Jahre; da mit einem Male erscheint ein anderer Geist auf dem Gebiete der Literatur und Dichtung und mit den großen Reformen Josef's II., welche der Monarch nun durchzusetzen beginnt, scheint auch in Steiermark auf dem Gebiete der Cultur ein ganz anderes Leben zu entstehen.

Die für Steiermark zu Ende des besprochenen Jahrhunderts jedenfalls bedeutendste Dichtergestalt ist der als Ausschußrath der steiermärkischen Stände im Jahre 1827 verstorbene Schriftsteller Johann Ritter von Kalchberg, der an der Südseite der Leechkirche begraben liegt, ohne daß den daselbst befindlichen Grabstein irgend Jemand einer besonderen Beachtung würdigt. Und doch zählte Kalchberg zu den begabtesten, bekanntesten Talenten seiner Zeit, zu den gelesensten Schriftstellern nicht nur der Steiermark, sondern ganz Oesterreichs, zu den hervorragendsten Dichtergestalten der Monarchie.

Kalchberg wurde am 15. März 1765 in dem Schlosse Pichl in Obersteiermark geboren und erhielt seine erste Jugendbildung bei seinem Vater daselbst, der aber noch in den Knabenjahren des Dichters starb. Dieser setzte hierauf seine Studien in dem k. k. Seminarium zu Graz fort, einer Anstalt, deren Oberleitung der besonders in Steiermark hochberühmt gewordene Doctor der Philosophie und Theologie Caspar Royko führte; der gelehrte Kirchenhistoriker besaß neben der vorzüglichen Kenntniß seiner Fachwissenschaft auch eine ausgezeichnete Belesenheit auf allen Gebieten des Wissens, der Literatur, und stand dem strebsamen Jünglinge mehr als Freund denn als strenger Lehrer zur Seite.

Kalchberg selbst fühlte einen unwiderstehlichen Drang zur Lectüre der berühmtesten Dichter und Geschichtsschreiber seiner Nation und wurde bald mit den großartigen damaligen neuen Erzeugnissen dieser

---

[1]) Ich führe in der Beilage I eine Probe der Poesie in Graz vom Jahre 1765 an. Natürlich fühlte man sich im Collegio der Gesellschaft Jesu nur bei solchen ganz besonders hervorragenden Anläßen zum Dichten begeistert, dafür wurde in solchem Gedichte oft auch die ganze Mythologie in's Treffen geführt.

Literatur, mit den Schöpfungen eines Schiller, Goethe, Klopstock, Gellert, Bürger, Wieland, Lessing bekannt und vertraut. Der junge Mann mied, fast menschenschen, den Umgang mit seinen Altersgenossen, benützte aber desto fleißiger Royko's vortreffliche Büchersammlung, die ihm dieser zur Disposition stellte. Von Kalchberg's äußerem Leben erwähne ich noch, daß ihn 1791 die steiermärkischen Stände zu ihrem Ausschußrathe wählten, nachdem er 1785 in k. k. „Bancaldienste" getreten war, diese aber, der unbehaglichen Natur seiner Amtsgeschäfte wegen, wieder verlassen hatte; in dieser Eigenschaft wirkte er zum Wohle des Landes viel und nachhaltig. Im Jahre 1788 ernannte ihn die herzoglich deutsche Gesellschaft in Jena als „geschickten Beförderer der deutschen Literatur" zu ihrem „vornehmen Mitgliede", nachdem er schon früher in der Arkadischen Gesellschaft in Rom eine ebenso ehrenvolle Aufnahme gefunden. Später führte Kalchberg die Direction der ständischen Kanzlei, ihm unterstand auch das ganze Theaterwesen in der Landeshauptstadt, die Theatercensur selbst nicht ausgenommen, die er lange mit Geschick und Geschmack führte. Nicht nur seine patriotische Haltung in den bewegten Zeiten des Jahres 1809, sondern auch sein Geschick und seine Uneigennützigkeit — er hatte durch vierzehn Jahre den Ständen seine Dienste unentgeltlich geweiht — verschaffte ihm ein solches Vertrauen, daß er im Jahre 1810 zum zweiten Verordneten des Ritterstandes der steiermärkischen Stände gewählt wurde. 1817 rückte Kalchberg zum ersten Verordneten der Stände vor und wurde 1823 als solcher wieder bestätigt. Sein Tod erfolgte 1827, nachdem er noch vor demselben große Vermögensverluste erlitten.

Besonders erwähnenswerth ist auch die Thätigkeit, welche Kalchberg bei der Gründung der von Erzherzog Johann gestifteten gelehrten Anstalt, die unter dem Namen des „Joanneums" heute noch rühmlichst bekannt ist, entfaltete. Das Inslebentreten dieses Institutes kann vielfach auf Kalchberg's Rathschläge zurückgeführt werden, und der vorliegende eingehende Briefwechsel zwischen ihm und dem Erzherzog zeigt den warmen Antheil, welchen er hiebei nahm. Erzherzog

Johann ernannte Kalchberg denn auch zu einem der drei Curatoren des Joanneums [1]).

Nach dieser Skizze des äußeren Lebens Kalchberg's wende ich mich nun seiner Bedeutung für das literarische Leben Oesterreichs zu. Dieselbe ist hervorragend, nur der Bescheidenheit des Dichters, nur der Abgeschlossenheit, welche die Monarchie damals an so vielen geistigen Bewegungen im „Reiche draußen" gar keinen Antheil nehmen ließ, ist es zuzuschreiben, daß der Name Kalchberg's nicht in den weitesten Kreisen bekannt geworden, daß der Mann nicht die Aufmerksamkeit der deutschen Schriftstellergrößen in höherem Grade erweckte, als er es verdiente.

Kalchberg's dichterische Thätigkeit theilt sich in drei Hauptrichtungen, in eine lyrische, in eine dramatische und in eine dritte, die ich die erzählende nennen möchte, da sie sich vorwiegend auf dem Gebiete der Prosa-Erzählung bewegt, auf dem Kalchberg die Resultate seiner historischen Forschungen, in ein novellistisches Gewand gekleidet, einem größeren Leserkreise mundgerecht macht. Das Bedeutendste hat

---

[1]) Der von mir oben erwähnte Grabstein Kalchberg's trägt die Inschrift:

Hier ruhet
Johann von Kalchberg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Vertreter der steiermärkischen Herren Stände u. Kurator des Joanneum,
welcher geboren war den 14. März 1765 und starb den
3. Februar 1827.

Dir geweihet Vaterland
War sein Dichten, war sein Leben
Und, schon an des Todes Hand
Noch dein Heil, sein höchstes Streben.
Friedlich ruhe sein Gebein
Mancher deiner besten Söhne
Denk' in später Zeit noch sein
Mit des Dankes stiller Thräne.

Als Denkmahl der Liebe ihm gesetzt von den Seinen.

Das Datum der Geburt ist etwas unrichtig, die von mir oben diesbezüglich gemachte Angabe dagegen authentisch, da sie aus den Matriken seiner Heimath stammt.

der Dichter auf dramatischem Gebiete geleistet und dieses ist es denn auch, welches bei der Betrachtung seines Schaffens zuerst in's Auge gefaßt werden muß.

Wie es mit der dramatischen Literatur Gesammtösterreichs und Inneröstereichs damals stand, habe ich schon an mehreren Orten der vorliegenden Schilderungen gezeigt, viele unbekannte und ungenannte Verfasser brachten dramatische Producte auf die Bühne, die ebenso rasch vergessen waren, als sie gekommen. Ein edles Muster aus der nun schon gewaltiger dastehenden Literatur des deutschen Dramas nahm sich selten Jemand zum Vorbild, die sogenannten historischen Schauspiele waren nur Zerrbilder ohne Naturwahrheit, ohne eigentliche historische Grundlage oder wenn auch eine solche vorhanden, zeigten sie sich flach und abgeschmackt.

Unter solchen Umständen mußte ein auftretendes wirklich originelles Talent umsomehr Aufmerksamkeit erregen. Dies war auch der Fall bei dem dramatischen Erstlingswerke Kalchberg's; es ist das 1786 in „Grätz" erschienene Schauspiel: „Agnes Gräfin von Habsburg", in der später veranstalteten Gesammtausgabe umgearbeitet und „Wülfing von Stubenberg" betitelt [1]). Schon dieses Schauspiel ist ein Ergebniß historischer Forschung, die sagenhafte Erzählung von dem Zweikampfe des Ritters Wülfing von Stubenberg mit Riedecker von Kuenring, kaiserlichem Burggrafen zu Bruck, um Agnes, die Schwester des Grafen von Habsburg, und die Entwicklung, wie es zu diesem Zweikampfe kam, bildet den Inhalt des Schauspiels, das eines der interessantesten dramatischen Producte seiner Zeit genannt werden muß und in der That nicht nur in

---

[1]) Ich führe es hier an, daß von Kalchberg's Werken eine Gesammtausgabe in den Jahren 1816 und 1817 bei Gerold in Wien erschienen ist, die 9 Bände umfaßt und den Titel führt: „J. Ritter von Kalchberg's sämmtliche Werke". Ich werde mich bei etwaigen Citaten an diese Ausgabe halten und bemerke, daß ich der Kürze wegen nur den betreffenden Band und die bezügliche Seite mit römischen und arabischen Ziffern in Klammern andeuten werde. Das erwähnte Stück findet sich in VI. 1.

Steiermarks Hauptstadt, sondern selbst auf deutschen Bühnen zahlreiche Aufführungen erlebte. Die Charakterzeichnung der historischen Persönlichkeiten ist meisterhaft, die dramatische Entwicklung so geschickt durchgeführt, der vaterländische Ton, ohne dadurch provinziell zu werden, so gut getroffen, daß man beim Erscheinen des Werkes allgemein überrascht war und am allerwenigsten als Verfasser desselben einen 21jährigen jungen Mann vermuthete.

Dabei durchweht schon diese Jugendarbeit ein vaterländischer, echt deutscher Geist, der sich überhaupt auch in allen weiteren dramatischen Dichtungen Kalchberg's kundgibt.

Gereifter und geklärter tritt uns das Talent des Dichters in dem folgenden „dramatischen Gedichte" Kalchberg's: „Die Tempelherrn" (VI. 109) entgegen, das im Jahre 1788 erschien; es ist dies überhaupt das erste dramatische Gedicht, das Inneröfterreichs Literatur aufzuweisen hat. Schon der Titel zeigt, daß wohl Lessing's „Nathan" den Gedanken zur Wahl des Stoffes in Kalchberg erweckt hatte, zudem stehen die Tempelherrn auch in interessanten historischen Beziehungen zur Heimat des Dichters, und trotzdem Lessing's großes Werk vielleicht den ersten Anstoß zur Entstehung gab, kann man Kalchberg's Gedicht doch Originalität im Hauptgedanken desselben nicht absprechen. Der Dichter selbst hat es an einem Orte ausgesprochen, daß „Nathan der Weise als Vorbild seinen Tempelherrn vorausging", er regt dadurch unwillkürlich den Leser zur Vergleichung an, auf die sich näher einzulassen hier aber nicht der passende Raum ist. Das Gedicht des Steiermärkers muß als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden. Die Fabel der „Tempelherrn" bildet das tragische Schicksal des Großmeisters Jacob von Molai, welchen bekanntlich Philipp der Schöne dem Scheiterhaufen überantwortete. Molai ist die im Vordergrunde stehende Hauptfigur des dramatischen Gemäldes, um welche sich alle anderen Personen gruppiren; die Liebe der Königstochter Blanka selbst vermag es nicht, ihn seinem Gelübde untreu zu machen. Des Templers edel gehaltener Gestalt steht als wirksamer Gegensatz der ausgestoßene Ritter Noffo Dei, ein hinter-

listiger Verräther gegenüber, dessen Ränke Molai schließlich dem Scheiterhaufen zuführen. Alle Gestalten athmen Lebenswahrheit. Charaktere wie den Kanzler Wilhelm von Nogaret und seine verbuhlte Tochter Mathilde, deren Anschauung über das weibliche Geschlecht in ihren Worten zusammengefaßt erscheint:

Glücklich die, die stets von einem Mann
Zum andern fliegt, die große Wahrheit fühlt,
Daß jeder Mann nur unser Spielwerk ist.
Solang' es uns gefällt, uns zu vergnügen,
Und sind wir seiner satt, es hinzuwerfen
Wie Kinder ihre Puppen,

mit so kräftigen Strichen gezeichnete Charaktere hatte noch kein Dichter Oesterreichs entworfen.

In den Jahren 1790 – 1793 erschienen zwei dem Stoffe nach zusammengehörige Dramen Kalchberg's: „Die Grafen von Cilli", deren Stoff, wie schon der Titel zeigt, wieder der Geschichte des Vaterlandes entnommen ist. (VIII.)

Wir haben es hier, wie bemerkt, mit zwei Stücken zu thun, die unter den Einzeltiteln „Friedrich Graf von Cilli" und „Ulrich Graf von Cilli" erschienen sind, und erhalten in diesen Dramen Charakterbilder der beiden bedeutenden Vertreter jenes weit berühmt gewordenen Grafengeschlechtes. Von Scene zu Scene steigert sich im „Friedrich" der Gang der dramatischen Handlung, die mit dem tragischen Ende der Veronika von Dessenitz abschließt. Die „oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung" enthält in ihrem 4. Jahrgange (1791), CXII. Stück, eine ausführliche Besprechung des ersteren Dramas, sie führt, nachdem sie die Schönheiten desselben gewürdigt hat, auch einen Inhaltsauszug des „Friedrich" an, den ich hier schon aus dem Grunde wiedergebe, um zu zeigen, wie eingehend sich damals die Kritik mit den Werken des Dichters beschäftigte: „Hermann II. Graf von Cilli, der ein herrschsüchtiger, auf seinen Adel ungemein stolzer Mann war, hatte einen Sohn Friederich, der seiner Tugend und Tapferkeit wegen überall beliebt war. Friederich vermählte sich heim-

lich mit Veronika von Dessenitz, einem armen, ahnenlosen Fräulein, der Zierde ihres Geschlechtes. Ritter Jobst von Helfenberg war schon seit langer Zeit ein Feind des Grafen Friederich, weil ihm selber in den Turnieren immer überlegen war. Helfenberg erfuhr die geheime Verbindung Friederich's mit Veronika. Da er nun den Hochmuth des alten Hermann kannte, so meinte er, das beste Mittel, Friederichen zu stürzen, wäre, diese geheime Verbindung seinem Vater zu entdecken. Die Tochter Hermann's, Barbara, vermählt mit dem König von Hungarn, die eben so viel Adelstolz als ihr Vater hatte, befand sich in Cilli, als Helfenberg hinkam, dem Hermann die geheime Verbindung seines Sohnes mit Veronika zu entdecken. Die Königin von Hungarn fand sich sehr beleidiget, ein ahnenloses Fräulein zur Schwägerin zu haben; sie hatte also, vereinigt mit Helfenberg, ihren Vater Hermann wider Friederichen und Veronika so aufgebracht, daß er ersteren zu Cilli in einem Thurme einkerkern ließ, Veronika aber wurde durch die Veranstaltung Helfenberg's im Schlosse Osterwitz eingesperret. Ritter Jakob von Edling, Friederichens innigster Freund, als er die Gefangenschaft desselben erfuhr, befehdete Hermann, vereinigt mit anderen Steyermärkischen und Krainischen Rittern, schlug seine Reisige, und befreyte Friederichen aus seinem Gefängniß. Nun eilten Friederich, Edling und die übrigen Ritter auf Osterwitz, um auch die Veronika zu befreyen. Hermann, als er sich überwunden sah, kam in die Burg Osterwitz, verglich sich mit seinem Sohne, und willigte in Gegenwart aller Ritter in seine Verbindung mit Veronika. Indem dieses geschieht, erscheint die Königin Barbara, Hermann's Tochter, mit ihrem Hoffräulein Ida in männlicher Rüstung, und mischet sich unter das Gewühl von Rittern und Reisigen. Dann bittet Friederich seinen Vater um den väterlichen Segen; und kaum hatte Hermann seinen Segen mit den Worten beschlossen: „dies ist der Wunsch und das Gebeth eures redlichen Vaters", so stürzt die Königin Barbara hinzu, und stößt einen Dolch mit diesen Worten in Veronikas Busen: „dies sey die Mitgift einer königlichen Schwester".

Kalchberg zeichnet die Königin Barbara in ihrer ganzen Verworfenheit mit großer Meisterschaft und rein und zart mit eben so großer Vollendung die Gestalt Veronikas, des liebenden Weibes.

Der zweite Theil der „Grafen von Cilli“: „Ulrich Graf von Cilli“ behandelt den Kampf dieses letzten Sprossen jener ritterlichen Grafenfamilie mit Ladislaus von Ungarn und den Untergang Ulrich's, welcher ermordet wurde. Barbara's heimtückische Einflüsse schürzen auch hier den dramatischen Knoten. [1]) Doch hat Kalchberg überall mit richtigem Feingefühl die Grenzen einzuhalten gewußt, welche dem Dichter in der Darstellung des Häßlichen gezogen sind, was bei der Zeichnung des Charakters Barbara's, den die Quellen selbst im schwärzesten Lichte darstellen, nicht eben leicht war.

Vor dem Erscheinen des zweiten Theiles der „Grafen von Cilli“ schon, im Jahre 1792, hatte Kalchberg unter dem Titel: „Die Ritterempörung, eine wahre Begebenheit der Vorzeit“, eine dramatische Arbeit veröffentlicht, die den steiermärkischen Nationalhelden Andreas Baumkircher zum Helden eines Trauerspiels machte. Das Stück befindet sich und zwar vollständig umgearbeitet und versificirt in den sämmtlichen Werken unter dem Titel „Andreas Baumkircher“ (IX. 143) mit einer vortrefflichen historischen Abhandlung eingeleitet, die nach dem Ausspruche eines gewiegten Gelehrten [2]) das Verdienst hat „über Baumkircher manchen wichtigen Beitrag zu dessen Geschichte vor 1469 geboten zu haben, ohne sich von Erfindungen beirren zu lassen“. Da die Absicht des Dichters bei diesem Drama nach seinen

[1]) Ueber das Historische der Grafen von Cilli wären vor Allem die trefflichen Schriften des Historikers Krones zu vergleichen, ferner insbesondere auch über Barbara: A. G. Supan, „die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli“ (Wien 1868). Besonders übersichtlich findet man die ganze Geschichte der Grafen von Cilli in „Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs“. Berlin 1877. Bd. II, 274 ff.

[2]) Andreas Baumkircher. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. F. Krones im 17. Heft der Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. (S. 54.) Graz 1869.

eigenen Worten dahin ging, „das Schicksal des Helden mit historischer Wahrheit darzustellen", so blieb der Phantasie wenig Spielraum. Trotzdem ist das Stück mit besonderer Berücksichtigung der Bühne gearbeitet und reich mit Theatereffecten ausgestattet, ein Umstand, der es freilich den „Ritterstücken" der Zeit nahe bringt und seinen Werth wesentlich beeinträchtigt. Die Geschichte Baumkircher's ist sehr dunkel, zudem sie im Laufe der Jahrhunderte von dem Schleier der Sage umwunden wurde und es ist daher eigentlich schwer mit historischer Treue vorzugehen. Zu weit würde es führen, den Inhalt hier zu zergliedern, zudem haben wir es nicht mit dem hervorragendsten Producte der Muse Kalchberg's zu thun, an ästhetischem Werth steht es den übrigen Stücken nach. Dessenungeachtet hat sich der „Baumkircher" bis heute auf dem Repertoire heimischer Bühnen erhalten; der Grund davon liegt in der Persönlichkeit des Helden, die gleichsam schon der Volkssage angehört und in der erwähnten Ausstattung mit Effectscenen, die allerdings mehr für ein niederes Theaterpublicum berechnet sind. Daß wir ein dramatisch gegliedertes, in sich abgeschlossenes Ganzes in dem Stücke vor uns haben, versteht sich von selbst, jede Aufführung findet heute noch großen Beifall.

Auch das dramatische Gedicht: „Maria Theresia", welches im Jahre 1793 erschien (VII. 1), bleibt trotz des echt patriotischen Geistes, von dem es durchweht ist, in poetischer Beziehung hinter den anderen Dramen Kalchberg's zurück; allerdings ist hier der Versuch gemacht, die Charaktere der handelnden Personen mit festen und sicheren Strichen zu zeichnen, aber nur in der Gestalt der allein in den Vordergrund tretenden großen Kaiserin gelungen, die Reflexion macht sich hier zu sehr geltend, die Handlung tritt zurück, erst gegen Schluß des Ganzen wird sie lebendiger, insbesondere in jener Scene auf dem berühmten Tage zu Preßburg, wo die Kaiserin inmitten der für sie begeisterten ungarischen Stände erscheint.

Den „Culminationspunkt von Kalchberg's dichterischer Plastik" bildet dagegen das 1796 erschienene Drama: „Die deutschen Ritter in Accon", das in der Umarbeitung (VII. 117) „Bertram

von Dietrichstein" betitelt wurde; dies Drama hatte auch gleich nach seinem Erscheinen Aufsehen erregt, wie kaum eine Dichtung jener Zeit, welche in Oesterreich entstanden ist, und reihte seinen Verfasser den besten Talenten der Zeit an. Meisterhafte Behandlung des Dialogs, Klarheit der ganzen Handlung, strenge Beobachtung der poetischen Gesetze sind nicht die geringsten Vorzüge dieses Schauspiels, über welches der strenge Recensent der „oberdeutschen Literaturzeitung" [1]) sich äußert: „Alles, was man darüber zum Lobe des Hrn. Verfassers sagen könnte, würde vielleicht für diejenigen, die das Stück nicht selbst gelesen oder auf der Bühne gut vorgestellt gesehen haben, zu schmeichelhaft scheinen. Der Stoff des Stückes, aus der Geschichte des 13ten Jahrhundertes genommen, ist vortrefflich gewählt, der Plan wohl durchgedacht, gut geordnet und handlungsvoll. Der Dialog würde dem großen Schöpfer Nathans des Weisen keine Unehre machen. Die Charaktere sind so treffend und natürlich gezeichnet, daß man bey Durchlesung des Stückes ein lebendiges Galleriegemählde dieser geschilderten Personen vor sich sieht." Der Recensent schließt die ausführliche, zahlreich mit Citaten illustrirte Besprechung mit der Zuversicht, „daß der Leser bey Durchgehung der deutschen Ritter in Accon oder der Kenner bey Vorstellung derselben gerne beystimmen werde: Kalchberg verdiene unter den deutschen Schriftstellern wirklich einen klassischen Rang".

Die Handlung des Stückes gemahnt allerdings wieder an Lessing, und zwar mehr noch, als „die Tempelherren" (z. B. die überraschende Erkennungsscene zwischen Ida und Emina im fünften Akte), dennoch geht der Dichter in der Haupthandlung seinen eigenen Weg und, daß es ihm gelungen ist, Lessing's Ton zu treffen, dürfte bei dem Zustande der damaligen österreichischen Literaturverhältnisse eher ein Vorzug als ein Nachtheil zu nennen sein, wie ja die oben citirte Besprechung es auch ausdrücklich betont. Ja die deutschen Ritter in Accon erhalten dadurch eine besondere literarhistorische Bedeu-

---

[1]) Jahrgang 1796. CLII. Stück ddo 21. December (S. 1198).

tung, so viele Nachbeter des Götz, Werther und anderer Erzeugnisse der Kraftgenieperiode auch aufgetreten, wenige Nachahmer von Lessing's dramatischer Dichtung kennt die Literargeschichte.

Uebrigens wird man nur im Aeußeren einige Anhaltspunkte zur Vergleichung „der deutschen Ritter in Accon" und des „Nathan" finden, etwa den historischen Hintergrund, da beide Stücke in derselben Zeitperiode spielen; die schon erwähnte überraschende Scene in der in Emina, der Favoritin des Sultans, der Geliebten Bertram's, die Schwester Ida's entdeckt wird, und die Gestalt des Sultans Khalil, welche freilich mit Saladin nichts gemein hat, als den Rang. — Bertram von Dietrichstein selbst ist eine männliche Heldenfigur, wie sie Kalchberg so gerne in seinen Dramen zeichnet, voll echter Ritterlichkeit, die sich in vielen Scenen des Stückes herzgewinnend kundgibt. Ihm gegenüber steht die liebliche Frauengestalt Ida, das deutsche Weib, welches treu an seinem Gatten hängt und Emina, die Bertram mit einer solchen Gluth liebt. Die ganze Handlung ist fesselnd, voll dramatischen Lebens, der Schluß des fünften Actes überraschend und doch nicht gesucht. Die Charakterzeichnung zeigt sich nirgends zu grell, psychologische Vorgänge erscheinen überall richtig motivirt, so der Entschluß Bertram's, den gefangenen Gatten Ida's, die er früher selbst geliebt, zu retten, nachdem sie den Ritter auf den Knien darum bittet und beschwört; ich lasse diese Stelle (Schluß des dritten Actes) zugleich als Probe der schönen Diction folgen:

Bertram (hebt sie auf).

Um Gottes Willen, Weib, was forderst du? —
Allmächt'ge Weisheit! zeig' mir doch das Mittel,
Die Thränen dieser Dulderin zu trocknen! —
Welch' ein Gedanke blitzt durch meine Seele!
Wie? Möglich wär's, doch schrecklich die Gefahr. —
Kühn, ohne Beispiel kühn. — Was schadet dieß?
Nicht mir, der Menschheit zeugte mich Natur;
Sie gab, nur ihr zu nützen, uns dieß Leben.
Und Seligkeit ist's für den braven Mann,
Es froh zum Wohl der Brüder hinzuhauchen.

Beschlossen, ja beschlossen bleibt's, ich wag's,
Und biethe Trotz den Hunderttausenden. —
Nun, Ida, freue dich —

Ida (einfallend).
Du bringst ihn mir?

Bertram (umarmt und küßt sie).
Mit diesem Kuß versiegelt Bertram jetzt
Den großen Schwur; bey Gott und Ewigkeit!
Nicht eh' zurückzukehren, dann er bringe
Dir deinen Gatten wieder. — Lebe wohl;
Sey ruhig, hoffe. Morgen siehst du mich
Mit Wilhelm — oder ewig nimmer. (Eilt ab.)

Ida (allein).
Allgütig Wesen! schick von deinem Throne
Jetzt zum Geleiter einen Schutzgeist ihm,
Daß er im Sturme der Gefahr bestehe,
Mir glücklich wieder bring' das Einzige,
Wonach sich meine bange Seele sehnt.
(Sinkt wehmüthig auf einen Stuhl. Langsam fällt der Vorhang.)

Noch ein dramatisches Gedicht erschien aus Kalchberg's Feder: „Attilla, König der Hunnen", im Jahre 1806 (IX. 1.), zwei Jahre früher, als der wildphantastische Zacharias Werner seine romantische Tragödie unter gleichem Titel veröffentlichte. Charakter und Inhalt des Stückes bezeichnet der später geänderte Titel: „Attilas Tod". Hildegunde und Attila sind hier die beiden in den Vordergrund tretenden Gestalten. Die schönen Scenen zwischen Walther und Hildegunde geben dem Dichter Gelegenheit, sein Talent hie und da aufleuchten zu lassen; im Ganzen fehlt dem Stücke die Einheit, und das Interesse für die Hauptgestalt, nach der es betitelt ist, kann nicht rege werden. Die Scenen der letzten zwei Acte sind jedoch von großer dramatischer Wirkung und die psychologische Entwicklung von Hildegundens Entschluß, Attila zu ermorden, ist vortrefflich in einem formschönen Monologe geschildert.

Mit dem „Attila“ schließt Kalchberg's dramatische Thätigkeit, obwohl der Dichter noch zwanzig Jahre länger lebte; er fühlte es selbst, daß er in den „Deutschen Rittern in Accon“ den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens erklommen; es mögen wohl äußere, traurige Umstände, deren seine letzten Lebensjahre so viele aufzuweisen haben, ihn von der Dichtkunst ganz abgewendet haben, seine historischen Studien, seine eifrige Thätigkeit bei der Gründung des „Joanneums“ ließen ihn nicht mehr jener Muse sich zuwenden, welche ihm immer so freundlich zur Seite gestanden.

Kalchberg's dramatische Werke wurden, wie erwähnt, nicht selten auf der Bühne zur Darstellung gebracht, auch in Deutschland, vor Allem aber in Oesterreich, und insbesondere natürlich auf den Bühnen Innerösterreichs; die bedeutendsten derselben zu jener Zeit dürften diejenigen in Graz und in Klagenfurt sein. Unter den damaligen Dramatikern Oesterreichs behauptet Kalchberg jedenfalls den ersten, den hervorragendsten Rang.

Wir dürfen jedoch des Dichters Thätigkeit auf lyrischem, beziehungsweise lyrisch-epischem Gebiete auch nicht unterschätzen; Kalchberg gehört auch hier zu den Ersten, welche in Steiermark dasselbe ebenfalls mit Erfolg betreten hatten. Schon in einigen Grazer Zeitschriften, ebenso in den Wiener Musenalmanachen[1]) erschienen Gedichte Kalchberg's vor der Oeffentlichkeit und errangen eben so viel Beifall, wie die besten Beiträge jener Almanache. Eine Sammlung seiner „Lyrischen Gedichte“ wurde zuerst im Jahre 1788 durch den Druck veröffentlicht [2]). Die ältesten derselben zeigen vielfach Anklänge an die Jugendlectüre, an Klopstock, Schiller, Lessing, Gellert, Gleim, Uz und andere Dichter aus der Glanzperiode des achtzehnten Jahrhunderts, deren eifriger Lectüre sich Kalchberg, wie wir wissen, hingegeben. Alles Süßliche sehen wir in den späteren Gedichten vermieden, eine schöne Liebe zum Vaterland, eine warme Empfänglichkeit für

[1]) Vergl. „Wiener Musenalmanach“, Jahrgang 1787, 1788.

[2]) Die „Gedichte“ befinden sich im I. Bande der „Sämmtl. Werke“.

alles Schöne und Edle zeigt sich in diesen Strophen, die nur selten dem Geschmacke der Zeit, lüsterne Liebesscenen u. dergl. zu schildern, huldigen, vielmehr sittlichen Ernst und gereiftes männliches Gemüth verrathen. Wohl tönt auch mancher Klageton durch diese zumeist heiteren Gesänge und zeigt uns den Dichter im Trauergewande der Melancholie, welche aber nicht gemacht ist, wie diejenige eines Matthisson und anderer Zeitgenossen. An der Form, insbesondere an der Reinheit des Reimes könnte man in Kalchberg's Poesien manches auszusetzen finden; wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß man derartige Verstöße zu jener Zeit gar nicht als solche betrachtete, und beispielsweise wird man in Schiller's Gedichten dieselbe Bemerkung machen können, wenigstens in den Gedichten der ersten Periode. Ein besonderes Verdienst gebührt Kalchberg dafür, daß er schon früh die Ballade und Romanze pflegte, eine Dichtungsart, der die große Zahl der gewöhnlichen Lyriker keine Aufmerksamkeit schenkte, da das epische, ich möchte sagen dramatische Talent den meisten abging, welches der erzählende Dichter besitzen muß [1]).

Leider konnte ich die älteste Ausgabe der „Lyrischen Gedichte" nicht erlangen; die erste, welche mir zur Verfügung steht, datirt aus dem Jahre 1793 [2]). Eine anläßlich des Erscheinens dieser Sammlung publicirte Recension [3]) rühmte „Kalchberg's Eleganz und Reinheit der Sprache, ungekünstelte Nachbildung der einfachen schönen Natur, prunklose Einfachheit oder natürliche Erhabenheit (nach Ver-

---

[1]) Vergl. die Ballade Kalchberg's in Beilage Nr. I.

[2]) Sie bildet den I. Band einer schon damals veranstalteten Gesammtausgabe bis dahin erschienener Werke Kalchberg's, die den Haupttitel führt: „Gesammelte Werke von Johann von Kalchberg, des H. R. R. Ritter und Landmann in Steyer, Hrn. auf Pichl, Zehntgrub und Sommerhof, der Arkadischen Gesellschaft in Rom, und der Akademie höherer Wissenschaften in Jena Mitglied". Grätz. 1793. Gedruckt bey Michael Ambros auf Kosten des Verfassers, und in Commission in der Simon'schen Buchhandlung.

[3]) Oberd. allg. Literaturzeitung. Jahrgang 1793, St. CVI. v. 6. September (S. 487).

schiedenheit der Gegenstände) im Ausdrucke" und fährt fort: „seine gutgewählten Versarten und dergleichen Vorzüge mehr haben ihm längstens bey dem geschmackvolleren Theile des deutschen Lesepublikums einen ehrenvollen, vorzüglich seit der Erscheinung der „Früchte vaterländischer Musen", Grätz 1789 (wozu er die schönsten und beträchtlichsten Beyträge geliefert hat) (s. u.), ganz unbestrittenen Platz in der Reihe unsrer beliebtesten Dichter, eines Alxingers, Ratschkys, Eulog. Schneiders rc. erworben. Was ihm aber selbst in den Augen der eigentlichen Kunstrichter, der Selbstdichter und wahren Kenner der schönen Litteratur einen vorzüglichen Werth giebt, ist seine Eigenthümlichkeit. Kalchberg's eigene Manier zu dichten weiß den unbedeutendsten Gegenstand in ein so angenehmes Licht zu stellen, seinem Colorite so viel Anmuth zu geben, die Darstellung jeder lieben Kleinigkeit so zu veredeln, daß man mit wahrem Vergnügen bey den meisten seiner Dichtungen verweilt, sich ungern von ihnen trennt, und mit Wohlgefallen nach einer kurzen Trennung wieder zu ihnen zurückkehrt, Rec. hat wenigstens die meisten Gedichte Kalchberg's, die er vor drei Jahren in den „Früchten der vaterländischen Musen" gelesen hat, jetzt wieder mit eben so angenehmen Empfindungen gelesen, wie vormals".

Ich habe schon oben erwähnt, daß Kalchberg's Gedichte zahlreiche Anklänge an die Werke der großen Dichter seiner Zeit enthalten, vor Allem ist er der erste Dichter Inneröſterreichs, der Klopstock's Odenform und Styl nachahmte und in dieser Form keineswegs jenes dithirambischen Schwunges entbehrte, welcher die Schöpfungen des Verfassers der Messiade erhebt. Kräftige, markige Sprache, Gewandtheit und Ungezwungenheit innerhalb der metrischen Schranken zeichnen die Oden Kalchberg's vor denen anderer österreichischer Dichter aus; er dürfte unter den Letzteren in dieser Beziehung etwa mit Denis und Mastalier verglichen werden können, unterscheidet sich von diesen Dichtern aber wieder dadurch, daß er mehr einen elegisch-klagenden Ton in seinen Oden anschlägt und die Stimmung durch denselben trefflich zu zeichnen versteht. Man höre ein Beispiel (I. 23):

Erinnerung.

Traurig und einsam sitz' ich hier, umhüllet
Von den Flügeln der Nacht, in öder Halle:
Und die Schatten meiner genoß'nen Freuden
Schweben vor mir hin.

Wandelnd und traurig lächeln ihrem Lieben
Sie im weißen Gewand'; — ich will sie haschen,
Doch wie Traumgestalten entschwinden sie mir [1])
Schnell aus den Armen.

O welch ein Strom der Wonne floß mir aus der
Vorzeit Urne! Du, lieber Mond; der du so
Traulich auf mich Trauernden niederblickest,
Hast es gesehen.

Thränen der Wonne flimmerten an meinen
Wangen, wenn ich, bestrahlt von deinem sanften
Schimmer, wonnetrunken mein Liebchen an das
Pochende Herz schloß.

Wenn ich an ihre Seite festgeschmieget,
Arm in Arm, auf der bunten Flur einherging,
Und ein Blümchen pflückte zu schmücken ihren
Schwellenden Busen.

Freundlich und dankend nickte sie dem Jüngling,
Küßte zärtlich das Blümchen, drückte mir den
Arm, daß himmlischsüßes Erbeben in die
Seele mir schau'rte.

Hundert Mahl saßen wir an jenes Bächleins
Ufer, horchten der Nachtigall, und sahen,
Wie das Bild des Mondes auf Silberwellen
Zitternd dahinfloß.

Aber die Hand der Zeit riß meinen Nahmen
Aus der Seele des Mädchens! Ruhe, Holdinn,
Werd' uns beyden: dir an des Gatten Busen —
Mir in dem Grabe.

---

[1]) „Aber gleich Irrlichtern entschwinden sie mir." Ausgabe von 1793.

Unter den früheren Poesien lassen einige nach Form und Inhalt auf das Bestimmteste den Einfluß Schiller's ersehen, so die Gedichte „An Marianen" (I. 12), „Adolph an Gabrielen" (I. 72). Bemerkenswerth erscheint es auch, daß wir bei Kalchberg als einem der ersten in Oesterreich der Form des Sonnets begegnen, einer Dichtungsgattung, die er in den Gedichten: „Die Liebe", „Einst und Jetzt", „An die Ruhe", „Die Macht der Liebe" und „Hulda" (I. 105 ff.) zur Anwendung brachte. Es ist selbstverständlich, daß an kleinen lyrischen Tändeleien, welche noch an die Anakreontik gemahnen, bei Kalchberg kein Mangel ist; Scherz und Humor findet sich hier und da ebenfalls vertreten und einige Fabeln zeigen das Bestreben, den Bahnen zu folgen, die Gellert, Pfeffel und Lichtwer eingeschlagen haben.

Es bleibt mir nun noch übrig, eines Unternehmens zu erwähnen, mit welchem Kalchberg eine Art Musenalmanach Steiermarks begründete, der sich an die deutsche beziehungsweise Wiener Musenalmanach-Literatur anschloß. Im Jahre 1789 erschien nämlich (bei Leykam in Graz) ein Bändchen „Früchte vaterländischer Musen" (herausgegeben zum Besten der leidenden Menschheit), dem 1790 ein zweites folgte. Der Herausgeber und zugleich Hauptmitarbeiter war Kalchberg. Als vaterländisches Unternehmen bezeichnet es schon das Motto des ersten Bändchens aus einer Ode Klopstock's:

> Was that dir, Thor, dein Vaterland?
> Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
> Bei seines Namens Schall! —

Aber auch das allgemeinste literarhistorische Interesse verdient es, da wir es hier mit der ersten derartigen Sammlung Innerösterreichs zu thun haben, in der auch Kalchberg seine ersten Balladen veröffentlichte. Die ganze Sammlung ist sehr gut zusammengestellt und macht, was ich ausdrücklich betone, einen viel ernsteren Eindruck, als die frühesten „Wiener Musenalmanache", welche denn doch manches mehr oder weniger Anstößige enthalten, was selbst der Geschmack der Zeit kaum entschuldigen kann. Das erste Bändchen der

„Früchte vaterländischer Musen" ist „Ihrer Königlichen Hoheit Marianne, Erzherzogin von Oesterreich" gewidmet.

Ein Widmungsgedicht des Herausgebers (der sich auf dem Titel nicht nennt) eröffnet die Sammlung, welche Dichtungen der bedeutenderen poetischen Talente Innerösterreichs vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bringt und außer Kalchberg noch folgende Namen, auf deren einige ich noch weiter unten zu sprechen komme, umfaßt: Jos. Eust. König, J. J. Scheiger, Franz Schram, Xav. Ad. v. Unruhe, A** L**r. (Alois v. Leitner?), Johanna Gr. v. W**d. (Wurmbrand?) und einige Dichter und Dichterinnen, deren Namen sich hinter dem Anfangs- oder Endbuchstaben derselben verbergen. Der lyrische Ton wiegt im Allgemeinem in der Sammlung vor, insbesondere das kleinere Lied, das Sinngedicht und die Ode. Kalchberg hat hier seine Balladen „Heinz von Plaßman", „Hans von Stein u. Hedwig von Wagen", und „Andreas Eberhard von Rauber und Helene Schersegin" veröffentlicht.

Auf J. E. König's treffliche Sinngedichte, die sich in der Sammlung vorfinden, komme ich noch zurück. Im ersten Bändchen findet man außerdem einen Beitrag in der dramatischen Form des Dialogs: „Das Nordlicht" (Verfasser ist v. Unruhe) und eine ähnliche Dichtung von demselben Verfasser, betitelt „Eine Szene aus dem Landleben".

Nach ihrem Erscheinen wurden die „Früchte vaterländischer Musen" von manchen Seiten angegriffen, insbesondere von Seite einer gewissen Clique des „Wiener Musenalmanachs", die wohl mit Neid auf dieses in einer Provinzialstadt begonnene und doch rasch emporgekommene Unternehmen blickte, deshalb auch das Bürger'sche Motto des zweiten Bändchens:

Wann dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dieß zum Troste sagen,
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen. — [1])

---

[1]) Eine Auswahl von kleineren Poesien hier nicht besonders besprochener Verfasser aus den „Früchten vaterländischer Musen" folgt in Beilage IV.

Es erübrigt nun noch, um das Bild von der schriftstellerischen Thätigkeit Kalchberg's abzurunden und vollständig zu machen, seiner in Prosa verfaßten Schriften zu erwähnen und ihren Charakter in Kurzem darzulegen. Der Dichter veröffentlichte im Jahre 1800 zwei Bände „historische Skizzen", welche Erzählungen und Darstellungen aus der Geschichte des engeren und weiteren Heimatlandes enthielten. Aus verschiedenen Quellen geschöpft sind diese Skizzen zum Theil in dramatischer Form abgefaßt, sie erzählen in schlichtem einfachem Tone, haben aber alle einen gewissen fesselnden Reiz, der besonders zur Zeit ihres Erscheinens auf die Gemüther große Wirkung ausübte, so daß Kalchberg durch diese Darstellungen auch einer der beliebtesten damaligen Erzähler Oesterreichs wurde.

Aehnliche historische Bilder und Skizzen veröffentlichte später Kalchberg in Zeitschriften und an anderen Orten [1]). Mögen dieselben vielleicht auch mitunter von geringerer poetischer Bedeutung sein, so hat Kalchberg durch diese Arbeiten doch eine Gattung volksthümlicher Literatur angebahnt, welche das Interesse für die Geschichte des Vaterlandes in alle Schichten der Bevölkerung trug; daß dies wirklich der Fall gewesen, erweisen Kalchberg's eigene Worte [2]): „Auch hatte er (Kalchberg) das Vergnügen zu bemerken, daß sich das Interesse an der Vaterlandsgeschichte (in Folge dieser Arbeiten) bis zu den unteren Ständen verbreitete." Da sich der Dichter in seinen letzten Lebensjahren ausschließlich mit historischen Forschungen beschäftigte, wie ja die Geschichte die Grundlage seiner ganzen schriftstellerischen und poetischen Thätigkeit bildet, so enthalten seine späteren diesbezüglichen Publicationen auch in streng historischer Hinsicht viel schätzenswerthes Material. Insbesondere ist als eine musterhafte Arbeit zu erwähnen die Abhandlung: „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks" (V. 3), zu welcher Kalchberg zahlreiche

---

[1]) So im „Aufmerksamen", in der später beginnenden „Steyermärkischen Zeitschrift" u. s. w.

[2]) „Archiv für Geogr. Histor. Staats- und Kriegskunst." Wien 1816. S. 634.

ungedruckte Quellen benützte und die heutzutage fast denselben wissenschaftlichen Werth besitzt, als zur Zeit ihres Erscheinens. Auch die Erzählungen selbst sind theilweise aus weniger zugänglichen Quellen geschöpft; Valvassor, andere seltene Geschichtswerke, handschriftliche Chroniken u. dgl. hat Kalchberg gewöhnlich benützt, viel jedoch auch phantastisch gestaltet und umgebildet.

Die Schreibweise ist oft eine Concession an den Geschmack der Zeit. Manche dieser Erzählungen würden heutzutage durch lüsterne Stellen Anstoß erregen, damals entsprachen sie, wie erwähnt, der herrschenden Geschmacksrichtung. Schwülstigkeit und Schwerfälligkeit tritt nirgends hervor, Kalchberg erzählt einfach und fesselt oft gerade durch Natürlichkeit.

Kalchberg's kleinere Arbeiten, Beschreibungen von Reisen in seiner Heimat u. dgl. bieten recht frische Schilderungen der heimatlichen Berge und Thäler und zeugen zugleich von des Dichters Liebe zu denselben, wie er ja stets ein so warmer Vaterlandsfreund gewesen ist.

Ein Band zum Theil ungedruckter Skizzen und Gedichte Kalchberg's befindet sich in meinen Händen, er enthält noch manches Schätzenswerthe an poetischem und historischen Material [1]).

Ich komme nun zu einer anderen auf dichterischem Gebiete hervorragenderen Persönlichkeit, welche in Graz als Zeitgenosse Kalchberg's weilte und besonders auf dem Felde des Humors Anerkennenswerthes leistete, es ist dies der Epigrammatiker König.

---

[1]) Einige bisher unveröffentlichte Gedichte auch hieraus folgen in Beilage III. Eine neue Ausgabe oder wenigstens Auswahl der trefflichen Schriften Kalchberg's wäre eine Ehrenpflicht seines Volkes und würde heute noch des hohen poetischen Werthes derselben wegen zahlreiche Abnehmer finden. Man druckt so viel unnützes Zeug, warum sollen die Schöpfungen des bedeutendsten poetischen Talentes, welches Steiermark im vorigen Jahrhunderte aufweist, vergessen und nun für den, der sie kennen lernen möchte, absolut unzugänglich sein? Selbst das „Spannende“ und „Picante“, wenn es nun schon einmal sein muß, wird der Leser nicht vermissen.

Josef Eustach König war im Jahre 1758 in der Hauptstadt Graz geboren und wurde in Wien zum Doctor der Rechte promovirt, nachdem er zu Grätz die „Humaniora" und Philosophie absolvirt hatte. Er bekleidete sodann in seiner Vaterstadt die Stelle eines Advocaten und zeigte sich in dieser Eigenschaft ebenso geschickt als unparteiisch und uneigennützig. Wie seine Rechtskenntniß, so war jedoch auch seine „Kenntniß in den unsterblichen Werken der alten griechischen und römischen Classiker" groß. König besaß eine Bibliothek, wie man sie nur selten bei Privatpersonen findet; sie enthielt die besten Werke aus jedem Fache der Literatur, kostete dem Eigenthümer über 30.000 Gulden und war jedenfalls, neben der großen öffentlichen Bibliothek, zu jener Zeit die größte Büchersammlung in Graz. Auch Mineralien und Gemälde sammelte König. Nächst dem Schlosse Eggenberg bei der Stadt besaß er einen Weingarten, hier ließ er ein kleines Theater erbauen und von seinen Freunden und Bekannten, die sich um ihn versammelten, wurden hier öfter neuere dramatische Producte aufgeführt; auch auf der Bühne soll sich König sehr geschickt und gewandt benommen haben, wie Zeitgenossen und „Kenner, die ihn spielen sahen", rühmen. Zu Ende der Achtziger-Jahre veröffentlichte Dr. König eine Reihe von Gedichten, nachdem er schon früher sich an mehreren Journalen als Mitarbeiter betheiligt hatte. Seine Gedichte faßte er meist in epigrammatisch zugespitzter Form ab. In der „Skitze von Grätz" heißt es von ihm, daß er „Laune, Witz, Naivität und überhaupt den Geist eines Marzial's besaß". „Es ist," fährt der Verfasser fort, „itzt wahrhaft eine Seltenheit, wenn ein Priester der Themis zugleich den Musen opfert! König besitzt die Kunst, sich die Liebe beider Gottheiten in einem gleich hohen Grade zu gewinnen und zu erhalten." Diese Urtheile gelten nun freilich für das damalige Literaturleben in Oesterreich und speciell Steiermark. Der Wiener Musenalmanach vom Jahre 1792 enthält ebenfalls mehrere der epigrammatischen und anderen Poesien König's. Zur Charakteristik des Dichters lasse ich dieselben nachstehend folgen:

X und Y.

Ein Theatergespräch.

X.

Nicht wahr? recht göttlich spielt Babet?
Die weiß Affekte zu erwecken?

Y.

Gewiß — denn jedermann fühlt, wenn sie auftritt, Schrecken,
Mitleiden, wenn sie spielt — und Freude, wenn sie geht.

Der Bauer und der Domprobst.

Paul schleppt' einst kümmerlich mit seinem hagern Rosse
Auf einem schmalen Weg ein schweres Fuder Heu
Dicht an der stattlichen Karosse
Des fetten Domprobst's Groll vorbey,
Und stieß an Groll's vergoldte Räderspeichen.
Ha! schrie erboßt der heil'ge Mann,
Du grober Bauernkerl! kannst du nicht seitwärts weichen?
Man sieht es deinem Wanst wohl an,
Daß du weit mehr gefressen und gesoffen!
Als du gelernet hast. — Hochwürdiger, getroffen!
Sprach Paul, doch hörtet ihr auch gern
Die Ursach, so wißt: was wir Bauern verzehren,
Verschaffen wir selbst uns. Mit Predigt und Lehren
Versehen uns aber die geistlichen Herrn.

Der Brillenkrämer und der Gerichtsverwalter.

Brillenkrämer.

Kauft mir Brillen ab, o Herr!
Die zeigt klein — die etwas grösser.

Gerichtsverwalter.

Brauche keine Brillen mehr;
Durch die Finger sehn, taugt besser.

Der Minister auf der Leichenbahre.

Auf dieser Bahre hier liegt der Minister N.
Nun kann zum erstenmahl ihn jeder gratis sehn.

Carpe Diem!

Laßt eilends uns leben!
Denn sehet, es schweben
Die Jahre vorbey
Als wären sie Spreu.

Drum eilet, ach, eilet!
Indeß ihr verweilet,
Raubt, was euch heut freut,
Schon morgen die Zeit.

Im lustigen Reihen
Sich scherzend erfreuen,
So oft man es kann
Ist weislich gethan.

Wie bald sind die Stunden
Des Frohsinns verschwunden?
Ach Freunde, seyd klug,
Und hascht sie im Flug.

Wie oft liegt der Rose
Ein Würmchen im Schoose!
Die heute noch glüht,
Ist morgen verblüht.

Was wollt ihr viel sorgen?
Wer weiß, lebt ihr morgen?
O kargt mit der Zeit
Und trinket noch heut!

So laßt uns denn scherzen
Mit freudigem Herzen,
Und, klopft einst Freund Hain,
Frisch rufen: Herein!!

Daran möge sich eine Reihe von Sinngedichten schließen, die den „Früchten vaterländischer Musen" entnommen sind:

Gespräch zwischen einem geistlichen Fürsten, der in's Feld zieht, und einem Bauern.

Bauer.

Ei, gottgeweihter Held!
Wie? Ziemt sich's wohl, daß Eure fürstlich Gnaden
Als Priester — mit den Waffen sich beladen?

Bischof.

— — — Lieber Sohn,
Ich bin ja zweifach an Person,
Ein Fürst im Feld — ein Priester am Altar,
Dort führ' ich Speer und Schild und hier Ornat und Kragen.

Bauer.

Habt Dank der Antwort! O das ist fürwahr
Recht sehr begreiflich — sonnenklar!
Nur eins erlaubt mir noch zu fragen:
Wenn Belzebub vielleicht den Fürsten holen soll,
Wohin fährt dann der Bischof wohl?

Soldat und Bauer.

Soldat. Wie kommt's, daß eure Galgen leer?
Bauer. S' kömmt von der letzten Werbung her.

Grabschrift.

Hier liegt der Herr Paphnutius,
Er war Minister Publicus,
Doch seine Frau Lukrezia,
Die war noch magis publica.

Seufzer eines Trinkers.

Wie traurig ist der Menschheit Los!
Denn seht, die Weinbeer sind — nicht wie die Kürbis groß!

Der Todtengräber und sein Weib.

Sie. Warum bist heut' so lustig, lieber Mann?
Er. Es kamen wiederum zween neue Aerzte an!

Gedanken bei einem Kirchhofe.

Von einem großen Maskenballe
Entschlichen taumelnd sie nach Haus;
Und seht! — hier schlafen sie nun Alle
Den großen Rausch des Lebens aus.

Er und Sie.

Sie.

O Männchen laß das Zechen seyn!
Du saufst dir noch den Tod hinein.

Er.

Bin immer wohl.

Sie.

Ei, traue nicht!
Das Krüglein geht zum Brunnen, bis es bricht.

Er.

Du närrisch Weib, was schiert mich das?
Mein Krüglein geht ja nicht zum Brunnen — nur zum Faß.

Ein anderes mehrstrophiges Gedicht König's, das diese kleine Auswahl abschließen soll, fügt sich ganz dem herrschenden Geschmacke der Zeitpoesie, etwa den elegischen Liedern eines Matthisson, Salis, Miller oder der Stollberge an; es ist zugleich ein neuer Beweis für die Fühlung, in der sich Inneröfterreichs Poeten mit dem dichterischen Deutschland fortwährend erhielten.

An den Mond.

Ist doch ein guter, alter Knab'
Der liebe Mond und sieht
So freundlich auf den Kranz herab,
Der manches Grab umzieht,

Und spiegelt sich im Rasenthau,
Der auf den Kirchhof fließt,
Bis wiederum das Morgengrau
Am Himmel sich ergießt.

Im Wolkenschlafrock sitzt er da
Mit seiner grauen Mütz',
Recht, wie ein alter Großpapa
In seinem Ahnensitz.
Guckt lächelnd durch den Eichengang
Mit seinem Silberbart,
Wo mancher Junge stundenlang
Auf die Geliebte harrt.

Und sieht er, wie die Lieben sich
An seinem holden Schein
So traulich und so inniglich
Erquicken und erfreu'n,
Dann lächelt er — und gießt herab
Des holden Schimmers mehr:
Ist doch ein guter, alter Knab'
Der liebe Mondschein, der.

Viele Gedichte König's, unter anderen „eine metamorphosirte (?) Geschichte der Erschaffung der Welt", welche im Drucke erschienen sind, kamen leider weder unter das Publicum, noch sind sie heutzutage irgendwie zugänglich und werden wohl nun auch für immer unbekannt bleiben. Eustach König wurde durch Kaiser Franz in den Adelstand erhoben, aber gerade als er auf der Bahre lag, langte das Diplom ein; er starb am 21. December 1795 in dem Hause Nr. 240 am Hauptwachplatze in dem besten Mannesalter von 37 Jahren.

Aus den angeführten Proben kann man sich beiläufig ein Bild von König's Talent entwerfen, und wie wenig echtes dichterisches Feuer in seinen Versen auch glühen mag, das Verdienst muß man ihm zusprechen, an Witz und Schlagfertigkeit die Epigrammatiker der „Wiener Musenalmanache" mindestens erreicht zu haben und dabei doch innerhalb der Grenzen des Anstandes geblieben zu sein, den

wir, wie ich schon bemerkt, in jenen Almanachen, besonders unter Blumauer's Leitung, vermissen.

König gilt auch wohl für den Verfasser der allerdings sehr witzig gezeichneten „Skitze von Grätz", die ich schon mehrfach anzuführen Gelegenheit gehabt habe, doch glaube ich nicht, daß jener Mann seine persönliche Bescheidenheit verläugnet und ein so günstiges Urtheil über sich selbst gesprochen hätte, wie das in diesem Werkchen befindliche, wenn er dasselbe abgefaßt hätte.

Eine andere durch ihre Dichtungen im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts in Graz und in Inneröſterreich überhaupt bekannt gewordene Persönlichkeit ist Xav. Ad. v. Unruhe, über dessen Lebensschicksale mir jedoch keine Nachricht aufzufinden möglich war. Der Name dürfte identisch sein mit demjenigen, der sich unter dem Gedichte: „Die Mainacht im Vollmonde", das im „Gratzer literarisch ökonomischen Wochenblatte von 1787" abgedruckt ist, befindet[1]). Darnach hätte Unruhe, der am 6. Januar 1770 geboren ist, in Graz das Lyceum absolvirt und wäre schriftstellerisch thätig in der Hauptstadt Steiermarks verblieben. Können wir dies annehmen, so ist schon in dem erwähnten Gedichte dieses Poeten nicht nur in Ton und in der Stimmung ein trefflicher Nachahmer Hölty'scher Dicht- und Denkweise, sondern dies Gedicht zeigt ihn überhaupt als ein schönes poetisches Talent. Obgleich dasselbe auch „an den Mond" gerichtet ist, finde es doch hier einen Platz zur Charakteristik seines Verfassers:

Wie du Hölty's Liebling warst,
Mond, so bist du meiner:
Wann du dort am Himmel harrst,
Freue ich mich deiner.

Hier auf grüner Rasenbank
Hingegossen, blicke
Ich zum Himmel stillen Dank,
Lach' der Menschen Tücke.

[1]) Vergl. Seite 116 bei der Besprechung des erwähnten Wochenblattes.

Einsam wandelnd horch' ich hier
Philomelens Liede,
Und dein Schimmer lächelt mir
Herzensruh' — und Friede.

Hölty! still gedenke ich
Deiner sanften Lieder,
O Verklärter sieh' auf mich
Erdenwaller nieder.

Sahst einst auch so froh hinauf
Aus der holden Laube,
Spähtest deines Lieblings Lauf
Freudig von der Traube.

Grillen zirpten dann zur Ruh'
Dich in dieser Wonne;
Und vergnügt erwachtest du
Mit der Morgensonne.

Doch der Tod riß früh entzwei
Deine Lebenskette,
Denn schon zehnmal schmückt der Mai
Deines Grabes Stätte.

Stollberg, Voß und Miller streun
Voll von innigem Sehnen,
Frühlingsblümchen dir und weihn
Deiner Asche Thränen.

Die weiteren Gedichte Unruhe's in den „Früchten vaterländischer Musen“ zeugen noch mehr von Begabung; echte Vaterlandsliebe, Verehrung für Helden und Dichter, für alles Große und Schöne, ein sinniges Gemüth strahlt aus den Versen des mit Kalchberg innig befreundeten Dichters hervor. Dabei ist auch der Form die nöthige Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. Man höre z. B. das folgende anakreontische Lied:

Lust am Liebchen.

Auf Mägdeleins rosigen Lippen
Den Honig der Liebe zu nippen
Ist seliger Wonne Genuß!
Mir thät es gar stattiglich munden,
Vom Tode noch würd' ich gesunden
Durch Liebchens entzückenden Kuß!

Eh' ewig und immer ich misse
Den Nektar der mägdlichen Küsse,
Verscharr' ich mich selber in's Grab!
Doch lockte mich's Mundelein wieder
Vom Kreise der seligen Brüder
Vom goldigen Himmel herab.

Mit Recht kann man Unruhe zu einem der aufgeklärtesten Geister unter jenen Dichtern zählen; schon in seinem siebzehnten Jahre schrieb er die nachstehenden, in den „Früchten vaterländischer Musen" befindlichen Zeilen, deren Beziehungen wohl nicht zu verkennen sind:

Der Fürst und der Nachtfalter.

Gustaf war ein feuriger, thatenstrebender Fürst. Vorurtheile auszurotten; Duldung und Aufklärung zu verbreiten, Künste und Wissenschaften zu befördern, und sein Volk so ganz glücklich zu machen, war seiner Zwekke einziger — erster!

Einst wacht' er noch zur Stunde der Mitternacht für's Wohl seines Landes, und entwarf zum Frommen seines Volkes die wohlthätigsten Pläne, und sann entworfene nach, wie er sie ausführen könne. Ein Nachtfalter flatterte, wie unsre Erde um die Sonne, um den Lichtkreis der Nachtlampe, und schien sich an dessen Flimmer zu sonnen. Lange sah Gustaf dem Thierchen zu, wie es nach Licht strebte, sich mählig demselben näherte, endlich hineinstürzte und sich die Flügelchen verbrannte.

„Armer Schelm, sprach Gustaf, wußtest du nicht, daß man sich dem Licht nicht zu sehr nähern dürfe, leide nun die Folgen deiner Unvorsichtigkeit." —

„Mensch, wimmerte das Thierchen, spotte nicht mein; auch Tausende deiner Unterthanen können das Licht nicht ertragen."

Auch Unruhe gehörte zu jenen Dichtern der Steiermark, welche der Ode nach dem Vorbilde eines Klopstock und Denis besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, Liebe und Sehnsucht besang er in elegischem Tone derselben in den schönen antiken Strophen, deren edle Sprache die Jugend des Dichters ganz vergessen läßt. Eine dieser Oden beschließe die Besprechung des jugendlichen und dennoch manchmal so gedankenreichen Dichters, über dessen letzte Lebensumstände ein so tiefes Dunkel gebreitet liegt [1]).

An die Entfernte.

August 1789.

Bist zur ew'gen Quelle geworden, Auge!
Bist du? Thränest, thränest ja immer grosse
Perlen! Kaum entzitterte deinen Wimpern
Eine der Thränen;

(Sieh, hier im Geringel der blonden Lokken
Bebt sie noch, hold flimmernd im Mondenstrale,
Wie im Morgengolde der Thau am zarten
Spinnengewebe.)

Und schon nezzet wieder ein Silbertropfen
Diese Wange; gleitet hinab zu folgen
Den entrollten Tausenden. Auge! bist zur
Quelle geworden?

Marianne! perlet in's blaue Auge
Dir kein Thränchen, denkest des trauten Jünglings
Du? Hebt deinen Busen dann Sehnsucht nach dem
Fernen Geliebten?

Wehmuth — bitt're Wehmuth im Blikke seh' ich
Hin nach Osten; neide des Murstroms Ufer,
Neide seine Wogen, die dich umtosen,
Inniggeliebte! —

[1]) Doch scheint er frühzeitig gestorben zu sein.

Traurig hängt am Himmel die Mondensichel,
Holdes, schönes Auge der Nacht, du wandelst
Düster deinen Hügel hinan. O flüstre
Silberner Nachtsohn!

Wallst du meiner Einziggeliebten Fenster
Sanft vorüber, flüstre der Trauten: Adolf
Nennt den fernen Ufern der Donau deinen
Zärtlichen Namen.

In der Schilderung des Journal- und Zeitungswesens von Inneröfterreich zu Ende des in Rede stehenden Jahrhunderts schon erwähnte ich[1]) der Gebrüder Leitner, die sich eifrigst an der Tagesliteratur als Mitarbeiter betheiligten und insbesondere derselben einen mehr literarisch-belletristischen Anstrich zu verleihen suchten.

Alois Vinc. v. Leitner, einer dieser Brüder, ist denn auch unter den Dichtern jener Periode zu nennen. Als Sohn des Kämmerers Cajetan Ign. v. Leitner im Jahre 1765 geboren, hatte er seine Studien am Lyceum vollendet, trat bald darauf als Schriftsteller und Dichter auf und starb als Gubernial-Registraturs-Director in Graz im Jahre 1818. Aufsätze verschiedener Natur finden sich in dem schon früher erwähnten „Sonnabends Anhang zur Gräzer Zeitung". Anonym (oder eigentlich nur unter der Chiffre A** L**r) erschienen Gedichte Alois Leitner's in den „Früchten vaterländischer Musen". Die Liebe und die Natur sind es vor Allem, welche Leitner besingt; besonders seine Liebeslieder erinnern noch lebhaft an die Schäfergedichte und an die Anakreontiker, welchen er manchen echt poetischen Zug abgelauscht hat. Gleim und Uz sind es vor Allen, die er sich zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Man höre etwa das Gedicht:

Amynt an Lalagen.

Komm, Lalage! der Stern der Liebe
Erwachte winkend schon!
Komm! reiche mir so heisser Triebe
Verdienten Lohn!

---

[1]) Vergl. Seite 90.

Der Abend mehrt mit grauem Schleier
Der Büsche Dunkelheit!
Nun athmet feuriger und freier
Die Zärtlichkeit. — —

Ich hab' aus Moos und Rosenblättern
Ein Lager uns bereit't,
In einer Laub', den Liebesgöttern
Und dir geweiht.

O komm! du Wonne meiner Seele!
Komm, und beglükke mich!
Mehr als ein dürstend Reh die Quelle
Verlang ich dich!

Soll Schüchternheit dein Herz besiegen,
Das furchtsam nie genießt;
Kannst du der Mutter Aug nie trügen
Durch Mädchenlist?

O, die du schöner, als Dione
Und jung, wie Hebe bist,
O Lalage! der Schäfer Wonne,
Der Schäfer Zwist!

Warum willst du der Liebe Freuden
Noch immer furchtsam scheu'n?
Nur lüstern andere beneiden?
Nie selbst dich freun?

Ein Sinngedicht der Sammlung schließe sich an dieses Erotikon:

Heurathskompliment.

A.

Das schönste Mädchen schenket dein Geschikke,
Mein Freund, zur Gattinn dir.
Ich nehm' den größten Theil an deinem Glükke! —

B.

Nein! das verbitt' ich mir.

In dem Gedichte „An die Gegend um St. Leonhard" handhabt Leitner auch das antike Metrum, in welchem die Strophen desselben abgefaßt sind, nicht ohne Gewandtheit; ebenso in der „Ode", die in ihrem stolzen Tonfalle eine poetische Kraft aufweist, wie man sie bei wenigen der österreichischen Dichter jener Zeit findet. Dieselbe möge noch hier einen Platz finden:

Wenn im azurnen Aether der Eiche Haupt
Im Kraftgefühle jugendlich sich erhebt,
Und in dem reinen Stralenmeere
Königlich stolzt, und die Lokken sonnet:

Dann zischet fruchtlos unten im Riedegras
Erboßter Nattern Geifer, und nagt umsonst
Die starken, weitzertheilten Wurzeln,
Bis sich die giftigen Zähne leeren!

Wenn einst mein Adler sich von der Felsenburg,
(In der gelagert er nicht in fauler Ruh'
Die Thatenzeiten träg verschlummert;
Sondern mit scharfem und festem Blikke

Die Kreise seines Schwunges im Aether mißt,
Und bis zur Sonne hin die Gefilde späht,
Die einst sein Flügelschlag durcheilet,
Und zu dem Schlage den Fittig stählet,)

Den lang verschobnen muthigen Flug beginnt;
So mag, zehntausend Klafter tief unter ihm,
Ein Rabenheer die Flügel üben,
Und sein Gescharre gen ihn verkehren;

Er wird, die Augen immer der Sonne zu
Sie übersehen, und ihr Gekreische, gleich
Dem Sumpfgequäkke niedrer Frösche
Mit zu erhabenem Ohr nicht hören.

Leider fehlen die Daten über eine etwaige weitere poetische Thätigkeit Leitners[1]).

Von den Dichtern, welche wir als Mitarbeiter an den „Früchten vaterländischer Musen" finden, seien hier noch zwei erwähnt: Franz Schram und J. Scheiger.

Franz Schram ist ein geborener Steiermärker, sein Geburtsjahr dürfte nicht weit von dem des Dichters Kalchberg fallen, ein genaueres Datum liegt nicht vor.

Schram dürfte seine höhere wissenschaftliche Bildung ebenfalls auf dem Grazer Lyceum erhalten haben. Er scheint später in mißliche

---

[1]) Es dürfte passend erscheinen, eine genealogische Uebersicht des Geschlechtes der Familie Leitner zu verzeichnen, da zwei Mitglieder dieser Familie geachtete Schriftsteller zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren, die, wie ich erwähnt, besonders für das geistige Leben Inneröſterreichs von Bedeutung wurden, ein Mitglied derselben Familie aber heutzutage noch einen geachteten Rang unter den poetischen Größen Deutschlands einnimmt.

Michael Leitner

Hanns Leitner

Adam von Leitner geb. 1612, † 1665
Verwalter der gräfl. schwarzenberg'schen Herrschaft Murau,
ddo 3. Juli 1651 in den Reichsadelsstand erhoben.

Ferdinand Friedrich geb. 1651, † 1695.

Karl Gottfried geb. 1718, † 1763, kam nach Graz.

Kajetan Ignaz geb. 1742, † 1811. Einnehmer des Grazer Stadtmagistrats.

Alois Vinc. Fl. geb. 4. Mai 1767. † 22. Febr. 1818, k. k. Gubernial-Registratursdirector zu Graz (siehe oben).	Kajetan Franz geb. 15. Septemb. 1768. † 5. Dezemb. 1805 steierm. ständ. Rechnungs-Rath zu Graz.	Christian Karl Jos. geb. 1771, † 1848.	
Josef Kaj. geb. 28. Jan. 1804, † 16. Mai 1874. ddo. 14. Novemb. 1851 in den österr. Ritterstand erhoben.	Karl Gottfr. Leop. geb. 18. Nov. 1800 erster steierm. Ständesekretär a. D. 2c.	Anton Josef geb. 1802; gest. 1850.	Albin Alois (wurde in den bayrischen Freiherrnstand erhoben).
Eduard Gottfr. Gabr. geb. 1843.			

Eingehendere Angaben finden sich im „Genealogischen Taschenbuch der Ritter- und Adels-Geschlechter. 1877. Brünn." S. 459 ff.

Vermögensumstände gekommen zu sein [1]), immer aber verkehrte er in treuer Freundschaft mit Kalchberg, der ihn auch unterstützte, wo immer er es nur vermochte. Schram's Tod erfolgte wahrscheinlich zu Ende des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts. Die ersten Jahrgänge des „Aufmerksamen" enthalten noch Beiträge von ihm, wir begegnen seinem Namen auch im „Wiener Musenalmanach", in dem mehrerwähnten Grazer „Almanach", ferner in anderen heimatlichen Zeitschriften zu Ende des Jahrhunderts.

Auch Schram ist vorwiegend Lyriker, auch er pflegt die Ode, wie dies die Gedichte „Mein Dank an Born", „An das Schicksal", „An die Hoffnung", „An Hofrath v. Beckchen, bei meiner Abreise in die Schweiz 1786" zeigen, die letztere Ode erinnert an Klopstock's „Zürchersee" oder an den Cyclus „Wingolf", man höre nur den Anfang:

Wenn ein Lüftchen dich grüßt, welches von Westen strömt,
Und die Wangen und Mund, oder dein Auge küßt,
Dann erinnere dich meines
Geistgeflügelten Kußes, Freund!

Winkt ein heiterer Stern, winkt dir der stumme Mond
Der Erinnerung Wink lächelnd in's Seelenaug';
Dann, o Beckchen! dann gedenke,
Daß dein fliehender Sänger winkt.

Auch Schram's Lieder durchzieht alle ein elegischer Ton, der in den kleineren lyrischen Stücken an Hölty und seine Nachfolger häufig erinnert.

Schram gehört übrigens auch zu jenen seltenen österreichischen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts, die oft im Liede einen Theil ihrer philosophischen Weltanschauung niedergelegt haben.

---

[1]) Nach einem in meinen Händen befindlichen Originaltestamente zu schließen, in dem der Dichter Kalchberg bestimmt: „Franz Schram soll die vierzig Gulden, die ich ihm bisher jährlich gab, auch nach meinem Ableben bis zu seinem Tode empfangen."

Ein recht charakteristisches Gedicht Schram's finden wir im „Wiener Musenalmanach" von 1789; es ist überschrieben „An meine Seele" und ich setze einen Theil dieses Poëms hier her:

Wer bist du, du denkendes Schattengesicht,
Du geistiges Flämmchen, du launiges Licht?
Wer bist du, das diese Maschine, so lang
Sie dein bleibt, erhaltet im handelnden Gang?

Was bist du, das oft aus mir scherzet und lacht,
Und weinen und singen und küssen mich macht?
So sag' es, so sing' es, wie heissest du wohl;
Ha Seele? — ja Seele! das lehrte dich Stoll!

Wo wohnst du in diesem begliederten Ich?
In welchem Gefäße befindest du dich?
Wo ist denn dein Plätzchen, du Schattengesicht?
Ich suche dich immer und finde dich nicht.

Was? bist du — unsterblich? ein ewiger Geist,
Der fern're Planeten nach diesem durchreist?
Das wär mir ein Jubel, — o Wonnegefühl!
Dann triebst du mit Engeln sokratisches Spiel.

Dort oben erfängst du manch reizendes Kind,
Viel schöner als unsre Clarissinen sind;
Dort deckt dich die Wohllust in geistiger Ruh
Mit thauigem Fittig und Sonnenstrahl zu! —

Eine andere Richtung verräth der Dichter in dem

Schwanenlied.

An meine Freunde.

Ausgesungen hat der Schwan
Seine kleinen Lieder:
Todesodem weht ihn an,
Sterben will er, Brüder!

Sterben in der Liederwelt
Letzten Abendschimmer:
Leben, wenn es euch gefällt,
Leben will er nimmer.

Denn er ist schon alt genug,
Und weiß auch zu sterben.
Niemand läßt er seinen Flug
Als euch, Brüdern erben.

Erben sollt ihr eures Schwan's
Sanftgeschlung'ne Schwingen;
Denn es läßt sich mancher Kranz
Noch damit erringen.

Mancher Kranz, dem Spiel gebeut,
Und die Minne zollet,
Wenn ihr für Unsterblichkeit
Lieber küssen wollet.

Aus der Laute heben sie
Für die schöne Blöde,
Muntrer Lerchen Simfonie
Nachtigallgeflöthe. u. s. w.

Manche der Lieder Schram's sind von recht glücklichem Humor durchweht, besonders das zweite Bändchen der „Früchte vaterländischer Musen" enthält mehrere dieser Scherze, manche davon gemahnen an Blumauer, in den meisten geht der Dichter seinen eigenen Weg. Eine kleine poetische Anecdote möge das Bild, welches ich von diesem Dichter leider nur in spärlichen Umrissen zu entwerfen im Stande bin, noch, soviel als dies möglich ist, vervollständigen:

Tischgespräch.

Ein Graf, der gern Kapaunen aß,
Lud seinen Pfarrer, den er schätzte,
Zum Abendschmaus und Deckelglas:
Und während man sich so die Gaumen lechzte,
Fiel das Gespräch auf St. Pythagoras.

Man kam von seinen weisen Lehren
Auf seine Träumereien und Chimären,
Die man auch bei Lavatern nicht vermißt.
„Herr," sprach der Pfaff, „wenn's wahr ist, daß Vernichtung,
So, wie wir glauben, blos Erdichtung,
Und die Verwandlung reine Wahrheit ist,
So metamorphosir' mich Schickung heute
Zu ihrer liebsten Magenweide
Auf diese leere Schüssel, traun!
Zum Steier'schen Kapaun."

Zu den humoristisch angehauchten kleineren Dichtungen könnte man allenfalls noch die Stücke: „Auf den Tod seiner Ofnerflasche", „Jünglingsfülle", ein besonders in metrischer Beziehung tadelloses, recht heiteres Poem, „An d' Jungfer Agnes" und „Morgenlied" rechnen. Der in dem „Gärtnerlied" angeschlagene Ton macht im Anklange an eine Reihe von Dichtungen des Verfassers der „travestirten Aeneis" keinen so guten Eindruck. Das Gedicht „Gesundheit meinem Unruhe. Angebracht an seinem Geburtstage 1790" zeigt, daß Schram zu dem Genannten in innigen Freundschaftsbeziehungen stand [1]), wie ja die meisten Mitarbeiter der „Früchte vaterländischer Musen" ein Freundschaftsband verknüpft zu haben scheint, das ein schönes Zeugniß ablegt von dem regen Verkehre, der zwischen diesen gleichgesinnten Dichtern geherrscht haben mag. Schram's Dichtungen machen im Allgemeinen den Eindruck des Ernsten und Gereiften, seine satyrischen Seitenhiebe zeigen ihn als einen echten Anhänger der großen Aufklärungsgedanken, die zur Zeit des Dichters alle Gemüther, welche Sinn für Freiheit, für Schönes und Edles hatten, durchzuckten und die allen Geistern, in welchen sie geglüht, eine gewisse Weihe verliehen.

Das nächste dichterische Talent, dem wir begegnen, ist J. J. Scheiger, dessen Namen wir schon im Jahre 1786 im „Wiener

[1]) Dies Gedicht machte es mir möglich den Geburtstag Unruhe's mit Sicherheit zu bestimmen.

Musenalmanach" begegnen. Seine Lebensumstände sind unbekannt, er ist es vor Allen, der sich neben Kalchberg in der Fabeldichtung versuchte und die Bahn einschlug, welche Gellert zuerst mit so großem, durchschlagendem Erfolge betreten, auf welcher dem berühmten Leipziger Poeten sodann Pfeffel, Lichtwer, u. A. folgten. Scheiger's Fabeln zeugen von Schlagfertigkeit, wenn auch die witzige Seite derselben oft etwas seicht erscheint. Einige Beispiele folgen, zuvörderst eine Fabel aus dem erwähnten „Wiener Musenalmanach" (die einzige Fabel, welche sich überhaupt darin findet).

Der Löw und der Bär.

Der Löw fing einen Rehbock sich:
Ihm will der Bär ihn streitig machen.
Ihr Streit war scharf und fürchterlich,
Wie wenn im grossen Circus sich
Die Kämpfer Roms die Hälse brachen.
Doch armer Bär, du bist zu schwach!
Sey noch so stark in kleinern Kriegen,
Dem Löwen must du doch erliegen.
Schon floß sein Blut, gleich einem Bach.
Er fühlt's und eilet aus dem Streite,
Mit wundem Kopf, mit wunder Seite
Zog er sich brummend fort und sprach:
Ich geh' — der klügere giebt nach.

Daran mögen sich zwei Fabeln schließen, die den „Früchten vaterländische Musen" entnommen sind.

Der Kirschbaum.

Ein Kirschbaum stand von Kirschen schwer,
Und Vögel schwärmten um ihn her,
Gesang erscholl aus allen Zweigen.
Doch, was sie lange baß entzückt,
Die Kirschen wurden nun gepflückt —
Da sahen sie, statt dankbar sich zu zeigen,
Den nakten Baum verächtlich an:

„Du, der uns nichts mehr geben kann,
Leb wohl!“ sie zohen hin, und suchten einen andern.
Uns, Freunde, lehrt ihr treulos Wandern,
Daß der, dem's nie an Golde fehlt,
So viele gute Freunde zählt;
Die, hat er nichts mehr herzugeben
Ihn ihrer Freundschaft — überheben.

Das Kamel.

Von schweren Bürden wundgedrückt,
Durch keinen Quell,
Durch keine Weid' erquickt,
Und nie gelabt von kühlen Schatten
Mußt' ein gemartertes Kamel
Durch dürren, heißen Sand, durch öde Steppen waten,
Und sank die Sonne, seine Pein;
So schlief es unter Lasten ein.
„Mußt (schrie ein fröhlich Vögelein
Von Mükken satt, stolz auf die leichten Schwingen)
Mußt lustig, rasch, und munter seyn,
Und standhaft dulden deine Noth,
Weils so gefällt dem lieben Gott!“ —
So sprachs, und fing von neuen an zu singen.

* * *

So heißt der satte Mönch mit gänzlichen Vertraun
Den Armen auf die Vorsicht baun.

Auch lyrische Poesien Scheiger's finden sich, sehnsuchtsvolle Klage tönt durch dieselben; zum Theile machen sich diese Dichtungen durch ihre Formgewandtheit bemerkbar, wie etwa das nachstehende Gedicht:

Sehnsucht.

Der Frühling umlächelt die Mutter Natur,
Bestreuet mit Blumen die grünende Flur.
Es glühen die Rosen dem Morgenroth gleich,
Nur meine hinwelkende Wange ist bleich!

Die Frühlingsluft wehet, der Bergschnee zerrinnt,
Laut tanzen die Wellen zum sausenden Wind,
Das Bächlein im Thale durchschlängelt die Bahn,
Ich schleiche nur trauernd den Hohlweg hinan.

Es laden die Sänger im schattichten Hain
Mit jubelnden Tönen zur Liebe sich ein,
Und flattern auf nikkenden Zweigen herum:
Ich horche den Liedern — bleib düster und stumm.

O blüht nicht, ihr Blumen, o tanze nicht, Bach,
O fliegt mir ihr singenden Vögel nicht nach;
Ihr könnt mir nicht heitern den traurigen Sinn,
Mir zögern zu einsam die Tage dahin.

Die Anfangs- und die Schlußstrophe aus der Ode „Der Dichter", in der auch Scheiger das antike Metrum anwendete, finde zum Schluß noch hier ihren Platz.

Aus Morgenschimmer schaffet, aus Frühlingsduft
Des Dichters Seele Gott, wenn entschweben er
Sie heißt dem Reich der Möglichkeit und
Ueber sie Fülle des Lebens ausgeußt. — —

Ward sie mir nicht, die hohe Begeisterung?
Ward mir Gefühl für Schönheit und warmes Herz,
Daß oft die Fittige mir schwellen,
Auch ihn zu wagen den Flug des Dichters!

Ein merkwürdiges poetisches Talent Innerösterreichs und überhaupt ganz Oesterreichs ist es, auf welches ich nun zu sprechen komme, dessen Namen man in keiner Literaturgeschichte begegnet und welches dessenungeachtet unter den hervorragenden Dichtern der Monarchie einen Platz verdient; es ist dies W. Hann, der schon in seiner frühen Jugend Gedichte veröffentlichte, die es nicht ahnen ließen, daß man es im Verfasser derselben fast noch mit einem Kinde zu thun habe.

Wenzel Hann [1]) ist der Sohn eines im Jahre 1768 verstorbenen Arztes Andreas Leopold und wurde am 30. April 1763 zu Graz geboren. Schon an der Anstalt, welcher er seine höhere Bildung verdankte, auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, zeichnete er sich durch besondere, hervorragende Anlagen aus, bereits in seinem sechszehnten Jahre war er nicht nur in den classischen Sprachen durch und durch ausgebildet, sondern besaß auch die Kenntniß des Französischen, Italienischen und Englischen. Bald darauf hatte Hann den philosophischen Doctorgrad erlangt. Er beschäftigte sich viel mit Aesthetik, schöner Literatur und ununterbrochen mit Studien der alten und modernen Sprachen und wir finden ihn zu Ende des Jahrhundertes als Professor der Aesthetik, der schönen Literatur und der classischen Philologie an der k. k. Josephinischen Universität zu Lemberg. Welches Vertrauen man ihm als Verständigem auf literarischem Gebiete schenkte, beweist auch der Umstand, daß er zugleich bei der Censurbehörde angestellt ward und Bücherrevisor für Ostgalizien wurde. An der Lemberger Universität „genoß er auch die Ehre, Rector dieser hohen Schule und Vorsteher des damaligen Studienconsesses, auch Dekan und Director des philosophischen Studiums gewesen zu sein".

In der Folge, insbesondere, weil die Universität Lemberg in ein Lyceum verwandelt wurde (eine Umwandlung, die bekanntlich mit mehreren Hochschulen vorgenommen worden war), erhielt Hann die ordentliche öffentliche Professur der classischen Philologie an der Universität zu Krakau. Er dürfte im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts gestorben sein, mit Sicherheit läßt sich das Jahr seines Todes nicht angeben. Schon in Lemberg, noch mehr aber in Krakau

---

[1]) So findet sich der Geschlechtsname auf dem Titelblatte der „Vermischten Versuche in der Dichtkunst" angegeben, daher halte ich mich an diese Schreibweise, obgleich bei Winklern: „Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern, welche in dem Herzogthume Steiermark geboren sind. . . Grätz 1810", in den „Annalen der Literatur und Kunst." Wien 1810. Bd. IV. und in Wurzbach's „Biograph. Lexikon" VI. S. 98 derselbe Name in der Schreibweise „Haan" vorkömmt.

beschäftigte sich Haun eingehend auch mit dem Studium der polnischen Sprache, so daß er in der Folge selbst einige polnische Werke in's Deutsche übersetzte, Kleist's „Frühling" soll er sogar in's Polnische übertragen haben.

Wir haben es hier besonders mit dem Dichter Haun zu thun. Haun's Gedichte wurden zum ersten Male von einem Freunde der schönen Literatur, der aber seinen Namen verschwiegen hat, herausgegeben unter dem Titel: „Herrn W. Haun vermischte Versuche in der Dichtkunst. Von ihm selbst gesammelt, und mit den nöthigsten Anmerkungen erläutert. Wien. Zentz. 1782. und 1783. 2 Bändchen". Es erschien ferner „Xenokrat, ein Gedicht in sieben Büchern" (ohne Angabe des Autors und des Verlags- beziehungsweise Druckortes) 1787. Außerdem schrieb Haun „Albert der Abentheurer". Wien und Leipzig 1794.

Die oben erwähnte Gedichtsammlung „Vermischte Versuche u. s. w." verdient die volle Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, wir haben es hier mit einem Talente zu thun, das, was die frühzeitige Begabung betrifft, seines Gleichen weder damals fand noch heutzutage so leicht finden wird. Eine Vorrede mit dem charakteristischen Motto aus Ovid: „Bisve, semelve mihi barba recisa fuit" eröffnet die merkwürdige Sammlung. „Ich bin jetzt siebzehn Jahre alt," beginnt sie, „die Gedichte, die ich hier der Welt vor Augen lege, sind zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Jahre meines Alters, einige davon auch noch früher geschrieben. Ich sage dies nicht, um ihre Fehler zu entschuldigen, auch nicht aus einer kindischen Lobbegierde. Träume eines enthousiastischen Jünglings, Tändeleien, Puppen, ein seltsames Mischmasch von Gefühl und Unsinn, das ist ohnegefähr der Inhalt dieser Blätter, die ich unserm deutschen Publikum vorlege." — „Das sind noch keine Poesien," fährt der Dichter fort, „das sind Versuche, die entscheiden sollen, ob ihr Verfasser eine poetische Ader, Genie und Fähigkeit zur Dichtkunst besitze. Ich habe die Lehre des Boileau

N' allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,
Ni prendre pour genie un amour de rimer

zu tief in meine Seele eingedrückt, als daß ich mich deßwegen für einen Dichter halten sollte, wenn es mir manchmal gelungen ist, eine glückliche Wendung, oder einen ungezwungenen Reim aufzufinden." — — „Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich manchmal über Dinge, worüber sich viele große Männer die Köpfe zerbrochen, in einem entscheidenden Tone rede, der meiner Jugend, und meiner Erfahrung gar nicht anständig ist. Ich fühle die ganze Stärke dieses Vorwurfes: und ich weis nichts anders darauf zu antworten, als: daß es nicht deswegen geschieht, als ob ich jemanden meine Meinungen oder Denkensart aufdringen wollte." Die wohl selten in solcher Art und Weise einer Sammlung von Gedichten vorgesetzte Vorrede, aus welcher so viel Bescheidenheit und doch auch Selbstständigkeit hervorleuchtet, ist datirt G* (Graz) den 30. April 1780.

Nun zu den Gedichten selbst. Beim Durchlesen derselben erhält man den Eindruck des vollständig Gereiften und Ernsten; vor Allem liebt es der Dichter, sich in seiner Dichtung auf dem Gebiete der Philosophie zu bewegen, wie ja gleich das erste Gedicht, „Xenokrates ein Fragment" beweist, auf welches ich jedoch, da es später selbstständig und vollständig erschienen ist, unten noch zurückkomme. Viele der mitgetheilten Gedichte möchte ich philosophische Excurse nennen, in denen der Dichter vom Standpunkte des Jüngers eines Plato seine Gedanken über die Welt und ihr Treiben niederlegt. Häufige Citate, welche als Anmerkungen erscheinen, stören allerdings bei der Lectüre, zeugen aber von dem Bestreben des Jünglings, der uns die Verse vorlegt, seine Gedanken über den behandelten Gegenstand in jeder Richtung darzustellen und sollte es selbst auf Kosten der dichterischen Illusion sein. Man muß erstaunen, wenn man Gedichte, wie „Ueber die Eitelkeit" (das Hann im zwölften Jahre seines Alters geschrieben), „Ueber das Vergnügen", „die Metamorphose des Philosophen"

und Aehnliches liest; das letztgenannte Poem hat allerdings schon erotischen Anstrich, ich führe einige Strophen daraus an:

Nun bin ich endlich überwunden,
Die Liebe siegt in meiner Brust:
Ich fühle, was ich nie empfunden,
Ich fühle unbekannte Lust.
Es heben sich ganz fremde Triebe,
Das Herz schlägt stärker, wallt empor:
Aus all dem scheint der Sieg der Liebe,
Scheint, Amor! deine Macht hervor.

Ich, der ich sonst mit dürren Gründen
Der Liebe meinen Spott bewieß,
Ich mußte nun ein Mädchen finden,
Durch das sich Amor rächen ließ.
Denn er, der größte aller Götter
Ward zornig und erbittert sich,
Und sprach zu Doris: straf den Spötter,
Bestrafe ihn, und räche mich!

Das Mädchen eilt, den Gott zu rächen,
Und es gelingt durch einen Blick:
Ich sahe sie — und wollte sprechen,
Und konnte nicht — und wich zurück.
Beschämt schlug ich die Augen nieder,
Und sahe sie verstohlen an:
Und kühn hob ich die Augen wieder,
So weit man sie erheben kann. —

Der lose Bub' mit Pfeil und Bogen
Besiegt nun die Philosophie.
Ist Doris mir im Ernst gewogen,
Wie glücklich bin ich nicht durch sie!
Doch ein Verdacht stört meine Freude,
Es scheinet mir — ich lauf Gefahr,
Daß ihre Gunst von meinem Kleide
Und nicht von mir die Wirkung war.

In der Folge verleugnet Hann seine Jugend keineswegs; eine Reihe sich an das obige anschließender Liebesgedichte legen das beste Zeugniß davon ab. Der Fluß der Verse und die oft in wenigen Zeilen so schön ausgedrückten Gedanken lassen es ersehen, daß man es hier mit einem ganz ungewöhnlichen Talente zu thun hat, welches sich kühn mit älteren seiner Zeitgenossen in Oesterreich messen kann. Einiges möge noch Zeugniß dafür ablegen.

Der erste Kuß.

Als ich den ersten Kuß bekam,
Da wallt, wie Meereswogen
Mein Herz, da ward mit frommer Schaam
Mein Antlitz überzogen:
Da fühlte meine junge Brust
Noch in dem Flügelkleide
Den Taumel schwärmerischer Lust,
Den Keim, und Drang der Freude.

An Nanten.

Lange harr' ich schon der Stunde,
Wo der Thau die Wiese tränkt
Sich in Thetis blauem Grunde
Titans letzter Strahl versenkt,
Wo der Sonne göldnes Feuer
Nicht mehr durch die Wolke dringt,
Und des Abends brauner Schleier
Mich in deine Arme bringt.

Eil dann brennend von Verlangen
Hin zur Krone meiner Lust,
Drücke meine heißen Wangen
An die marmorweiße Brust,
Hauch in ungezählten Küssen
Meiner Seele Glut in sie.
Laß der Liebe Zähren fließen
Und der holden Simpathie.

Könnt es nur die Zunge lallen,
Was so heftig in mir pocht,
Könnt ich dir das Etwas mahlen,
Das in meinem Busen kocht,
Könnt ich all den Gram dir sagen,
Der so oft mein Auge trübt,
O! du würdest nicht mehr fragen,
Ob dein Abendfreund dich liebt.

Siehst du nicht der Liebe Zeugen
Hier im Auge, welches schwimmt,
An den Lippen welche schweigen,
Weil die Sprache sie benimmt,
Sie die Liebe, die die Schatten
Für mich hell und sicher macht,
Und wenn Furcht und Nacht sich gatten
Nantens trauten Freund bewacht.

Welcher Wohlklang und was für ein warmes Gefühl liegt in den nachstehenden, ebenfalls an seine Geliebte gerichteten Strophen:

Wenn des Abends grauer Schleier
Uiber meiner Stube schwebt,
Und der Liebe ganzes Feuer
Meinen heißen Busen hebt;
Schleich ich horchend hin, und wieder
Lausch vom Abendwind geküst,
Ob der Mutter Augenlieder
Schon der holde Schlummer schließt.

Eile dann in deine Arme,
Klag dir meiner Seele Schmerz;
Drücke dich ans liebewarme
Ganz von dir erfüllte Herz.
Glaube dann in deinen Blicken
Gleiches Feuer auszuspähn,
Und ein ähnliches Entzücken
Auf der Wange glühn zu sehn.

Sollte manches Mädchen wissen,
Das mit strenger Miene schreckt,
Was in so verstohlnen Küssen
Für geheime Wollust steckt;
O! es würde hingerissen
Nicht mehr lange spröde thun,
Feuervoll den Liebling küssen
Und an seinem Busen ruhn.

Doch genug von diesen erotischen Gedichten Haun's; sie bezeugen, daß wir es mit einem Dichter von großer Formvollendung zu thun haben und bei Allem darf man nicht vergessen, daß der Sänger dieser Lieder noch kaum sein siebenzehntes Jahr überschritten hatte, beinahe also noch Knabe war. Die späteren Gedichte Haun's verlieren sich mitunter in philosophische Träumereien, in ähnlicher Weise wie dies bei den ersten, von denen ich oben gesprochen, der Fall ist, sie verlieren dadurch auch den lyrischen Charakter und verdienen nur ihrer oft wirklich originellen Gedanken wegen Aufmerksamkeit.

Man wird sich einerseits des Lächelns, andererseits des Staunens nicht erwehren können, wenn man ein Gedicht, wie „Der schwermüthige Jüngling" liest, zu dem der Verfasser selbst die Bemerkung macht: „Dieses Gedicht ist die Frucht einer meiner schwermüthigsten Stunden. Ich war eilf Jahre alt, als ich es schrieb," und das mit den Versen beginnt:

Noch blüht der ersten Jahre Morgen;
Doch ich flieh' Lust, und Scherz:
Ich flieh' die Welt: und schwarze Sorgen
Zermalmen mir das Herz.
Wenn aus dem neblichten Gehirne
Die Heiterkeit entflieht,
Sitzt schwarzer Gram auf meiner Stirne,
Die sich in Falten zieht.

Es eilt mit flatterndem Gefieder
Die Freude weit davon:
Und traurig klingen meine Lieder
Im rauhen Sterbeton.

Nicht, daß ich mich nach Mädchen sehne,
Was andre doch entzückt:
Ich weiß nicht, wie ich dieses nenne,
Was mich zu Boden drückt.

Schon in der eben besprochenen Sammlung der „Gedichte" befindet sich, wie erwähnt, ein episches Fragment „Xenokrates", welches daselbst zwei Bücher umfaßt. Vollständig veröffentlichte diese Dichtung der Verfasser erst im Jahre 1787. Auch sie verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Meisterhaft getroffen ist vor Allem darin der Ton, welchen Wieland in seinem „Musarion" (1768) und in seinen übrigen, in dieser Zeitperiode erschienenen poetischen Erzählungen angeschlagen hat. Es ist bekannt, welche Einwirkung Wieland mit seinen Poesien dieser Art auf Jung und Alt ausübte, wie er eine neue Philosophie der Erotik, wenn ich mich so ausdrücken darf, in seinen Erzählungen begründete und welchen außerordentlichen Umschlag auf poetischem Gebiete dieselben hervorbrachten. Hann's Xenokrat ist ein Ausfluß dieser vom Sänger des Oberon begründeten Richtung. Der ernste Weise und die leichtfertige Hetäre sind in dem Gedichte in den trefflichsten Gegensatz zu einander gebracht und die Leichtigkeit des Versflusses paart sich wirkungsvoll mit den Philosophemen Xenokrat's. Daß über das Ganze jene Sinnlichkeit ausgebreitet erscheint, die wir auch bei Wieland finden, ist ein bezeichnendes Charakteristikon für den Dichter. Der Gang der Handlung in der Dichtung richtet sich in der Hauptsache nach den Anhaltspunkten, welche die Geschichte darbietet, und die ungeheure Belesenheit Hann's bot ihm Gelegenheit genug, den Stoff in historischer Beziehung so eingehend zu behandeln, als dies nur überhaupt möglich erscheint. Immerhin konnte er dabei seiner Phantasie noch Spielraum lassen, geschichtlich nachgewiesen erscheint ja so wenig aus dem Leben dieses Schülers des großen Plato, der jene dreifache Eintheilung der Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik im Anschlusse an seinen Meister zuerst gänzlich durchgeführt hat.

Gegen den Vorwurf, welcher dem Dichter wegen etwaiger Anstößigkeit in der Behandlung des Stoffes gemacht werden konnte, hat er sich selbst schon in der Vorrede zu den Gedichten, in denen Xenokrat noch als Fragment erscheint, vertheidigt. „Wegen Phrynen's Charakter" erklärt er darin, „muß ich hier dem ganzen schönen Geschlechte eine förmliche Abbitte thun. Es ist kaum wahrscheinlich, daß sich ein Frauenzimmer so weit vergehen könne, gar alle weibliche Schamhaftigkeit bei Seite zu setzen. Allein wenn ich mich streng an die Geschichte gehalten hätte, so würde ihr Karakter noch unverschämter ausgefallen sein. Ich habe manche Schilderungen weggelassen, die ich in dem ersten Feuer einer erhitzten Einbildungskraft niederschrieb. — Es hat mich einige Ueberwindung gekostet, Bilder wegzustreichen, die der Natur am ähnlichsten sahen und die mit der meisten Lebhaftigkeit gezeichnet waren. — Sollte sich doch hie und da noch etwas finden, das dem Ohre eines gesitteten Menschen anstössig sein könnte, so ersuche ich meine Leser es nicht auf meine, sondern auf Rechnung meines Gegenstandes zu schreiben, der sich nicht so ganz ohne einiger Verletzung des willkührlichen Wohlstandes behandeln ließ. Und nicht zu erwähnen, daß manchmal auch dem sorgfältigsten Beobachter etwas entschlüpfe, geschieht es nicht oft, daß der eine die nämliche Stelle mit dem kühlsten Blute durchlesen wird, die auf einen andern gefährliche Eindrücke macht." Hann bekennt sich in der Folge selbst als einen Nachahmer Wieland's, indem er bemerkt: „Von der Ungebundenheit und Unregelmässigkeit des Silbenmasses habe ich nichts zu erinnern, nachdem ich hierin Wielanden zu meinem Vorgänger habe."

Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, daß Hann's Xenokrat vielleicht von Manchem zu jenen Dichtungen gezählt werden dürfte, die in sittlicher Beziehung großen Anstoß erregen, auch würde man hierin durch das dem Buche vorgesetzte Citat bestärkt:

Lex haec carminibus data jocosis
Nec possunt, nisi pruriant, juvare.
Quare deposita severitate

Parcas lusibus, et jocis rogamus:
Nec castrare velis meos libellos:
Gallo turpius est nihil Priapo.

M. Val. Martial. lib. I.

Allein die aufmerksame Lecture der Dichtung wird den Irrthum bald klarlegen; auf Denjenigen, der eben nicht nach lüsternen Stellen hascht, wird das Gedicht ganz den Eindruck einer Wieland'schen Erzählung machen, aus welcher der Verständige sich den Kern der Weisheit ganz wohl hervorholen kann und dabei selbst dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Eine Fülle von gelehrten Anmerkungen philosophischen Inhalts, insbesondere aus Diogenes Laërtius und anderen Quellenschriftstellern, welche der Verfasser benützt hat, begleitet überflüssiger Weise den Text des umfangreichen Gedichtes, das man noch viel mehr bewundern wird, wenn man weiß, daß der Dichter das zwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hat.

Der Inhalt des „Xenokrat" ist in wenigen Worten angedeutet, die Hauptschönheiten des Ganzen bestehen in der Detailzeichnung und in der klaren leichten Darstellung. Den Weisen Xenokrates sucht die berüchtigte Phryne, seines Freundes Kleant Schwester, auf, sie legt ihm den Grund ihres Besuches deutlich dar:

Mein Herr? Man hält Sie hier für einen Weiberfeind,
Uns armen Mädchen gram. Ich muß es nur gestehen,
Der Vorwitz wars allein, den seltnen Mann zu sehen,
Der der Liebe sanften Brand
In seinen Adern nie empfand,
Der vor Venus Rauchaltar
Zum Opfer nie gekommen war,
Den Mann, von dem man mir so vieles vorgesagt,
Und nun war ich so keck — und habe es gewagt.

Selbstverständlich hat eine Phryne andere Absichten, sie hat auf Xenokrates einen Anschlag vor,

welcher itzt auf nichts geringers gieng,
Als einen Mann, der voll von höherem Entzücken
Nicht an dem Lumpenkram der Eitelkeiten hieng,
In ihre Fesseln zu verstricken.

Xenokrat aber ist nicht so leicht aus der Fassung gebracht. Gleichgiltig fängt er ein Gespräch mit ihr an und weiß es

von verschiednen Dingen
Auf die Philosophie zu bringen.
Er sagt: daß, wenn der Mensch sein eigen Herz bezwingt,
Wenn keine Leidenschaft in seine Seele dringt,
Wenn er zu stolz dazu, am irdischen zu kleben,
Durch edle Thaten sich bis an die Sphären schwingt,
Um bei der Nachwelt noch nach seinem Tod zu leben, —
Daß, wenn der Mensch in sich gekehret
Die Dinge ausser ihm mit leichter Müh entbehret,
Daß er nur dazumal allein
Kan glücklich sein;
Daß die Begierden stets an unsrer Seele nagen,
Die Henker, die uns stärker plagen,
Als die drei Furien, die, wie die Fabeln sagen
Am Acheron, wo sie das Holz zum Feuer tragen
Mit ihren Geiseln uns gar jämerlich zerschlagen.

Kurz, Phryne verläßt den Weisen, ohne durch ihre Reize auch nur den geringsten Eindruck auf Plato's Schüler zu machen, jedoch sie geht nicht ohne das Versprechen ihn nochmals aufzusuchen. Auch das nächstemal jedoch ist ihr Besuch vergebens. „Fordern Sie von mir," erklärt ihr der Philosoph,

„was ich gewähren kann;
Die wärmste Freundschaft — ja die trag ich Ihnen an,
Und wenn Sie mir nun auch die Ihre zuerkenten —"
Ich bitt', ersparen Sie die leeren Komplimenten:
Ganz ihre Dienerin. So sagt sie ihm, und geht
Erbittert hinweg. Schon vor der Thüre steht
Ihr Mädchen und ein Schwarm gepuderter Klienten.

Man frägt und dringt in sie. Die Dame — die gesteht:
Ich dacht an Xenokrat nur einen Mann zu finden,
Allein ich traf — ein Bild von Stein.

Im vierten Buch wird Xenokrat's Enthaltsamkeit

Auf andre Weise bald bestritten.
Um seine Freundschaft läßt ihn heut
Der Mazedoner Herrscher bitten.

Fünfzig Talente sendet ihm der König, allein der Weise nimmt dieselben zum Erstaunen der Abgesandten nicht an

Damit er die Freigebigkeit
Des Mazedoners doch aus Stolz, und hartem Sinne
Im Antlitz Griechenlands nicht zu verachten schiene,
Nahm Xenokrat mit Dankbarkeit
Von den Gesandten dreißig Minen
Und schied — mit sich vergnügt von ihnen.

Hippoklides und Polystrat, die Epikuräer wollen Phryne bestimmen, dem Weisen noch einmal einen Besuch abzustatten; scheinbar widerwillig läßt sie sich dazu herbei. Indessen weilt ein Schüler bei Xenokrat, Polemon, der einen leichtfertigen Lebenswandel verlassen und sich dem Meister zugekehrt hat:

Lange stand ich in dem Wahn,
Der Sinne Trunkenheit allein könn' uns beglücken,
Und taumelte von Lust — zu Lust, und von Entzücken
Zu neuem hin; das Aug hast du mir aufgethan:
Erlaube mir, zu dir mich zu begeben,
Und auf meines Lebens Kahn
Zum Weisheitstempel hin zu schweben.

Das siebente und letzte Buch zeigt uns die letzte Niederlage Phrynens, doch gelingt es ihr, Polemon für sich zu gewinnen. Bei ihrem Besuche, den sie dem Meister macht, nimmt das schöne Weib

den Schüler ganz für sich ein, er entflammt für Phryne, die nicht unerbittlich ist

Man räumt dem Schüler alles ein,
Was man dem Meister zu gewähren
Den weisen Plan gemacht:
Doch so gehts in der Welt: nicht dem mans zugedacht,
Nein — der nur hats, dem es der Zufal zu bescheren
Geruht.

Der Dichter schließt seine Dichtung mit der Bemerkung, daß Polemon, „weil er sich seines Lebens froh zu sein entschloß" dabei „sich nicht schlimmer hab' empfunden", als Xenokrat, er ward

wenn er gleich manche Nacht
In einer Phryne Arm durchwacht,
Doch in den Morgenstunden
Am Pulte wiederum gefunden.

Man sieht aus dieser kurzen mit einigen Proben belegten Inhaltsangabe schon, daß wir es im „Xenokrat" mit einem vielleicht etwas leichtfertigen Poëm, das jedoch voll griechischer Lebensweisheit ist, zu thun haben; die Grenzen des Anstandes überschreitet der Dichter übrigens nirgends, wohl aber läßt er oft köstliche Satyre und trefflichen Witz durchschimmern, die uns vergessen lassen, wenn er, wie dies nicht selten geschieht, von seinem Gegenstande abschweift und sich in Betrachtungen ergeht, die nur lose mit diesem zusammenhängen.

Haun's Dichtung hat also, mit kurzen Worten gesagt, das Charakteristische, daß wir es in ihr mit dem einzigen Produkte österreichischer Poesie der Aufklärungsperiode zu thun haben, welches Wieland in treffender Weise auf dem Gebiete seiner leichten humoristischen Erzählungen nachahmte, und hiedurch erlangt Haun ein literarhistorisches Interesse für das Geistesleben jener Zeit.

Der letzte Dichter Innerösterreichs, auf den ich zu sprechen komme, weil er mehrere Sammlungen veröffentlicht hat, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, ist Joseph Edler von Högen.

Högen wurde am 2. Dezember 1767 als der Sohn eines höheren Gerichtsbeamten in Graz geboren und vollendete seine juristischen Studien in Graz und Wien, wo er sich auch eingehend mit der Philosophie beschäftigte [1]). Schon während der Studienzeit machten sich seine poetischen Anlagen bemerkbar. Högen folgte der Laufbahn seines Vaters und wandte sich dem Richterstande zu; er wurde zuerst bei dem k. k. Appellations-Criminalgerichte zu Klagenfurt angestellt und später nach Venedig übersetzt. Von hier aus erhielt er im Jahre 1806 die Stelle eines Rathes beim k. k. oberösterreichischen Landrechte zu Linz, in welcher Eigenschaft er seiner angegriffenen Gesundheit wegen bald in den Ruhestand versetzt wurde. Auch Högen's Todesjahr konnte nicht genau ermittelt werden, fällt aber zweifellos in das zweite Dezennium des laufenden Jahrhunderts. Im Jahre 1793 erschienen von ihm zwei Bändchen Gedichte unter dem Titel: „Gedichte von Joseph Edlen v. Högen“ (Leipzig und Grätz 1793).

Högen's Gedichte rühren auch zum Theil aus dem sechzehnten und siebzehnten Lebensjahre des Dichters her, tragen aber nicht den Stempel eines so ausgesprochenen Talentes an der Stirne, wie die Jugendarbeiten des eben besprochenen Poeten. Ein sinniges Gemüth und eine warme Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, sowie eine universelle Bildung des Verfassers machen sich dessenungeachtet in allen diesen Dichtungen bemerkbar, die auch zum großen Theile der Formvollendung nicht entbehren. Ein gewisses historisches Interesse beansprucht das umfangreichere Schlußgedicht des zweiten

---

[1]) Vergl. z. B. das Gedicht an seinen Freund und Lehrer Franz Kovochich:

Unsterblich an der Gottheit Throne,
Die schwesterlich mit Weisheit spielt,
Dort zeigtest du mir die Newtone,
Und Deutschlands Wolf und Lokens Bild!

Zum Urvater emporgeschwungen
Hast du Leibnizens beste Welt
Mir reizend, Hand in Hand geschlungen
So nah, so lebhaft aufgestellt! —

Bändchens „Ueber die Regierungsformen“, das jedoch in formeller Hinsicht noch dem Zwange des Alexandriners huldigt und in seiner chronikartigen Aufzählung geschichtlich merkwürdiger Persönlichkeiten und Ereignisse in der zweiten Hälfte ermüdend wirkt.

Auch auf Högen übte Blumauer's Manier, manche oft nicht gerade poetische Gegenstände humoristisch zu besiegen, einen unverkennbaren Einfluß aus, dem Wiener Dichter nachzuahmen, wenn auch Högen sich die Stoffe passender wählte und den oft gemeinen Ton des Dichters der Lieder „an die Gans“ u. dgl. nicht ganz anzuschlagen verstand. Ich erwähne, daß in dem nun folgenden Beispiele eines derartigen Gedichtes Högen's, das im Jahre 1791 entstand, der Dichter selbst beifügte: (nach Blumauer). Das Gedicht lautet:

An den Schnee.

Herr Schnee! ich sag' es ihm ganz rund,
Sein Lob wird nie aus meinem Mund,
Aus meiner Feder fließen;
Und sey er weiß, und noch so weich,
So muß er mir doch immer gleich
Für seine Thorheit büßen.

Verworfen hat ihn die Natur;
Drum gab sie auch dem Herrchen nur
Sein Daseyn halbgefroren;
Denn Wärme hieß die Priesterinn
Des Frostes, die erstarret, ihn
Zum Zwitter hat gebohren.

Kaum rückt der kahle Winter an,
So pflegt er als sein Tochtermann
Mit Flocken uns zu plagen;
Sein Weibchen Kälte glaubt mit Recht
Der Menschen zitterndes Geschlecht
Durchs ganze Land zu jagen.

Wie tob't und wühlt der Bösewicht
In Mädchen Busen! Geht es nicht
Sie weidlich durchzustäuben,
So pflegt die Armen der Barbar
Mit Fieber, Keuchen, und Catharr
Und Schnuppen zu betäuben.

Und pflegt er dann sein prahlend Weiß
In helles spiegelglattes Eis
Zur Nachtzeit einzuzwingen,
Wie listig, tükisch und geschwind
Sucht er dann manches gute Kind
Zum nahen Fall zu bringen?

Und pflegt er doch zur Winterzeit
Ein Bischen von Ergetzlichkeit
In Schlitten uns zu schenken;
So muß er, — daß der kleine Mund
So mancher Dame blau und wund
Gebeitzet werde, — denken!

Und läßt ihn dann von Schmuck entblößt
Zum hellen Wasser aufgelößt
Vom Thurm die Sonne thauen;
So läßt er noch durch sein Geschick
Die schöne Lehre uns zurück:
Dem Prahler nie zu trauen!

Das Gleiche, was ich über das hier angeführte Gedicht gesagt habe, gilt für das „An meine Harfe“, in dem Högen ebenfalls Blumauer's Ton anschlägt. Daß der Dichter auch tiefes Gefühl und wahren Ernst zeigt, beweisen mehrere der Poesien, in deren einigen auch er seine philosophische Weltanschauung niedergelegt. Schwermüthige Klänge durchziehen zuweilen die Sammlung, welche nicht immer den leichten lyrischen Ton auf dem Gebiete des Humors und der Liebe beibehält. Man höre etwa einen Theil des Gedichtes: „An mein Grab“, das überhaupt zu einem der besten zählt.

Soll ich dich lieben, oder hassen?
Mit Freude dir entgegengehn?
Soll ich dich fliehen? Und gelassen
Nach deinem Schreckenbilde sehn? —

Entrissen dieser Muttererde,
Und hingeworfen in die Nacht,
Wo durch kein schöpferisches Werde
Mein Geist aus seinem Schlummer wacht! —

Wo mich verlassen, unbedauert
Die Ewigkeit mit Träumen schreckt;
Wo nie der Menschheit Hilfe lauert,
Verwesung meine Hülle deckt! —

Wo jede Freude dieses Lebens
Im mütterlichen Nichts zerschnellt;
Wohin, vertrocknet, und vergebens
Des Menschenfreundes Thräne fällt!

Woher dieß schaudervolle Zittern,
Das kalt durch meine Seele schleicht?
Im letzten Hauche noch der bittern
Erinn'rung dieses Daseyns weicht? —

Ich werde sehn! Wo Todtenschlummer
Nie auf des Geistes Schnellkraft liegt;
Und wo verkörpert nie ein Kummer
Die freygebohrne Seele drückt!

Wo um des Schmerzens Trauerstücke
Vergessenheit, und Dämm'rung fließt;
Wo sicher vor des Neides Tücke
Sich Freundschaft an die Liebe schließt!

Manchmal gelingt dem Dichter auch eine kräftige Sprache, wie in den Gedichten „Rudolph von Habsburg", „An das Glück" und in anderen mehr. Epigrammatische Stücke finden sich besonders in dem zweiten Bändchen nicht selten vor, viele schlagen den zeitgemäßen lasciven Ton an, wie er ja seit den „Wiener Musenalmanachen"

für jeden Poeten nothwendig geworden war, allein manche wissen mit harmlosem, nicht anstößigen Witz den Leser zu erheitern. Von diesen kleineren Gedichten, die jedenfalls zu den besten Leistungen Högen's gehören, führe ich zum Schlusse noch einige an:

Nationalstolz.

Ein deutsches Mädchen hält auf guten Ton,
Und pflegt auf Ehre ihrer Nation
Mehr als die frechen Gallier zu wachen!
Auf diesen Vorzug stolz will ich gewiß
Nur heimlich, und in Finsterniß,
Sprach Lottchen, küssen oder — lachen.

An mein Jeannettchen.

Sie schmollen, daß ich alle Mädchen freye,
Mit allen Mädchen munter bin;
Denn niemal, sagen Sie, bestehe wahre Treue
In einem ungebundnen Freyheit=Sinn. —
Ich muß gestehn, ich wünsche mir kein Band,
Jeannettchen! als durch ihre Hand!

Dank und Gegendank.

Der Podagrist.

Nimm guter Junge hier zum Dank die kleine Gabe;
Nimm alles, was ich habe.

Karl.

Nein! dafür dank ich dir!

Es dürften so ziemlich alle hervorragenden poetischen Erscheinungen Steiermarks, welche in den letzten drei bis vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts für das Land und für die österreichische Literatur überhaupt irgend welche Bedeutung erlangt haben, im Obigen berücksichtigt worden sein, manche derselben vielleicht sogar mehr, als sie es auf den ersten Blick verdient zu haben scheinen. Der Schein wird auch hier trügen; manche der besprochenen Persönlichkeiten zeigt uns in ihren Werken, in ihren Liedern und Gedichten

vielleicht nur den Einfluß des gewaltig beginnenden Literaturlebens in Deutschland; aber gerade dadurch, daß sich dieser Einfluß kundgibt, gerade in dem Umstande, daß trotz so vieler Schranken, welche der geistigen Entwicklung innerhalb der österreichischen Staatsgrenzen gezogen waren, sich das Geistesleben der großen Dichterheroen unserer Nation im Kleinen in der Literatur eines verhältnißmäßig nicht umfangreichen Landes, ja ich möchte sagen einer Provinzialstadt abspiegelt, liegt die Bedeutung desselben. Schiller und Goethe [1]), Herder, Wieland, Lessing, Klopstock und Gellert, alle die Dichter des deutschen Vaterlandes wirkten eifrig fort und ihre Wirkung hat sich bis in den äußersten Süden Oesterreichs erstreckt, wo Deutsche wohnten, und gerade um dieselbe Zeit bestieg in diesem Oesterreich ein Regent den Thron, der Kunst, Literatur und Wissenschaft von so vielen Fesseln befreite, welche sie bis dahin umschlungen gehalten hatten, der die Aufklärung zu verbreiten suchte, wo immer er dies nur vermochte, der dem Staate zum Segen geworden war, dessen Wirkung bis auf die heutigen Urenkel fortdauert.

[1]) Eine interessante Besprechung des „Sonnabends-Anhangs“ über Goethe's „Hermann und Dorothea“, die erste, welche in der Stadt überhaupt erschien (24. Februar 1798) und zugleich als Stylprobe der Recensionen in dem Blatte dienen kann, folgt in Beilage VI.

V.

Gelehrte.

Die Gelehrsamkeit und ihre Vertreter zur Zeit Maria Theresia's in Graz. Bestimmungen der Kaiserin, die Professoren der Hochschulen betreffend. Die Universität in Graz und die Jesuiten. Die früheren Zeiten der Universität und ihre Bedeutung. Der Kirchenrechtslehrer Caspar Royko, sein Leben und seine Schriften. Franz X. Gmeiner und seine Bedeutung für die Wissenschaft der Literaturgeschichte an der Grazer Hochschule. Gedankengang seiner Rede über diese Wissenschaft vom Jahre 1775. Der Physiker Leop. Gottl. Biwald und seine hervorragende wissenschaftliche Stellung. Franz X. Edl. v. Neupauer und seine freisinnigen Schriften. J. Werneking, Professor der schönen Wissenschaften an der Hochschule in Graz und seine Ode auf die Eröffnung der Grazer Bibliothek. 1781. Aquilinius Julius Cäsar, der „Vater der steiermärkischen Geschichtsschreibung", sein Leben und seine wissenschaftliche Bedeutung. Markus Sandmann, Schriftsteller und Bibliothekar in Graz. Andreas Pucher und das Volksschulwesen der Steiermark. Cajetan Franz von Leitner. Carl Kindermann, „der Freund des steiermärkischen Volkes", seine abenteuerlichen Schicksale und seine für Steiermark wichtige literarisch-wissenschaftliche Thätigkeit. Franz Sartori. Oesterreichische Censurverhältnisse und ihre Einwirkung auf das Geistesleben.

„Gelehrte Grätzer, die sich durch Schriften bekannt machten", führt schon A. J. Cäsar in seiner „Beschreibung der k. k. Hauptstadt Grätz" (1781), und zwar seit dem fünfzehnten Jahrhunderte an dieselben vertheilen sich etwa folgendermaßen: vier auf das fünfzehnte Jahrhundert, fünf auf das sechszehnte Jahrhundert, darunter besonders erwähnenswerth David Tanner, der erste und Hauptprediger der lutherischen Lehre zu Graz, neunzehn auf das siebzehnte Jahrhundert und sechszehn auf das achtzehnte Jahrhundert bis zur Drucklegung des Werkes. Man kann dabei die Wahrnehmung machen, daß bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich dem geistlichen Stande angehörige Personen dem Gelehrten- und Schriftstellerthume zugezählt werden und erst um dieselbe Zeit, da die von mir früher besprochene Journalliteratur sich zu entfalten anfing, das Geistesleben frischer zu pulsiren begann. Hatten bis in die Siebziger-Jahre noch die gelehrten Jesuiten der Universität einzig und allein auf allen Gebieten der Wissenschaften als Vertreter und Pfleger derselben gegolten, so fanden sich seit Josef II. auch in Graz schon Profangelehrte und der Geist der Wissenschaft begann sich rascher und ungehinderter von der steierischen Hauptstadt aus zu verbreiten. Ein von mir schon früher citirter Schriftsteller, der Verfasser der „Skitze von Grätz" spricht in dem genannten Werkchen unter dem Capitel „Schriftsteller" den Satz aus: „Daß es in Grätz bisher nur wenige große Männer im Felde der Wissenschaften gegeben hat, darf man sich nicht sehr wundern, da alle österreichischen Länder daran Mangel litten und die Literatur vor nicht langer Zeit noch erst in ihrer

Kindheit war. Doch gab es immer einige, die sich nach dem Geiste der Zeiten, da sie lebten, durch Schriften bekannt machten."

Der Verfasser der „Skizze" fährt dann im Verlaufe der Einleitung seines Capitels fort: „Es ist hier nicht die Absicht, alle jene Grätzer oder in Grätz lebenden Männer anzuführen, die je etwas haben abdrucken lassen. Wir wollen nur von den vorzüglicheren in einer alphabetischen Ordnung Meldung machen, die gleichsam zur rechten Zeit die Feder ergriffen, und durch ihre Schriften über die Stadt und das ganze Land Licht verbreiteten." Trotz der Einschränkung, die sich der ungenannte Verfasser hier auferlegt, sollte man nach diesen Sätzen doch meinen, eine Zahl von jenen Schriftstellern und Gelehrten angeführt zu finden, die für das Geistesleben der Hauptstadt und des Landes besonders bedeutend geworden, aber die Reihe der angeführten Namen ist sehr kurz. Daß es übrigens, wie mit dem Geistesleben überhaupt, so auch insbesondere mit den eigentlichen Gelehrten lange Zeit bis zu Ende des zweiten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts schlecht bestellt war, weist der Absatz in dem Werke dieses Schriftstellers, welcher aus dem „Literatur" überschriebenen Capitel stammt, und den ich hier anführe, mit zur Genüge nach.

„Grätz war, wie überhaupt alle österreichischen Länder, so unglücklich, daß es bis auf Maria Theresiens Regierung kaum wußte, was Litteratur sey. Zwar prangte es schon lange vorher mit einer Universität, und glaubte sich, der Himmel weiß es, wie hochgelehrt, weil jährlich einige Dutzend Schüler in der Theologie den Doktorshut erhielten, oder einige seiner Söhne zu Magistern in der Philosophie kreirt wurden; demungeachtet war es so unwissend, als immer eine Stadt unwissend seyn kann. Die damaligen Pächter der Wissenschaften waren entweder selbst Idioten, oder es war ihnen daran gelegen, die Grätzer in der dickesten Ignoranz zu erhalten. Ein theologisches Kompendium, eine aszetische Betrachtung für die marianische Sodalität, einige Sätze für die disputirenden Kandidaten der Doktorswürde, waren beinahe die einzigen Gegenstände, welche

die ebenfalls einzige Buchdruckerei beschäftigten. Nun brach einiges Licht hervor. Die Studien wurden verbessert, die Geschichte von denkenden scharfsichtigen Männern vorgetragen, die nicht auf das ita habet Baronius gleich mit dem Kopfe nickten, sondern selbst untersuchten, selbst prüften. Grätz ist in diesem Fache von einem Roiko zuerst erleuchtet worden, ein Gmeiner trat in seine Fußstapfen. Die wahre Physik kam durch einen Biwald empor. Ein für Inneröstereich erschienenes Wochenblatt erweckte endlich — obschon es sich nicht lang erhielt — den Geist der Grätzer auch zur Liebe der schönen Wissenschaften." „Zu Anfange der Regierung Josephs", schließt der Verfasser sein Capitel, „war man schon ziemlich weitgekommen. Man fieng schon an, die Voltaire, Wieland, Lessing, Rousseau u. a. m. zu lesen. Die Litteraturzeitungen wurden etwas gemeiner, und kaum erschien ein neues vortreffliches Werk, so sah man es schon auch in den Händen des Publikums, freilich nicht allgemein; aber — in einer lange Zeit stockfinster gewesenen Stube macht jeder Funke großes Aufsehen."

So weit der Verfasser der „Skitze von Grätz", der allerdings in seiner stark satyrischen Schreibweise vielleicht etwas zu weit geht, aber leider in der Hauptsache, wie wir ja schon im Verlaufe der früheren Darstellung zu sehen Gelegenheit gehabt, Recht hatte, ja noch mehr, diese Zeichnung charakterisirt das ganze wissenschaftliche Leben des Staates bis zu jener Zeit, zu welcher eine Maria Theresia das Scepter führte.

Damals schon wurden die Zustände besser, man verfolgte mit Aufmerksamkeit wissenschaftliche Bestrebungen und insbesondere den Mitgliedern der Universitäten wurden verschiedene Begünstigungen gewährt, welche schon darauf hinweisen, daß man den Gelehrten zu schätzen, daß man seine Arbeiten zu würdigen wußte. Im Jahre 1763 erschien sogar (unterm 4. Juni) eine Verordnung, welche festsetzte, daß „die Professoren, so eine gelehrte Schrift in Druck geben, eine Belohnung zu erhalten" hätten und eine zweite Verordnung vom 3. September 1768 verfügte, „daß die öffentlich anzustellenden

Professoren keine Karakter- noch Karenztaxe" zu erlegen brauchen. Schon die erstere Bestimmung wirft das günstigste Licht auf die Achtung, welche man vom hohen und höchsten Ort aus der Wissenschaft entgegenbrachte, weist aber freilich auch vielleicht darauf hin, daß es nothwendig erschien, den wissenschaftlichen Geist durch solche außerordentliche Belohnungen zu wecken und anzueifern.

Leider läßt sich nicht leugnen, daß später die so unendlich drückenden Censurbestimmungen der freien Wissenschaft ein oft unüberwindliches Hemmniß in den Weg legten und dem wirklichen Forscher nicht nur den Weg zur Oeffentlichkeit versperrten, so daß er keine Aussicht hatte, die Resultate seiner Forschung publiciren zu können, sondern auch durch die vielfachen Mißhelligkeiten, denen selbst der gelehrte Schriftsteller bis zum Erscheinen seines Werkes oft ausgesetzt war, ihm überhaupt zu aller und jeder Arbeit von vornherein die Lust benahmen, gerade so, wie dies bei den Schriftstellern auf dem Gebiete der schönen Literatur der Fall war.

Ich will hier gleich bemerken, daß die nachfolgenden Zeilen den Begriff des „Gelehrten" nicht im engsten Sinne umfassen und daher sich auch Namen von Männern finden werden, die nur überhaupt für die Wissenschaft und Bildung in irgend einer Richtung thätig gewesen sind, ohne daß man die Träger derselben zu dem eigentlichen Berufsgelehrtenstande zählen könnte. Letzterer stellte sich ja im vorigen Jahrhundert überhaupt nicht in solcher Art dar, wie heute, und der Culturhistoriker weiß es, welcher ausgedehnte Gebrauch mit dem Worte „Gelehrt" damals gemacht wurde; ich erinnere beispielsweise nur an die verschiedenen gelehrten Zeitschriften, welche in den Siebziger-Jahren und später erschienen und sich oft auf einem Felde bewegten, das man heutzutage ganz anders, als gelehrt, nennen würde.

Selbstverständlich sind einige Mitglieder der Universität vor Allem in's Auge zu fassen, da gerade sie für das Geistesleben der Aufklärungsperiode in Steiermark von so hervorragender Wichtigkeit wurden. Es ist schon erwähnt worden, daß die gesammte Universität den Jesuiten untergeordnet erschien, alle Lehrkanzeln waren durch

Mitglieder des Ordens besetzt. Die Jesuiten wurden schon im Jahre 1573 in der Stadt eingeführt und ihnen die Schulen übergeben, welche früher, und zwar seit dem Jahre 1278, die deutschen Herren am Leech [1]), denen sie Kaiser Rudolf übertrug, innehatten. Die Jesuiten, welche Anfangs nur in den „Gramatikalclassen" lehren durften, erhielten bald auch die „Humanitätsclassen" übertragen. Die höhere Lehranstalt bestand um 1580 noch aus vier Professoren der Theologie und drei Professoren der Philosophie. Sie besaß einen Kanzler, und der Rector des Collegiums war zugleich Rector magnificus der Anstalt. Diese erhob endlich im Jahre 1586 Erzherzog Carl zur Universität, deren Errichtung Papst Sixtus V. bestätigte. Im Beisein des Erzherzogs und der Landstände wurde diese Bestätigung in der Hofkirche verlesen, dem Rector Heinrich Kolisser übergeben und die heilige Catharina zur Schutzpatronin der Universität erwählt [2]) 1594 bestätigte Erzherzog Maximilian die Universität und verlieh ihr eigene Gerichtsbarkeit (forum academicum). Zur Erhaltung der Universität hatte im Jahre 1601 Kaiser Ferdinand II. dem Collegium der Jesuiten das Fürstenthum Millstadt in Kärnten, welches früher den St. Georgs-Rittern gehörte, geschenkt (mit der Bedingung jedoch, daß sie die alten Ritter und Soldaten des Ordens lebenslänglich erhalten sollten). Nach H. M. Richter [3]) stand in der Zeit, als der steiermärkische Adel noch ein starker Anhänger des evangelischen Glaubens war, die schon bestehende hohe Schule zu Graz noch in innigem Zusammenhang mit den protestantischen Universitäten Deutschlands, wie schon die Namen der Rectoren: Heinrich Osius aus Leipzig, Philipp Marbach aus Straßburg, Peristerius aus Ilmenau, Johann

[1]) Vergl. oben S. 14, auch Dr. R. Peinlich's treffliche Arbeiten in den Grazer Gymnasialprogrammen von 1864 ff.

[2]) Daher auch lange nachher noch jährlich am Catharinentage die Studiendirectoren, der Rector magnificus und die Professoren der Hochschule unter Voraustragung der drei Pedellenstäbe in ihren Doctormänteln einen feierlichen Einzug in die Kirche hielten, wo von einem der Professoren eine lateinische Rede gehalten wurde.

[3]) A. a. O. S. 71, insbesondere nach R. Peinlich's eingehender Darstellung.

Papius aus Franken, Johann Regius aus Danzig u. s. w. andeuten; daß dies unter der Herrschaft der Jesuiten anders wurde, ist natürlich. Die Universität wurde von jetzt an immer mehr mit Privilegien ausgestattet bis in's 18. Jahrhundert. Kaiser Josef II. hob bald nach der Aufhebung des Ordens selbst im Jahre 1782 auch die Universität auf, die nun unter dem Titel eines Lyceums fortbestand; das Recht, Doctoren zu graduiren, besaß nun nur die philosophische und theologische Facultät. Erst lange nachher, im Jahre 1827, wurde das Lyceum wieder in die heute bestehende Universität umgewandelt, welche von dem ersten Gründer und von dem Neubegründer den Namen der Carl Franzens-Universität führt.

Unter die Mitglieder dieser Hochschule, welche durch besondere Gelehrsamkeit sich zu Ende des von mir in's Auge gefaßten Jahrhunderts bemerkbar gemacht, gehört vor Allem Caspar Royko. Derselbe war speciell auf theologischem Gebiete, besonders auf dem der Kirchengeschichte thätig, ist aber schon deswegen für die weitesten Kreise von Interesse, weil er als Leiter des in Graz bestehenden Seminars für die Jugendbildung so unendlich viel beigetragen und von größtem Einflusse gewesen ist. Als Gelehrter genoß und genießt Royko übrigens eines ausgezeichneten Rufes.

Royko war zu Anfang des Jahres 1744 zu Marburg in Steiermark geboren, wo er auch seinen ersten Unterricht erhielt, die Gymnasialstudien jedoch begann er in Leoben und setzte dieselben dann in Graz fort, wo er auch die philosophischen Studien mit Auszeichnung vollendete. Im Jahre 1763 begab sich Royko sodann nach Wien, wo er sich eingehend mit mehreren Wissenschaften beschäftigte, insbesondere auch mit der Rechtsphilosophie oder dem „Naturrecht", wie diese Wissenschaft, damals erst in dem Anfangsstadium ihrer Entwicklung begriffen, genannt wurde, die er unter der Leitung des Freiherrn v. Martini betrieb, und mit der Kirchenrechtswissenschaft, worin Paul v. Riegger sein Lehrer war. Sodann erst kehrte der strebsame junge Mann nach Graz zurück, um Theologie zu studiren. Hier zeichnete er sich bei zwei der damals üblichen öffentlichen Dis-

putationen aus, die zur Erlangung der Doctorwürde abgehalten werden mußten. Royko's Thätigkeit entzog sich aber nun, nachdem er 1766 zum Priester geweiht war, der Oeffentlichkeit, denn er erhielt vom Bischofe von Seckau, Josef Graf v. Spaur, die Seelsorge in den zwei kleinen Pfarrgemeinden Zellnitz und Witschein übertragen, wo er geräuschlos und unbeachtet seines Amtes waltete, sich aber dabei fortwährend mit seinem Lieblingsstudium, der Kirchengeschichte, beschäftigte. Dies Studium betrieb er besonders durch den Verkehr mit einem Pfarrer Temmerl, der sich in Leutschach befand, angeregt, um so eifriger, als ihn dieser „in die Kenntniß der wichtigsten, damals in Süddeutschland noch kaum bekannten Schriften der vorzüglichsten Historiker einweihte und ihn auf die reichhaltigen Werke der französischen Geschichtsforscher aufmerksam machte; so bildete sich Royko an den Werken eines Claudius Fleury, Bossuet, Voltaire, Tillemont und Pierre Bayle, und hatte es bald dahin gebracht, daß die Regierung auf seinen Kenntnißreichthum aufmerksam wurde. Maria Theresia berief den gelehrten Mann denn auch im Jahre 1773 als Professor der philosophischen Wissenschaften — die freilich damals noch ganz im Dienste der Theologie standen — nach Graz, wo er 1774 das Lehramt der Kirchengeschichte an der Universität übernahm. 1777 wurde an Royko die Stelle des Directors am Studentenseminarium übertragen. Der innige Verkehr, in den er hier mit seinen Zöglingen — die Adeligen speisten sogar an der Tafel des Rectors — trat, ermöglichte es ihm, auf Geist und Gemüth derselben in bedeutender Weise einzuwirken. Royko war es auch, unter dessen Aufsicht der nachher so bedeutend gewordene Dichter Josef v. Kalchberg gestellt wurde, in dem der Gelehrte schon damals das hervorragende Talent entdeckte und den er durch unbeschränkte Benützungsfreiheit seiner reichhaltigen Bibliothek und auf verschiedene andere Weise in seinem wissenschaftlichen Streben wärmstens unterstützte. [1])

Royko weilte aber nicht mehr lange in Graz. Die Grazer Universität wurde 1782 in das Lyceum verwandelt, die Lehrkanzel des

[1]) Vergl. Seite 139.

Kirchenrechtes mit derjenigen der Kirchengeschichte vereinigt, und Josef II., welcher unterdessen die Regierung angetreten hatte, berief ihn an die Prager Hochschule, wo er ein außerordentlich zahlreiches Auditorium schon bei seinen ersten Vorlesungen vor sich sah. Die Zahl seiner Zuhörer wuchs von Jahr zu Jahr und der Hörsaal bot, wenn Royko vortrug, einen gar seltsamen Anblick. Winklern schildert denselben folgendermaßen: „Man sah in seinem Hörsaale Gäste fast aus allen Ständen. Man sah Adelige, man sah Staatsbeamte, geistliche Vorsteher und Professoren, weltliche Studirende und Candidaten zum Weltpriesterstande; man sah Religiosen von jeder Gattung: Prämonstratenser, Kreuzherren mit dem rothen Stern, Benedictiner, Cisterzienser aus allen Stiften Böhmens, zum Theil auch Mährens; man sah Augustiner, Dominikaner, Franziskaner, Serviten, Karmeliter, Paulaner, Kapuziner; und diese alle in ihren von einander sehr unterschiedenen Ordenskleidungen." „Ein interessanter Anblick!" ruft Winklern aus, „werth, daß ein Chodowiecky oder Kohl diese Scene dargestellt hätte!"

Im Jahre 1785 wurde Royko von der gelehrten Gesellschaft zu Anhalt-Bernburg als Mitglied aufgenommen, 1790 wurde er zum Decan der theologischen Facultät erwählt und 1791 vom Kaiser Leopold als Rath und Referent in geistlichen Angelegenheiten zur Landesstelle Böhmens berufen. 1793 ernannte ihn Kaiser Franz zum wirklichen Gubernialrath. Am 9. August 1797 wurde Royko zum Rector magnificus der Prager Universität erwählt. Im Jahre 1807 wurde er als Domherr bei der Collegialkirche zu Allerheiligen am Prager Schlosse feierlich installirt und im April 1819 endete er sein für die Wissenschaft so erfolgreiches Leben im 75. Lebensjahre, nachdem er durch 36 Jahre als Lehrer und Staatsbeamter, als Gelehrter und Schriftsteller unermüdlich thätig gewesen.

Von seinen Schriften nenne ich nur einige der bedeutendsten, die in deutscher Sprache erschienen sind, vor Allem sein Hauptwerk „Geschichte der großen, allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz", vier Theile (Grätz, Weingand und Ferstl, und Prag, v. Schönfeld. 1781—85), welches den Verfasser berühmt gemacht und ihn den ersten

Kirchenhistorikern anreihte. Außerdem erschien von Royko, jedoch schon in Prag, eine „Einleitung zur christlichen Religions- und Kirchengeschichte" (1788 und in zweiter Auflage 1790), welche auch die Grundlage seiner Vorlesungen bildete, und die „Christliche Religions- und Kirchengeschichte" (vier Bände, Prag, 1789—92), gleichfalls eine gelehrte Ausführung des von ihm in Vorlesungen besprochenen Stoffes.

Zeigte schon Royko sowohl in seinen Schriften als auch in seinen Vorträgen einen unter den Zeitgenossen seltenen Freimuth, war schon sein bedeutendes geordnetes Wissen mit einer Ueberzeugungstreue gepaart, die unter den österreichischen Gelehrten der Aufklärungsperiode sich erst nach dem Regierungsantritte der großen Kaiserin und insbesondere eines freisinnigen Josef bemerkbar machte, ist Royko daher schon zu jenen Geistern zu rechnen, die dem hereinbrechenden Lichte mit hellem, erwartenden Auge entgegenblickten, so haben wir es in dem Manne, auf welchen ich nun zu sprechen komme, obgleich auch er das Ordensgelübde abgelegt hat, doch mit einer für das geistige Leben noch wichtigeren und insbesondere in einer Richtung charakteristischen Persönlichkeit zu thun, es ist dies Fr. X. Gmeiner.

Franz Xav. Gmeiner wurde zu Studenitz in Steiermark im Januar 1752 geboren und absolvirte seine Studien in Graz. Daß seine Bildung keine einseitig theologische war, beweist der Umstand, daß er sich neben dem Doctorate der Theologie auch das der Philosophie erwarb. Seine Liebe zu den geistlichen Wissenschaften war getheilt mit seiner Neigung für Kunst und Literatur. Im Jahre 1779 wurde er als Weltpriester außerordentlicher Professor des Kirchenrechtes an der Grazer Universität, später ordentlicher Professor der Kirchengeschichte. Er wurde 1816 zum kaiserlichen Rathe ernannt und erhielt das Directorat der philosophischen Facultät an der Universität übertragen. In dieser Stellung starb er in Graz im Februar des Jahres 1824. Sein 1782 erschienenes freimüthiges Werk „Beweis, daß die Ordensgelübde jener Orden, die der Landesfürst in seinen Staaten nicht mehr dulden will, ohne vorhergehende Dispen-

sation ihre Verbindlichkeit verlieren" (Wien und Grätz) empörte „Alles, was zur Zelotenpartei gehörte" und zog ihm vielfach Haß und Verfolgung zu. Aber Gmeiner war nicht der Mann darnach, seiner Ueberzeugung untreu zu werden. Er war einer der hervorragendsten Vertreter der wissenschaftlichen Aufklärungsliteratur in Graz und wohl der Erste, der es gewagt hatte, bei den Reformen Kaiser Josef's II. in seinen Ansichten und Meinungen auf die Seite des großen Monarchen zu treten, was um so bewunderungswürdiger erscheint, da Gmeiner als Priester einen ungleich schwierigeren Standpunkt bei seinen Bekämpfungen hatte als jeder Laie.

Für das Grazer und damit auch für das ganze österreichische Geistesleben ist Gmeiner dadurch besonders interessant, daß er, als der Erste, Vorlesungen über Literatur abhielt, die von einem zahlreichen Zuhörerkreise besucht wurden. Diese Wissenschaft kannte man noch in den Achtziger-Jahren als solche in Oesterreich fast gar nicht und der Dichter Michael Denis in Wien war der erste österreichische Professor, welcher in unserem Kaiserstaate und zwar am Wiener Theresianum über altdeutsche Dichtkunst und Literaturgeschichte Vorlesungen hielt. [1]) Winklern erwähnt, daß Gmeiner's Lehrbücher selbst außer Oesterreich auf Universitäten eingeführt wurden und führt insbesondere an, „daß im Jahre 1807 mehrere hundert Exemplare derselben nach Coimbra in Portugal abgesendet wurden."

Diese Richtung von Gmeiner's wissenschaftlicher Thätigkeit ist zu wichtig, als daß man sie nicht eingehender beleuchten sollte. Schon im Jahre 1775 erschien „Franz Xav. Gmeiner Eingangsrede über die Lehre der Litteraturgeschichte" (bei den Widmannstätterischen Erben) in Druck und proclamirte seine Stellung zu der für Oesterreich eigentlich fast ganz neuen Wissenschaft. „Ist die Litteraturgeschichte einer Aufmerksamkeit würdig," erklärte Gmeiner in dem Vorworte zu seiner Schrift, „so ist sie es gewißlich von diesem Gesichtspunkte, in welchem sie eine Verbindlichkeit mit den Werken des guten

---

[1]) Vergl. oben Seite 128.

Geschmackes hat. Alle schönen Künste vereiniget ein genaues und brüderliches Band; dieß ist der mächtige Entscheidungssatz, den der römische Redner gemacht hat (Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur. Cic. pro Archia poëta). Kann ich nicht dieses auch mit gutem Rechte von der Litteraturgeschichte behaupten? — Ich will diesen Satz etwas näher prüfen, ich will durchsuchen, auf was Art die Litteraturgeschichte mit den Werken des guten Geschmackes verknüpfet seye u. s. w." Die nun folgende Abhandlung zerfällt in drei „Sätze", deren Inhalt durch die Ueberschriften: „Die Litteraturgeschichte ist mit den Werken des guten Geschmackes unmittelbar verbunden," „die Litteraturgeschichte ist mit der Philosophie mittelbar verbunden" und „die Litteraturgeschichte ist mittelbar mit den Sitten verbunden," bezeichnet ist. Gmeiner macht nur auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche das Studium der Werke des guten Geschmacks für die Jugend habe, auf den veredelnden Einfluß, den dieses ausübe. Er weist auf das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste in Rom und Griechenland hin und auf den Verfall desselben dadurch, daß man sich mit den größten Geistern dieses Alterthums nicht bekannt machte; er kommt dann auf die Neuzeit zu sprechen: „Woher haben die grossen Geister Deutschlands und Frankreichs, die uns unser Jahrhundert geschenket, ihre Grösse erreichet? Nicht wahr, aus dem Alterthum; die Sorgfalt, mit der sie uns die Schriften der Alten zu empfehlen suchen, ist Zeuge davon. Warum hatten die Trauerspiele durch so viele Jahrhunderte ein so elendes Aussehen? Nicht wahr, weil man die Kothurne des Aeschylus, den sichern Schritt des Sophokles, und die Sittensprüche des Euripides vergaß. Es schien, als wenn man kaum mehr gewußt hätte, daß es eine Kunst gebe, Trauerspiele aufzuführen, und man muthmassete nicht einmal, daß sie auch Regeln habe. Auch die Komödie hatte kein besseres Schicksal. „Man bracht die grobe Natur zum Vorschein, wo oft ein Possenreißer auf Kosten der Ehrbarkeit mit einem elenden Witze die Zuseher zu vergnügen suchte." Man

vergaß diese so wichtige Wahrheit, „daß nur jenes sehenswürdig, was gut und anständig, und daß man nichts hören solle, als was unsere Seele nähret und bessert.“ Die Majestät der Epopee war entheiliget, die göttliche Leyer des Pindars und Horatz verstimmet, der Blitz des Cicero verschwand, und den Donner des Demosthenes hörte man nicht mehr. So mußten die schönen Künste ein Raub der Nachlässigkeit und des Eigensinnes werden. Wir leben zwar in jenem glücklichen Zeitalter, in welchem man die Finsternüssen zerstreuet, und den Schaden mit schönen Werken ersetzet; allein wer ist uns Bürge dafür, daß man nicht wieder dahinuntersteigt, wo man hergekommen ist.“

„Die Litteraturgeschichte,“ fährt Gmeiner fort, „schützet die schönen Künste vor den Nachstellungen eines blendenden Witzes und einer verderblichen Barbarey, zween gefährlichen Feinden für den Geschmack, denen er schon öfter zum Opfer geworden. — Sie gehet von einem Jahrhunderte in das andere, sie charakterisiret, und zeichnet die Ersten und grösten Genies aller gesitteten Völkerschaften; an diesem sicheren Leitfaden führet sie die Jünglinge zur Kenntniß der großen Geister und Meisterstücke, behutsam entdecket sie mit einer vernünftigen Kritik das Schöne derselben und warnet vor den Mißgeburten kleiner Geister.“

„Die Natur ist reich in ihren Zügen; die Gränzen des menschlichen Verstands und Herzens hingegen sind eng. Einige lieben das Fröhliche, andere das Ernsthafte, jene das Naive, jene das Große und Majestätische, nur wenigen hat die Natur gegönnet, fast Alles zum umfassen. Es muß also jeder nach seinem Genie Muster wissen, um seinen Geschmack darnach bilden zu können. Die Litteraturgeschichte befriedigt einen jeden: in ihrem weitschichtigen und reichen Felde durchgeht sie alle Naturelle, und weiset, bey welchem Grade jeder stehen bleiben solle. Alle diese Vortheile verschaffet die Litteraturgeschichte dem guten Geschmacke. So ist sie also mit dem guten Geschmacke verbunden, und unmittelbar verbunden! — Welch eine wichtige Wahrheit.“

Aus den mitgetheilten Bruchstücken schon ersieht man, welche Bedeutung Gmeiner's Vorträge über diesen Gegenstand für die Hochschule, für die Aufklärung hatten. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß noch viel verworrene Ansichten, die mancher Klärung bedurften, auch bei diesem Gelehrten, wie bei vielen anderen, die rechte Anschauung trübten, allein in der Hauptsache war es denn doch schon eine große Errungenschaft zu nennen, daß dieser Mann auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften so energisch auf die Alten, insbesondere auf die Griechen [1]) hinzuweisen wagte, daß er diese als Muster hinstellte, daß er die Bedeutung klarlegte, welche die Kenntniß alter und neuer Dichtwerke für den Jüngling und für seine ganze Ausbildung gewinnt, daß er auf die „grossen Geister Deutschlands und Frankreichs", die (bis dahin) das achtzehnte Jahrhundert geboren, hinwies, wohlgemerkt zu einer Zeit, da die größten dieser Geister noch gar nicht oder nur mit wenigen ihrer epochemachenden Werke aufgetreten waren. Aber Gmeiner that noch mehr; er wies scharfsinnig den Zusammenhang der Literaturgeschichte mit der Philosophie nach, da man ja „in Bildung des guten Geschmackes, wozu die Litteraturgeschichte die erste Anlage ist, schon die sittliche Philosophie einsaugt". „Wer wird," ruft er an einer Stelle aus, „die Meßiade des grossen Klopstocks mit Bedacht durchlesen, ohne daß er die Tugend und Religion lieben lernen sollte, oder wer wird nicht aus Popens moralischen Briefen die Vorsicht des Allmögenden erkennen? Homers und Virgils Gedichte sind Behältnisse der Weisheit der Staatsgeschichte und Regirungsform. Alles dieses findet man in den Gedichten, und zu allem diesen führet uns die Litteraturgeschichte. Lukrez ließ sogar die tiefsinnige Metaphysik in einem poetischen Kleide einhertreten!"

---

[1]) In den Jesuitenanstalten wurde die griechische Sprache gewöhnlich stark vernachlässigt; eine „Literaturgeschichte" kannte man überhaupt in den Schulen kaum dem Namen nach. Vergl. Kelle „Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich." Prag, 1873. S. 145 ff.

Auch hier verwechselt der Darsteller Begriffe und bringt sich in manchem Punkte selbst nicht ganz zur Klarheit; auch hier ist er aber wichtig geworden für die Lehre der Philosophie an der Hochschule und für die Richtung, welche dieselbe genommen, insbesondere aber für die Geschichte der Philosophie, letzteres schon dadurch, daß der gelehrte Mann eine Geschichte der Philosophie (die einzige, die in Graz erschienen ist) verfaßte; der vollständige Titel derselben lautet: „Literaturgeschichte des Ursprunges und Fortganges der Philosophie, wie auch aller philosophischen Secten und Systemen vor und nach Christi Geburt. 2 Bände. Grätz 1789." Eine Sammlung „theils profaner, theils geistlicher Gelegenheitsreden" von Gmeiner erschien im Jahre 1804 in Graz; besondere Beachtung verdient darunter die Rede: „Die bürgerliche und gelehrte Geschichte als Hülfswissenschaften bei dem Antritte des Lehramtes der Litteraturgeschichte," in welcher Gmeiner seine historischen und literarischen Kenntnisse glänzend vereinigt zeigt. Um seine Vielseitigkeit hervorzuheben, sei auch noch eine andere schriftstellerische Gelehrtenarbeit Gmeiner's erwähnt: „Das allgemeine deutsche Lehnrecht in wissenschaftlicher Lehrart vorgetragen." 3 Bände. Grätz 1795. Alle übrigen Arbeiten übergehe ich, die Zahl derselben ist bedeutend, alle aber sind nur für den Fachmann von Interesse, mehrere darunter in lateinischer Sprache, so ein „Epitome historiæ ecclesiasticæ N. T. in usum prælectionum academicarum" (Græcii 1787) und eine „Theologia dogmatica in systema redacta etc." (Græcii 1790). Gmeiner betheiligte sich im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts auch als Mitarbeiter an der von mir öfter erwähnten heimatlichen, vortrefflichen Zeitschrift „Der Aufmerksame", für die er speciell einige Biographien steiermärkischer Landesfürsten abfaßte.

Damit schließe ich die Betrachtung der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses fleißigen Mannes, der jedenfalls unter den österreichischen Gelehrten jener Periode, nicht nur seines vielseitigen gründlichen Wissens, sondern auch der neuen Richtungen wegen, auf welche er, wie wir gesehen, mehrere Wissenschaften in Oesterreich gebracht hat,

endlich seiner freimüthigen und doch wissenschaftlichen Opposition wegen gegen Institutionen, die ihm nicht zeitgemäß erschienen, einen der bedeutendsten und hervorragendsten Plätze und keineswegs jene Vergessenheit verdient, die ihm zu Theil geworden ist.

Der Mann, auf welchen ich nun zu sprechen komme, L. G. Biwald, dürfte scheinbar nicht in den Rahmen dieser Darstellung passen, da sein Einfluß auf das „Aufklärungsleben" Oesterreichs durch die Eigenthümlichkeit des von ihm gewählten Gegenstandes — er war Professor der Physik — mit diesem nicht gerade in einen directen Zusammenhang gebracht werden kann; aber Biwald nimmt als Gelehrter eine so bedeutende Stellung ein und wirkte durch sein Beispiel so sehr aufmunternd auf den Geist der Jugend, die er unterrichtete, daß er füglich zu einem nicht nur der hervorragendsten, sondern auch der einflußreichsten Gelehrten der Hochschule gezählt werden muß.

Leop. Gottl. Biwald, geboren den 26. Februar 1728 zu Wien, erhielt seine erste Bildung daselbst. Mit neunzehn Jahren trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu, studirte aber weiter und vollendete vom Jahre 1751 bis 1753 die Philosophie zu Tyrnau, nachdem er noch vom Orden aus früher nach Raab gesendet worden war. Noch bevor er das Studium der Theologie absolvirte, kam er als Lehrer an das Laibacher Gymnasium, bald darauf erlangte er den theologischen Doctorgrad; auch wurde er im Jahre 1760 zum Priester geweiht und schon im Jahre darauf erlangte er auch die philosophische Doctorwürde. Seine ausgezeichneten Kenntnisse machten die Regierung aufmerksam; Biwald wurde an der Grazer Hochschule zuerst als Professor der Logik, sodann als Professor der Physik angestellt. Er war einer der Ersten in den österreichischen Staaten, welcher die Naturwissenschaft mit kritischem Sinne durcharbeitete, sie von dem Wuste halbwahrer oder falscher Behauptungen der damaligen Zeit reinigte, sie dafür mit den vielen seit dieser Zeit gemachten neuen Entdeckungen nach sorgfältiger Prüfung bereicherte, und ihr diejenige Gestalt gab, welche lange Zeit noch zur Bildung und zum

Unterrichte der Jugend am angemessensten befunden wurde. Ein Lehrbuch der Physik in lateinischer Sprache von Biwald erschien schon im Jahre 1766; auch hatte er eine naturhistorische Arbeit abgefaßt, in welcher er auf Seiten des berühmten Linné Einwände, welche man gegen des Letzteren System gemacht hatte, vertheidigte.

Kunitsch, Biwald's Biograph erzählt: „Ganz Deutschland, Italien, Helvetien, Batavien las und nützte Biwalds Schriften. Nicht minder waren seine Werke bei den Gelehrten in Frankreich und England bekannt. So verbreitete sich der Ruhm seiner Gelehrsamkeit von dem vaterländischen Murboden bis an die gelehrten Ufer der Themse, der Seine und der Tiber. In London, Amsterdam, Paris, Rom, überall ward der Name Biwald mit Hochachtung genannt."

Die Aufmerksamkeit, welche Biwald's Gelehrsamkeit erregte, trug ihm mehrfach den Ruf an auswärtige Universitäten ein, er lehnte aber jedesmal ab und blieb der Grazer Hochschule erhalten. Häufige Reisen im In- und Auslande trugen noch mehr dazu bei, der Bildung dieses gelehrten Mannes in seiner Fachwissenschaft eine gewisse Abrundung und zugleich eine gewisse Universalität zu verleihen. An den Ufern der Elbe auf einer dieser Reisen lernte er auch persönlich Goethe und Wieland kennen, dazu auch mehrere der berühmtesten deutschen Gelehrten, mit welchen er nachher im Briefwechsel stand.

Joseph II. selbst wandte seine Aufmerksamkeit Biwald zu; er ertheilte ihm den Auftrag „der jungen Geistlichkeit des damals in Graz bestandenen General-Seminariums, zur größeren Ausbildung für ihren Beruf die Naturgeschichte vorzutragen". Hochbetagt starb der gelehrte Greis im Jahre 1805, nachdem ihm noch einige Monate zuvor Kaiser Franz I. nicht nur eine materielle Belohnung durch eine jährliche Gehaltszulage ertheilt, sondern auch die große goldene Medaille sammt Kette verliehen hatte, welche ihm der damalige Landesgouverneur Philipp Graf von Welsberg-Raitenau übergab.

Biwald's Beliebtheit bei Lehrern und Schülern kannte kaum ihres Gleichen; seinem Leichenbegängnisse wohnte eine Menschenmenge bei, wie man sie lange nicht bei einer derartigen Trauerfeier in der Stadt erblickt hatte; die Nachricht von seinem Tode erregte in den weitesten Kreisen die tiefste Trauer. Frei von allen Vorurtheilen hatte ja dieser treffliche Mann auch überall seine Wissenschaft verbreitet so gut er nur konnte, und Allen, die ihn kennen gelernt, war er mit einem so freundschaftlichen Sinne entgegen gekommen, daß man nicht nur den Gelehrten, sondern auch den edlen Menschen in dem Verstorbenen betrauerte. Ein Zeichen, welche Verehrung Biwald unter seinen Schülern genoß, bietet der Umstand, daß ihm diese ein Denkmal setzten, eine Büste Biwald's, welche in dem Local der Universitätsbibliothek aufgestellt wurde [1]), um deren Errichtung sich auch der damalige Vorstand der Bibliothek, Marcus Sandmann, einer von Biwald's treuesten Schülern, wesentliche Verdienste erworben.

Es ist bemerkenswerth, daß Biwald zur Abschaffung des Aberglaubens in der Steiermark sehr viel beigetragen, besonders Aberglauben, Naturerscheinungen betreffend, suchte er, soviel nur in seinen

---

[1]) Diese Büste befindet sich heute noch im Hauptsaale der Universitätsbibliothek zu Graz; sie stellt Biwald in seinem hohen Alter vor, über der geistlichen Ordenstracht hängt die große Medaille an der Kette. Das hohe Piedestal, auf welchem die metallene Büste aufgestellt ist, trägt die Inschrift:

Leop. Biwald. Soc.
Jes. Presb. Phys. Prof.
Publ Ac. Ord. Ter.
Rect. Magn. Viro
Probo. Justo. Docto.
Mansveto. Lycaei
Graecensis. Decori. Ac.
Ornamento. Amici.
Discipvliqve. Lugentes.
Posvere. Vixit. Annos.
LXXV. Docvit. Annos
XLIII. Obiit. Sexto
Idvs. Septembres
MDCCCV.

Kräften stand, auszurotten und auf dem Gebiete der Naturlehre Licht und Aufklärung zu verbreiten.

Unter Biwald's Anleitung wurden auch in Graz und in ganz Steiermark die ersten Blitzableiter aufgerichtet. Die ausgezeichnete Instrumentensammlung, welche Biwald besaß, stellte er gerne jedem Wissensbedürftigen bei gelehrten Untersuchungen auf dem Gebiete der Physik zur Disposition. Eine treffliche Biographie Biwald's hat der von mir schon citirte Michael Kunitsch, ein Schüler des Gelehrten, verfaßt, die im Jahre 1808 in Graz erschienen ist.

So regte sich bereits allerorts in Steiermark der Geist der Aufklärung, auf dem die ganze künftige Zeit ihre geistigen Errungenschaften gegründet hat. Daß gerade aus dem Jesuitenorden einige der bedeutendsten Namen zu nennen sind, die unter Josef's Regierung ihre Ansichten zuerst frei zu bekennen wagten, ist eine bemerkenswerthe Thatsache.

Ich komme in Kürze nun auf einen Mann zu sprechen, der ebenfalls früher Mitglied des Ordens war und welcher sich auf dem Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit ausgezeichnet.

Franz Xav. Edler von Neupauer wurde zu Marburg in Steiermark im Jahre 1753 geboren. Er absolvirte seine Studien an der Grazer Universität und wurde ebendaselbst zum Doctor der Rechte promovirt. Als Professor des Kirchenrechtes und der Landesgesetze an dem Lyceum hatte er bald durch die Gediegenheit seiner Vorträge einen bedeutenden Kreis von Zuhörern um sich versammelt. Seine hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit veranlaßte später Kaiser Josef, ihn als Professor an die Universität nach Wien zu berufen, im Jahre 1810 kehrte er aber wieder nach Graz zurück, wo er im Jahre 1832 starb. Neupauer war einer der trefflichsten juridischen Professoren jener Zeit und wurde vom Kaiser Leopold II. seiner besonderen wissenschaftlichen Verdienste wegen in den Adelsstand erhoben. Auch diesem Manne zog seine Freimüthigkeit in Wort und Schrift viele Verfolger zu. Schon die Titel einiger seiner Schriften werden dies in Berücksichtigung der Zeitrichtung in Steiermark begreiflich er-

scheinen lassen. Er schrieb unter Anderem: „Ueber die Nichtigkeit der sogenannten feierlichen Klostergelübde" (Grätz 1786), „Die Clerisey hat vermög ihrer Einsetzung kein Recht, Gesetze zu geben" (Grätz 1787), „Personen, die im verbothenen Grade verwandt oder verschwägert sind, bedürfen nach erhaltener landesfürstlicher Erlaubniß zur Gültigkeit ihrer Ehe keiner ferneren geistlichen Freilassung" (Grätz 1786).

Hauptsächlich beschäftigte sich Neupauer mit dem Eherecht, einer Disciplin, die damals schon so unendlich vieler Reorganisationen auf dem Wege der Gesetzgebung bedurft hätte, daher auch sein „Versuch über die Frage: Ob ein katholischer Landesfürst das Recht habe, gültig geschlossene und vollbrachte Ehen seiner katholischen Unterthanen in gewißen Umständen auch in Ansehung des Bandes zu trennen?" (Grätz 1785.) Das Gebiet des Staatsrechtes betrat Neupauer in der Schrift: „Vorzüge der monarchischen vor den übrigen Regierungsarten" (Wien 1793).

Da eine Aufzählung aller Fachgelehrten nicht im Sinne dieser Schilderungen liegt, ich vielmehr nur jene Männer, die auf wissenschaftlichem Gebiete ganz besonders wichtig geworden sind, vorführen wollte, oder die überhaupt für das Aufklärungsleben Oesterreichs und speciell Inneröstereichs von Einfluß wurden, so hätte ich in den erwähnten Persönlichkeiten schon die wichtigsten Vertreter der Grazer Hochschule jener Zeit gezeichnet, die eine besondere Aufmerksamkeit auch heute noch verdienen.

Leider sind über mehrere Namen, welche noch anzuführen wären, so wenig Daten aufzufinden gewesen, daß weder ein geordnetes biographisches, noch literar-historisches Material vorliegt, welches es ermöglichen würde, ein Bild von der Thätigkeit der Träger dieser Namen zu zeichnen. Ich führe nachträglich noch einen Namen an, der eigentlich unter den Dichtern seinen Platz verdient hätte, da sein Träger aber Professor an der Grazer Hochschule war und auch anderweitig auf wissenschaftlichem Gebiete thätig gewesen ist, passend hier angereiht werden kann.

Es ist Professor Joseph Werneking, von dem ich spreche. Geboren im Jahre 1745 [1]), wurde er Professor der schönen Wissenschaften zuerst in Graz, sodann Lehrer der Dichtkunst an der k. k. Theresianischen Akademie in Wien, wo er vermuthlich zu Ende des Jahrhunderts starb. Außer einigen ganz unbedeutenden lateinischen Abhandlungen haben sich von Werneking einige Gedichte erhalten, insbesondere eine Ode: „Bey Eröffnung des Büchersaales an der hohen Schule zu Grätz." (1781), die nicht nur ein bezeichnendes Licht auf den Werth wirft, den man nun schon einer öffentlichen Büchersammlung beilegte, sondern auch zeigt, daß man im Sinne eines Klopstock auch auf der Grazer Hochschule die neuen Gattungen der Dichtkunst pflegte und zur Anwendung brachte. Ich verzeichne nachstehend das ganze Gedicht und schicke zum besseren Verständnisse voraus, daß eine Büchersammlung zwar bestanden hatte, aber keine öffentliche, und daß Maria Theresia aus einem Universitätshörsaale und dem ehemaligen „Universitätstheater" schon im Jahre 1778 diesen Saal herstellen ließ, welcher am 19. März 1781 mit einer besonderen Feierlichkeit, wobei der damalige Director der theologischen Facultät Franz Tomitschich eine lateinische Rede hielt, eröffnet wurde [2]).

Verweile Fremdling! wenn die Mure dich
Noch einmal ans Tauriskеr Ufer bringt,
Und fronst du ja der Musen einer;
So wag den Schritt, und huldige
Der Göttinn hier in ihrer neuen Halle.

Im Dunkel, unwirthbar, dem Auge nur
Der reifern Kunst entdecket, lag sie lang

---

[1]) Die Kenntniß des Geburtsjahres verdanke ich nur einer der besonders aufmerksam gearbeiteten Titelcopien in der k. k. Universitätsbibliothek zu Graz, wo der Name übrigens „Wernekingh" geschrieben ist.

[2]) Man findet diese Rede von Gmeiner in's Deutsche übersetzt in dem oben Seite 214 angeführten Buche: F. X. Gmeiner's Gelegenheitsreden Seite 60.

Die Bahne zu der heil'gen Stätte,
Wo nur der traute Liebling sich
Wißgierig der Orakeln Einfluß holte.

Oft scholl o Grätz! des feinern Genius
Gerechte Klage stillen Hainen hin
Vergebens „Angeschafne Witzkraft
Versiege, gleich dem Weyher dem
Die Schleuße fremder Quellen Anfluß wehrte“.

Doch endlich scholl sie Biederohren, die
Längst müde Klage; traf des Weisen Herz,
Der, jeder Muse Gastfreund, jedes
Talentes Prüfer, die Gefahr
Des leistungslosen Mutterwitzes wähnte.

Er sann — und schnell enthob dem Busen sich
Der Wunsch: hinan, hinan zur Kaiserstadt —
Ein Wort am Thon' — Er sprach's: — Und plötzlich
Entsteigt der reich'sten Kunde Burg,
Thalia! den Ruinen deinen Laube.

Sie sieht — Entheilige die Schwelle nicht
Verwegener, der du nach Sittengift
An deinen Lieblingsbüchern lechzest;
Hier hat die ernst're Muse sich
Mit Weisheit, nicht mit Üppigkeit umlagert.

Hier such sie Musensohn, und jauchze Dank
Den Sphären zu, wo nun Theresien
Verklärter Geist mit seel'gen Blicken
Das goldene Gepräge der
Wohlthätigkeit auf Ihres Denkmals Zinnen

Froh liest; so lange Josephs Vateraug
Für Künste wacht, und Seines Namens Ruf
In der Unsterblichkeit Geleite
Zur grauen Nachwelt überzeuht
Auch spät'rer Enkeln Segnungen zusammen.

Ich wende mich nun einem Manne zu, der für die Geschichte der Steiermark von wichtiger, man kann sagen von epochemachender Bedeutung geworden ist. Obgleich derselbe nicht im Verbande der Hochschule stand, kann er doch mit Fug und Recht zu jenen Gelehrten gezählt werden, die ihrer Werke wegen untrennbar mit der Universität verbunden sind und verbunden bleiben werden, mag man auch vom kritischen Standpunkte aus diesen Werken gegenüber welche Stellung immer einnehmen.

Unter allen Geschichtsschreibern, welche für das Ende des 18. Jahrhunderts in Graz besonders wichtig und charakteristisch sind, nimmt unbedingt den ersten Rang ein Aquilinus Julius Cäsar, den man wohl mit Recht den „Vater der steiermärkischen Geschichtsschreibung" nennen kann. Obgleich zu Graz im Jahre 1720 geboren, verbrachte Cäsar den größten Theil seines Lebens außerhalb der steierischen Hauptstadt; diese bildet aber dennoch den Mittelpunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, sowie auch die wichtigsten der von ihm verfaßten Werke bei Grazer Verlegern erschienen sind. A. J. Cäsar war der Sohn eines Rathsherrn in Graz und legte seine Studien auf dem Lyceum daselbst ab. Im Jahre 1736 trat er in das regulirte Chorherrenstift zu Vorau; nach abgelegtem Profeß ward er im Jahre 1743 zum Priester geweiht. Er wurde hierauf seiner umfassenden Kenntnisse wegen als Lehrer in den höheren und niederen Schulen des Stiftes verwendet und im Jahre 1761 als Pfarrer in Dechantskirchen, später im Jahre 1765 als Stadtpfarrer in Friedberg angestellt. Auf die letzterwähnte Stelle resignirte er im Jahre 1784 seiner angegriffenen Gesundheit wegen. Zuletzt lebte er bei einem Jugendfreunde, dem Kreisdechanten Josef Peinthor am Weitzberge, immer mit den Wissenschaften beschäftigt, denen er sein ganzes Leben und Streben geweiht hatte. Er starb am 2. Juni 1792.

Cäsar's Eintritt in das Stift Vorau verschaffte ihm die Gelegenheit, mit den in der dortigen trefflichen Bibliothek befindlichen Urkunden und Handschriften bekannt zu werden und sich mit denselben eingehender zu beschäftigen. Da er in der Sammlung auch alle als

Behelfe zu seinen Forschungen nöthigen Werke vorfand, so entwickelte sich bald in ihm der strebsamste Forschergeist, durch welchen er später bekannt und berühmt geworden ist. Kindermann, den er „seiner Freundschaft, seines Briefwechsels, seiner Beiträge, seiner Manuscripte, seines Unterrichtes würdig geachtet", veröffentlichte nach dem Tode Cäsar's einen warmen Nachruf in der „Grätzer Zeitung" vom 4. Juni 1792 (Nr. 132), in dem er unter Anderem sagt: „Das Studium der Vaterländischen Geschichte ward ihm eine Leidenschaft. Wenige Länder werden einen so unermüdeten Geschichtsforscher aufzuweisen haben. Man kann seine vielfältigen, in lateinischer und deutscher Sprache herausgegebenen Werke nicht ohne Erstaunen über seinen Fleiß und seine Geduld lesen. Diese Werke, denen es nur an äußerer Sprachpolitur, zuweilen auch an Ordnung und Präcision fehlt, werden einem künftigen vaterländischen Geschichtsschreiber ein kostbares Magazin sein. Wenn Julius Cäsar als Schriftsteller", fährt Kindermann fort, „die Achtung der Freunde des historischen Studiums sich erwarb, so erwarb er auch als Seelsorger jene der seiner geistlichen Pflege unterworfenen Gemeinden und als ein Mann von einem edlen Charakter jene aller Menschen, die ihn kannten."

In der That muß Cäsar als derjenige betrachtet werden, der allen künftigen Geschichtsschreibern der Steiermark vorgearbeitet hat, der ein ungeheueres Material bewältigte, der mit eisernem Fleiße Alles, was er sich vornahm, erreichte. Die Mängel, welche ihm anhaften, liegen schon in Kindermann's Worten ausgedrückt. Seinen Arbeiten fehlt die Sichtung; die Masse des Materiales ist erdrückend und eine rechte Eintheilung nirgends getroffen. Sein bedeutendstes Werk, zugleich eine unerschöpfliche Fundgrube für den Historiker sind die „Annales Ducatus Styriae .... ex antiquis historiae monumentis collecti", drei Bände in Großfolio. (Graecii et Vindob. 1768—1779.) Ein vierter Band dieses großartig angelegten Werkes lag im Manuscripte vollendet vor, ging aber durch einen unbegreif-

lichen, unglücklichen Zufall in Wien verloren [1]). Ein zweites wichtiges Werk Cäsar's ist die „Staats- und Kirchengeschichte des Herzogthums Steiermark"; sieben Bände (Grätz 1785—88), besonders interessant und sehr ausführlich behandelt auch die „Beschreibung der Hauptstadt Grätz und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten" in drei Theilen (Salzburg 1781), das erste topographische Werk über die Stadt in deutscher Sprache.

Dieses Werk über Graz enthält insbesondere in den historischen Partien eine Fülle von Material und zeugt ebenso, wie seine anderen Arbeiten, von dem großen Fleiße des Verfassers, es ist in drei Abtheilungen gegliedert, deren letzte vielfache Auskünfte über die Literatur und das Geistesleben jener Zeit bietet. Von Cäsar's Arbeiten sind außerdem noch zu nennen: „Beschreibung des Herzogthums Steyermark", zwei Bände, (Grätz 1773); „National Kirchenrecht Oesterreichs, oder Verbindung der k. k. Verordnungen in publico ecclesiasticis mit den päbstlichen, aus den Dekretalbüchern Gregors IX.", fünf Bände, (Grätz 1788—1799), zu dem noch ein 1791 erschienener Band, enthaltend einen „Anhang der k. k. Resolutionen vom Jahre 1786 bis 1790 sammt einem allgemeinen Register über alle sechs Bände" gehört, und eine „Geschichte der Gelehrten Inneröſterreichs", von der nur der erste Theil erschienen ist. Winklern erzählt, Cäsar habe noch ein unvollendetes großes Werk über die Kirche von Utrecht und gegen achtzehn verschiedene Werke im Manuscripte hinterlassen [2]). Eine An-

[1]) In seiner im Texte oben erwähnten „Beschreibung der Hauptstadt Grätz" führt Cäsar auch die von ihm selbst bis zur Drucklegung dieser Topographie verfaßten Werke an, zuvörderst die „Annales" in nachstehender Weise:

Annales Ducatus Styriae Tom. I & II. Graecii. 1768 & 1773. Groß Fol.
Tomus III. Viennae 1779.
Tomus IV est in censura Viennae.

Sollte diese Schlußbemerkung nicht eine Andeutung darüber geben, wohin das betreffende Manuscript gekommen, beziehungsweise die Auffindung desselben doch noch ermöglichen?

[2]) „welche sein Neffe, der Freyherr Christoph von Schmitzen damahliger Kreishauptmann zu Grätz nach seinem Tode erhielt." Vergl. „Winklern, Nach-

zahl streng theologischer und anderer kleinerer Schriften dieses Mannes welche noch erschienen sind, übergehe ich als zu unbedeutend und auch nicht hieher gehörig.

Ein anderer Biograph Cäsar's hat auf manche der Mängel in den historischen Forschungen des Gelehrten hingewiesen, Mängel, welche auch ich oben schon angedeutet habe. Kunitsch bemerkt zu Cäsar's übriger schriftstellerischer Thätigkeit: „Unstreitig wären seine Talente einer bessern Ausbildung, und sein großer Fleiß einer glücklichern Anwendung fähig gewesen; aber seine früheren Jahre fielen in Zeiten, wo er seine ganze Gelehrsamkeit und Lebensweisheit aus der Aristotelischen Philosophie und der pedantischen Theologie schöpfen mußte, an der damals die Universitäten, wie an einem Symbolum, hingen. — Wer einen anschaulichen Begriff von seiner Erziehung und Lage hat, begreift es, wie ein sonst schätzbarer und fleißiger Gelehrter zu vielen thörichten Behauptungen und Aeußerungen kam."

Ich habe oben Gelegenheit gehabt, der Grazer Universitätsbibliothek zu erwähnen. Einige Worte über einen Mann, welcher diesem gelehrten Institut der Hochschule sein ganzes Leben weihte und auch als Schriftsteller thätig war, scheinen mir hier um so eher am Platze zu sein, als sich gerade die Thätigkeit des Bibliothekars auf ihrem eigentlichen Gebiete, nämlich auf dem der Bibliothekswissenschaft der Oeffentlichkeit entzieht und doch für die wissenschaftliche Arbeit der Gegenwart und Zukunft von Wichtigkeit und großem Einflusse ist. Leider sind es nur spärliche Daten, welche ich über den Nachgenannten zu bringen vermag.

Markus Sandmann wurde in Graz am 11. Juli 1764 geboren und unter dem Directorate des Gubernialrathes und Domprobstes Jüstel an der k. k. Bibliothek der Hauptstadt als Custos angestellt, später wurde er selbst Leiter der Anstalt und führte die Oberaufsicht auf musterhafte Weise. Sandmann starb erst im Jahre

---

richten v. d. Schriftstellern und Künstlern . . . in dem Herzogth. Steyermark, (Grätz 1810) S. 22.

1830, er trat als Schriftsteller schon im vorigen Jahrhunderte auf, war Mitarbeiter an mehreren gelehrten Zeitungen und veröffentlichte anonym mehrere dramaturgisch-literarische Arbeiten. Sandmann war auch dramatischer Schriftsteller, er schrieb ein „schönes Schauspiel", „Louise Gramond oder Leiden bewähren den Menschen", das aber nicht auf die Bühne gelangt zu sein scheint.

Diejenigen Männer, auf welche ich nun zu sprechen komme, schließen sich würdig an die Vertreter der Gelehrsamkeit, welche mit der Hochschule verbunden sind, und bleibt jeder derselben für das damalige höhere Geistesleben der Stadt und Inneröstereichs nach irgend einer Richtung hin ein charakteristischer Vertreter. Die Zahl von Namen zu vermehren ist nicht meine Absicht, man könnte noch manche weniger bedeutende Persönlichkeit anführen, aber nur durch die Erwähnten die Verhältnisse der Steiermark nach mehreren Richtungen hin zu beleuchten und wo möglich so manche vorherrschende falsche Auffassung zu einer möglichst richtigen zu gestalten, ist der Zweck dieser Schilderungen.

Der Erste in der nun folgenden Reihe sei daher auch Pucher, der für das Volksschulwesen des Landes auch so viel geleistet.

Andreas Pucher wurde in der Nähe von Leibnitz am 23. November 1743 geboren und studirte in Graz Theologie, hatte auch schon die vier unteren Weihen erhalten. Aber die Enge und Befangenheit, in welcher sich ein Theologe jener Zeit befand, wurde ihm bald lästig und schließlich unleidlich. Pucher verließ den geistlichen Stand und widmete sich nun in Wien dem Studium der Rechtswissenschaft, trotzdem er ohne Vermögen sich durch Stundenertheilen seinen Unterhalt verschaffen mußte. Sein Eifer beim Studium war unermüdlich und er legte die vorgeschriebenen Prüfungen zuletzt auch glänzend ab. Da er sich nun der Militärrechtswissenschaft zuzuwenden beabsichtigte, so trat er beim Hofkriegsrathe in Wien ein und damit in den Staatsdienst. Seine ausgezeichnete Verwendbarkeit beförderte ihn bald, er wurde bei dem Kürassierregimente Podstatzky, später bei dem Dragonerregimente Großherzog Toskana als Auditor angestellt,

welche Stelle er acht Jahre lang bekleidete. Da erschien eine Verfügung Kaiser Josef's II., daß fähige und geschickte Auditore bei den landesfürstlichen Magistraten angestellt werden könnten, falls ihnen der Dienst im Civilstande besser gefalle. Pucher, der sich inzwischen verheiratet und längst nach einem stillen häuslichen Leben, wobei er auch die Wissenschaften pflegen könnte, gesehnt hatte, trat daher aus dem Militärrichterstande und erhielt eine Rathsstelle beim Magistrate der steierischen Hauptstadt; in Folge seiner ausgezeichneten Leistungsfähigkeit kam er drei Jahre später als Bergamtmann nach Villach in Kärnten und kurze Zeit darauf als Oberamtmann nach Wolfsberg in demselben Kronlande. Im Jahre 1791 erhielt er die Leitung sämmtlicher Staatsgüter in Kärnten und wurde als Gubernialrath und Staatsgüter-Administrator nach Klagenfurt übersetzt. Schon zwei Jahre später übertrug man ihm die Leitung des Judenburger Kreises in Obersteiermark als Kreishauptmann, welche Stelle er fünf Jahre lang in ausgezeichneter Weise bekleidete. „Eine unverkennbare Liebe für das öffentliche Wohl zeichnet ihn bei diesem Amte aus." Pucher war es auch, welcher in dieser Stellung durch seine Verwendung und edle Standhaftigkeit während des französischen Einfalles im Jahre 1797 die Leiden seiner Mitbürger erleichterte, trotz vieler Verleumdungen, die er sich deshalb gefallen lassen mußte. Am Schlusse des Jahres 1797 kam Pucher als Gubernialrath zur Landesstelle nach Graz, wo er am 23. Juli 1803 starb.

Das Volksschulwesen war zu jener Zeit in Steiermark recht kläglich bestellt. Neuerlassene Gesetze waren noch zu wenig in's Volk gedrungen, die alten Institutionen vollständig unzeitgemäß, vielfach versuchte Reorganisationen unterblieben, weil man an der Durchführung verzweifelte. Schon in Judenburg hatte sich Pucher um das Volksschulwesen und die Jugendbildung große Verdienste erworben; auch beim Gubernium in Graz hatte er das Studienreferat und widmete demselben seine volle Aufmerksamkeit. Dies beweisen mehrere pädagogische Schriften, die er, jedenfalls einer der ersten Gubernialbeamten Steiermarks, welcher seine Ansichten vor die Oeffentlichkeit

brachte, erscheinen ließ. „Die Erziehung der Jugend, und die Volksbildung," erzählt Pucher's Biograph Kunitsch, „war eine seiner angelegentlichsten Sorgen in seinem Kreise. Das Schulwesen fand daher an ihm den ersten, den thätigsten Unterstützer, den eifrigsten Beförderer." Er war es, der im ganzen Judenburger Kreise die durch Unterlassung eingegangenen Sonntagsschulen wieder herstellte, er besuchte die Schulen selbst, und ermunterte und regte Schüler und Lehrer an.

Unter Mitwirkung eines Schul-Kreiscommissärs J. Caj. Pohlner erließ Pucher am 1. Juli 1795 eine gedruckte Instruction mittelst Circular an sämmtliche Bezirkscommissäre desselben Kreises zu ihrer Darnachachtung in Betreff der Schulen, sowie auch zur Mittheilung und Verbreitung unter den Ortsschulaufsehern, Lehrern u. s. w. Diese Instruction enthält eine gründliche, mit Beispielen erläuterte Anweisung über das Verfahren beim Unterrichte der einzelnen Lehrgegenstände, „sie zeigt den Lehrern, wie sie die Schüler zweckmäßig und nützlich, mit beständiger Hinsicht auf ihren künftigen Gebrauch des Erlernten unterrichten sollen", sie handelt von der Schulzucht, sie enthält für die Ortsschulaufseher besondere Weisungen und enthält schließlich, im freiheitlichen Geiste gehalten, das Verhältniß des Schullehrers und des Katecheten zu einander dargestellt. Es ist bezeichnend, wie sehr sich dieser treffliche Mann in das pädagogische Leben hineinzufinden wußte, mit welcher Energie er Verordnungen herausgab, zu deren Durchführung gerade damals mehr als gewöhnlicher Muth gehörte und wie er wirklich glänzende Resultate erzielte.

Pucher's schriftstellerische Thätigkeit war zwar nicht sehr fruchtbar, allen seinen Arbeiten ist aber der Stempel des Gediegenen, tief Durchdachten aufgeprägt und in allen zeigt er sich als ein Anhänger echter freiheitlicher Richtung im wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Er veröffentlichte seine Arbeiten in Zeitschriften, so in dem Brünner „Patriotischen Tagblatte" und in Wiener Blättern und hatte auch in Form von Broschüren seine Ansichten in das Publicum gebracht. Noch nach seinem Tode fand man unter seinen nachgelassenen Schriften

werthvolle Aufsätze, auch ein Manuscript pädagogischen Inhalts, das aber nicht abgeschlossen war und schließlich in Verschollenheit gerieth. Pucher ist auch dramatischer Schriftsteller gewesen, doch sind seine Stücke vergessen. Eine Preisschrift über die Frage: Welche sind die Ursachen der verminderten Bevölkerung in den k. k. Staaten, und wie ist ihnen abzuhelfen? [1]) verschaffte nach dem Tode Pucher's seiner Witwe von dem Preisaussteller Grafen Leopold v. Berthold noch den Preis von fünfzig Ducaten. Kleinere Schriften, die Pucher veröffentlichte, sind: „Ueber das Wetterläuten" und „Ochs, Esel und Mensch", ein Gespräch im Geschmacke der Zeit.

„Die zahlreichen neuen und älteren Ideen, die lebhafte gründliche Darstellung, die Neuheit und Güte seiner Vorschläge, die Kennzeichen seines umfassenden, in die Wesenheit der Dinge tief eindringenden Kennerblickes, und die bewährten streng durchdachten Resultate seiner scharfsinnigen Beobachtungen, die aus seiner Preisschrift hervorleuchten, sind ganz sichere Beweise einer Stufe von Bildung und Kenntnißreichthum, welche so wie diesem Manne durch eigene innere Schwungkraft nur wenigen Männern zu erreichen vergönnt war." Nach den großen Verdiensten, die er sich erworben, ist es daher keine bloße Umschreibung des „De mortuis nil nisi bene", wenn eine Stelle in der Grabschrift Pucher's lautet:

Was er einst
War, gilt hier nicht mehr: hier verschwinden
Titel, Macht und Würden.
Doch was er that, schrieb feierlich der Menschheit Genius
Ins ew'ge Buch. —

---

[1]) Diese Preisfrage stellte Graf Berthold, ein mährischer Edelmann in dem oben erwähnten Tagblatte. Unter dem Motto: „Durch Zusammenwirken der Guten wird das Gute befördert" sendete Pucher seine Beantwortung der Frage ein, ohne seinen Namen zu nennen. Diese Arbeit wurde als die vorzüglichste erklärt. Durch Zufall wurde der Verfasser bekannt. Vergl. Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie von M. Kunitsch. Grätz, 1805. I. Bdch.

Ich komme nun zu dem Vertreter einer andern wissenschaftlichen Richtung, nämlich zu Cajetan Franz v. Leitner, dessen schon bei der Besprechung der „Grätzer Zeitung" Erwähnung geschah [1]), der aber auch als selbstständiger, zum Theile wissenschaftlicher Schriftsteller sich einen Namen machte und der deßhalb auch an dieser Stelle Aufmerksamkeit verdient. Leitner wurde am 15. September 1768 zu Graz geboren. Schon als Studirender ragte Leitner durch Talent und Fleiß unter seinen Collegen am Grazer Gymnasium und Lyceum hervor. Neben seinen Studien verwendete er die meiste Zeit auf eine gediegene Lectüre. Nach vollendeten Studien wurde er im Jahre 1786 als Accessist bei der Staatsbuchhaltung in Innerösterreich angestellt. Auch als Beamter bekundete er „seltenen Fleiß, Umfang und Gründlichkeit seiner Kenntnisse, scharfe Beurtheilungskraft und unbestechliche Liebe für das allgemeine Beste". Im Jahre 1795 erfolgte seine Beförderung zum Rechnungsofficier bei der steiermärkischen Staatsbuchhaltung, im Jahre 1802 wurde Leitner zum ersten Rechnungsofficier bei der ständischen Buchhaltung erwählt und 1805 zum Rechnungsrathe ernannt, „eine Stelle, wo er", wie der Schriftsteller Winklern sagt, „in der Lage gewesen wäre, seinem Vaterlande die seinen Kenntnissen und seinem persönlichen Charakter angemessenen Dienste zu leisten, nach deren Erlangung ihn aber der Tod überraschte und zu früh dem Vaterlande, den Wissenschaften und den Seinigen entriß". Im 37. Jahre starb Leitner schon im December des Jahres 1805 an einer Brustkrankheit. Unter den drei unmündigen Söhnen, die er hinterließ, wurde bekanntlich K. G. R. v. Leitner schon in den Zwanziger-Jahren als Dichter bekannt und in der Folge einer der vorzüglichsten deutschen Balladendichter [2]).

Cajetan Franz v. Leitner's Thätigkeit auf journalistischem Gebiete habe ich schon gewürdigt; bevor er die Redaction der „Grätzer Zeitung"

---

[1]) Vergl. oben Seite 90.

[2]) Vergl. überhaupt über die Familie Leitner und den Zusammenhang der verschiedenen als Schriftsteller aufgetretenen Mitglieder dieser Familie mit dem hier besprochenen und untereinander die Stammtafel auf S. 171.

selbst übernahm, lieferte er der Statistik und der Volkswirthschafts-lehre angehörige Aufsätze für dieselbe, auch erschienen von ihm mehrere Schriften auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaften separat. Ebenso sind die meisten in die genannten Fächer einschlagenden Artikel in Kindermann's „Repertorium der steiermärkischen Geschichte" von Leitner verfaßt. Interessant ist es, daß er „für Andere mehrere Gelegenheitsreden, besonders eine auf den Tod des Kaisers Leopold, gehalten in der Stadtpfarrkirche zu Grätz von dem damaligen Caplan des Grätzer Bürgerkorps, verfaßte, welche aber unter fremdem Namen gedruckt und von den Literatur-Zeitungen vortheilhaft recensirt wurden". Leitner ist auch der Erste, welcher ein Reisewerk über seine engere Heimat veröffentlichte, es ist dies die „Reise von Grätz über Eisenerz nach Steyer". (Wien 1796.) [1])

Auf dem Gebiete der vaterländischen Geographie und Ethnographie machte sich zu Ende der Achtziger-Jahre besonders auch ein Mann bemerkbar, der zwar nicht in Steiermark geboren ist, aber schon seit dem Auftauchen einer bedeutenderen Journalliteratur in dem Grazer Schriftstellerleben eine Rolle zu spielen berufen sein sollte. Es ist dies der von mir schon als Redacteur der „Grätzer Zeitung" erwähnte Josef Karl Kindermann. Derselbe wurde zu Schambeck in Ungarn geboren und hatte eine abenteuerliche Vergangenheit hinter sich, als er die Redaction des genannten Blattes übernahm. Für das Studium der Medicin bestimmt, kam Kindermann nach Wien, betrieb die Medicin auch in der That, aber ziemlich flau, desto eifriger Mathematik, Physik und Geographie. Eine Spaltung, die zwischen Vater und Sohn, der das medicinische Studium gerne ganz aufgegeben hätte, ausbrach, endigte im Jahre 1768 mit

[1]) „Kindermann's Atlas und Leitner's Reisebeschreibung begleiteten uns bis hieher (nach Graz) durch die Obersteiermark, und wir haben Ursache diesen Reisegefährten — für den Nutzen und das Vergnügen, das sie uns gewährten, dankbar zu sein" schreibt Hammer-Purgstall in seinem Werke: „Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig". Berlin 1800. (Das erste Werk des später als Orientalist berühmt gewordenen Gelehrten.)

der Abreise Kindermann's nach Holland, wo er in die Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie trat und nach Capstadt (am Cap der guten Hoffnung) absegelte. Seine Begabung zeigt sich schon in dem Umstande, daß er sich während der Seereise die holländische Sprache so zu eigen machte, daß er sie vollkommen lesen und schreiben konnte, als das Schiff in Capstadt einlief. Hier trat er in die Dienste des Vicegouverneurs Hemy, der, in ihm den intelligenten, wissenschaftlich gebildeten Mann erkennend, an Kindermann seine Secretariatsgeschäfte übertrug. Daneben widmete er sich dem Studium der Naturgeschichte und trat unter Anderem mit Buffon in Verbindung. Anfangs war es nur die Reiselust, welche ihn auch aus Capstadt fort und auf die Insel Ceylon trieb. Hier aber erkrankte er; und da sich als Ursache seiner Krankheit das Klima Ostindiens herausstellte, mußte Kindermann wieder nach Europa zurückkehren.

Er betrat im Jahre 1774 wieder holländischen Boden. Die Versöhnung mit seinem Vater war übrigens inzwischen brieflich erfolgt, dieser war aus Ungarn nach Steiermark und zwar nach Judenburg übersiedelt. Kindermann sollte ihn aber nicht mehr lebend sehen. Als er in Judenburg ankam, war der Vater bereits gestorben.

Von dieser Zeit an datirt Kindermann's intensivere literarische Thätigkeit. Im Jahre 1776 übersiedelte er nach Graz, arbeitete an der „Grätzer Zeitung" mit, übernahm später deren Redaction, die er bis 1800 fortführte und war während dieser Zeit auch anderwärts schriftstellerisch thätig. Die „Grätzer Zeitung" erhielt unter Kindermann einen bedeutenden Aufschwung, populär-wissenschaftliche und belletristische Arbeiten jeder Art bereicherten den bis dahin ziemlich dürren Inhalt des Blattes, dessen Leitung er durch dreizehn Jahre „mit großem Beifalle und unter den delikatesten Zeitumständen" geführt hatte. Ein vortreffliches Unternehmen Kindermann's war auch die Herausgabe des „Vaterländischen Kalenders" für 1801 und 1802, eines Buches, das unendlich viel des Nützlichen und Nothwendigen enthielt und für eine Stadt wie Graz schon zum Bedürfnisse ge-

worden war. Kindermann's geographische Arbeiten sind heute noch wichtig. Zuerst erschien von ihm ein „Historischer und geographischer Abriß des Herzogthumes Steiermark" (Grätz 1778), ferner in populärer Form ein in der Folge in Steiermark vielverbreitetes Buch, nämlich „Der Freund des steiermärkischen Volkes" (4 Bände, Grätz 1788 ff.), außerdem „Beiträge zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Bewohner" (2 Bändchen, Grätz 1790), „Repertorium der steiermärkischen Geschichte, Geographie" u. s. w. (Grätz 1799) und mehrere kleinere Werke. Auch als Kartograph hat Kindermann Verdienstvolles geleistet; so ist vor Allem zu erwähnen das Kartenwerk: „Die Provinz Innerösterreich oder die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, die Grafschaften Görz und Gradiska und das deutsche innerösterreichische Litorale" (Grätz 1789—1797). Kindermann übersiedelte später nach Wien und beschäftigte sich hier mit Arbeiten an dem „Oesterreichischen Nationalatlas" (Wien 1801), sowie er noch eine physikalisch-geographische Untersuchung über die Erdoberfläche veröffentlichte. Der strebsame Mann wurde aber im October 1801 seiner Thätigkeit durch den Tod entrissen. Was Cäsar für die Geschichte, das war Kindermann für die geographische Kenntniß von Steiermark, er selbst ein wahrer „Freund des steiermärkischen Volkes".

Zum Schlusse erwähne ich noch eines Mannes, dessen literarisches Wirken allerdings vornehmlich in den Anfang des 19. Jahrhunderts fällt, der aber in den ersten Jahren dieses Säculums die Leitung der „Grätzer Zeitung" nach Kindermann übernahm, auch am Schlusse der Neunziger-Jahre schon in der Hauptstadt schriftstellerisch thätig gewesen ist und überdies durch seine Lebensschicksale das Interesse besonders beansprucht; ich meine Franz Sartori. Geboren zu Unzmarkt am 7. März 1782, mütterlicherseits ein Enkel des k. k. Staatsgüter-Administrators Anton Edl. v. Schäfersfeld, besuchte Sartori die niederen Schulen in Judenburg, und da seine Eltern nach Graz übersiedelten, die höheren Lehranstalten der Hauptstadt. Sartori wurde sodann bei der k. k. Buchhaltung angestellt. Zuerst betheiligte

er sich mit Beiträgen an dem Brünner „Patriotischen Tagblatte", die vorwiegend ästhetischen, geographischen und ökonomischen Inhaltes waren. Im Jahre 1798 und 1799 lernte er auf Reisen durch ganz Steiermark sein Vaterland genau kennen. Da er bei Professor Biwald Vorlesungen über vaterländische Naturgeschichte hörte, so benützte er diese Reise auch zu Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Fortwährend im Amte beschäftigt, betrieb Sartori dennoch auch juridische und philosophische Studien. Da erfolgte plötzlich eine eigenthümliche Wendung in seinem Lebenslaufe. Um den wissenschaftlichen Arbeiten ganz leben zu können, wurde er, von dem Beispiele zweier Collegen hiezu aufgemuntert, Minorit, trotz der Abmahnung mehrerer Freunde von diesem Schritte. Eine unglaubliche Menge von Studien betrieb nun Sartori im Kloster. Neben den theologischen Disciplinen waren Länder- und Völkerkunde und Pädagogik ihm die liebsten, nebenbei erwarb er sich auch eine große Belesenheit auf dem Felde der schönen Literatur Deutschlands. Sartori wurde später mit dem Amte eines Frühpredigers an der Pfarrkirche Mariahilf in Graz betraut und seine Kanzelreden zeugten von außerordentlicher Wärme und Beredsamkeit.

Sein Verkehr mit dem von mir schon erwähnten Cajetan von Leitner brachte ihn mit dem Schriftstellerthume der Hauptstadt in nähere Berührung. Dieser Umstand und die Bekanntschaft des Professors Schultes in Wien, der daselbst sein Literaturinstitut einzurichten begann, veranlaßten Sartori, wieder aus dem Kloster zu treten.

Inzwischen hatte Sartori in Gesellschaft des Professors Schultes eine wissenschaftliche Reise durch Obersteiermark unternommen, und als er von dieser zurückkehrte, übernahm er in Graz die Redaction des „Allgemeinen Zeitungsblattes für Inneröfterreich". „Da mit dieser Zeitung auch eine wöchentliche Beilage erschien, die eigentlich literarischen Inhalts war," erzählt Winklern, Sartori's Zeitgenosse, „so arbeitete Sartori daran mit ungemeiner Vorliebe. Die Theaterkritiken machten einen Hauptartikel dieser Beilage aus, Sartori's

Arbeiten in diesem Fache trugen den Stempel der Kenntniß der dramatischen Literatur, der richtigen Beurtheilung und einer leichten, aber sehr guten Schreibart. Vorzüglichen Werth gab er aber diesem Blatte dadurch, daß er für dasselbe vaterländische Gegenstände aus der Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Technologie und Oekonomie der Steiermark bearbeitete, die ihm in der Folge in seinem Vaterlande bemerkt und seiner Zeitschrift eine Menge von Freunden machten." Dabei arbeitete er fortwährend an dem Werke über die Naturgeschichte der Steiermark [1]) („Skizzirte Darstellung der Naturgeschichte und der physikalischen Beschaffenheit des Herzogthumes Steyermark"), welches 1806 erschien und das in naturhistorischer Beziehung bis heute das einzige ist, welches wir über Steiermark aufzuweisen haben. Die bedeutendsten kritischen Zeitschriften des In- und Auslandes hoben dieses Buch lobend hervor. [2])

Im Jahre 1805 erfolgte die französische Invasion in Graz, gerade zu einer Zeit, als Sartori behufs weiterer Studien in den dortigen Sammlungen nach Wien reisen wollte; er veröffentlichte noch in Graz die Beschreibung eines großen Manövers des Generals Marmont, das auf dem Grazerfelde stattfand, in der Zeitung, worin zugleich die Anzahl der französischen Truppen angegeben war. Damit zog sich Sartori jedoch die größten Unannehmlichkeiten zu und verzögerte seine Abreise. Er wurde verhaftet, und obgleich der Obrist des Bürgercorps, Caspar Dobler, und sogar General Grouchy (der übrigens etwas deutsch verstand und den Druck jenes Artikels gestattet hatte) Schritte für seine Befreiung thaten, mußte Sartori mehrere Tage auf der Hauptwache bleiben.

Endlich erfolgte seine Befreiung. Sartori begab sich bald darauf in die Residenzstadt, er verkehrte dort viel mit den Vertretern der Kunst und der Wissenschaft, insbesondere mit dem Dichter Collin

[1]) Vergl. oben Seite 80.

[2]) Allgemeine Literaturzeitung. (Halle) 1808. — Hartenkeils medicinisch-chirurgische Zeitung. 1806. Nr. 53. — Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthums. 1807. Märzheft.

und mit Lange, „dem Veteran der deutschen Schauspielkunst“, er übernahm bald darauf die Redaction der in Wien erscheinenden „Annalen der Literatur und Kunst“, welche er durch mehrere Jahre in der ausgezeichnetsten Weise führte, und wobei er mit allen Capacitäten Wiens auf geistigem Gebiete in Verkehr trat. Auch von Wien aus unternahm der nimmermüde Mann wissenschaftliche Reisen in die verschiedenen Provinzen des Kaiserstaates, insbesondere in die Gebirgsländer, wo er eine reiche Ausbeute für seine naturwissenschaftlichen Forschungen erwarten konnte. Ueberall, wo er mit Männern, die sich für das geistige Leben interessirten, zusammenkam, war der Ruf seines Namens ihm schon vorangeeilt und er mit der größten Auszeichnung empfangen. Im Jahre 1807 machte man Sartori den Antrag, den Fürsten Carl v. Liechtenstein in den Naturwissenschaften zu unterrichten, welchen er annahm und dadurch vielfach mit den höchsten Adelskreisen Wiens in Verbindung trat.

Im Jahre 1808 nahm er eine Stelle beim k. k. Bücherrevisionsamte in Wien an, wo er 1812 Leiter der Anstalt wurde. Sartori starb in Wien im Jahre 1832 im besten Mannesalter von 48 Jahren. Im Jahre 1813 führte er die Redaction der „Wiener Literatur-Zeitung“. Von seinen noch erschienenen Werken seien hier nur angeführt: „Grundzüge einer Fauna von Steiermark“ (Graz 1809, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache); „Neueste Reisen durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steiermark“, drei Bände (Wien 1810); „Neueste Geographie von Steiermark mit ihren Merkwürdigkeiten“ (Graz 1816); „Die Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie“, acht Theile (Wien 1819—20). Alle anderen zahlreichen Werke Sartori's übergehe ich, da dieselben keine besondere Wichtigkeit haben und dem Gegenstande meiner Behandlung auch vollständig fern liegen, zur Charakteristik des Mannes aber nichts weiter beitragen.

Sartori sei der letzte Vertreter einer wissenschaftlichen Richtung, den ich als bezeichnend für das Geistesleben Steiermarks zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts angeführt habe. Schon in den Per-

sönlichkeiten, die in den obigen Zeilen in ihrem Leben und Wirken geschildert wurden, zeigt sich eine wissenschaftliche Regsamkeit, eine geistige Frische, wie sie Mancher kaum vermuthet haben dürfte. Freilich hätte es noch besser sein können, hätten andere Verhältnisse obgewaltet, vielleicht wäre es möglich, mehr Namen, die bedeutsam geworden sind für die Forschung der Wissenschaft und deren Träger innerhalb der Grenzen Inneröstereichs gewaltet, zu nennen; nicht Jeder besaß eben den Muth, welchen mehrere der von mir Genannten besessen, unbekümmert um die Meinung, welche man von ihm hegte, mit seinen Ansichten offen hervorzutreten. Die Censur, mehrfach habe ich es schon zu erwähnen Gelegenheit gehabt, unterdrückte Talent und Forschertrieb; einige Worte über die Strenge derselben sollen diese Schilderung abschließen.

Schon zur Zeit Maria Theresia's stand die Wissenschaft und Gelehrsamkeit unter scharfer Aufsicht, damals insbesondere der Priester. Welchen Einfluß dieselben genommen, habe ich ja mehrfach erwähnt; die Directoren der Facultäten, die Anordnung der Zwangslehrer und die Verbote von Büchern hemmten Alles und setzten jeder kühneren Ansicht starke Schranken; damals schon fanden Viele, daß man zu weit gehe, besonders als Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, erklärt hatte, daß die jungen Priester nichts suchen sollten, als den wahren Glauben[1]). Unter Josef II. ward es freilich anders, Freiheit der Ansichten galt in seinen Augen als Verdienst, er ließ die Censur bestehen, aber sie sollte nur einfältige oder verfinsternde Schriften als des Druckes unwerth zurückhalten. Er gestattete ja die „Kundmachung freimüthiger Bemerkungen gegen seine eigenen Anstalten und Verfügungen" und ließ sogar die heftigsten Schriften gegen sich selbst in Jedermanns Hand.

Leider hatte sich dies bald wieder geändert, wenn auch der einmal emporgeflammte Gedanke nicht mehr zu unterdrücken war, so

---

[1]) Vergl. Fr. Schmeller, Geschichte von Oesterreich und Steiermark. Dresden 1828. Bdchn. IV.

schränkten die Revisionsbestimmungen vom Jahre 1795 ihn doch wieder ein. War die Bücherrevision nun auch nicht in den Händen der Geistlichen, vielmehr mitunter der Obhut kunst- und sachverständiger Männer anvertraut, die Strenge der Verfügungen schreckte doch viele Talente ab. Man hielt den Buchhändlern unter den nichtigsten Vorwänden Bücher als verboten zurück; diese mußten bei Strafe der Confiscation aus den Erblanden geschafft werden.

Kein Buchdrucker durfte „das Mindeste in Druck legen", ohne das Manuscript zuvor dem Censurs-Departement eingereicht und die Erlaubniß zum Druck erhalten zu haben. So wie zum Druck neuer Schriften, so mußte auch zum Nachdruck schon erlaubter Werke und ebenso zu jeder neuen Auflage die Erlaubniß eingeholt werden. Niemand durfte ein Werk, „davon die Handschrift bei einem deutsch-erbländischen Revisionsamte eingereichet worden, die Zulassung aber nicht erfolgt ist", in's Ausland zum Druck und zur Verbreitung schicken. Noch mehr. Wer Verzeichnisse von verkäuflichen Büchern den Zeitungsblättern beilegen oder auf andere Art durch den Druck bekannt machen wollte, hatte solche spätestens zwei Tage vor der Bekanntmachung beim Revisionsamte einzureichen. Diese Verzeichnisse mußten auf genau vorgeschriebene Weise abgefaßt sein, und es mußte darin insbesondere „alle unmittelbare unschickliche Zusammensetzung von Werken biblischen und geistlichen, oder andere ehrwürdige Gegenstände betreffenden Inhalts mit Werken komischen, romantischen oder lächerlichen Inhalts, welches zu ungebührlichen Beziehungen Anlaß geben kann, vermieden werden".

Auf die Uebertretungen aller dieser Bestimmungen waren nicht nur hohe Geld-, sondern auch Arrest- und Leibesstrafen gesetzt, und es ist daher begreiflich, wenn ein Schriftsteller, um allen diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, entweder gar nichts schrieb oder das Geschriebene ungedruckt ließ oder selbst in wissenschaftlichen Arbeiten soviel streichen und auslassen mußte, daß der Wissenschaft damit nicht mehr viel gedient sein konnte.

Wenn wir dies Alles in's Auge fassen, so erscheint ein Geistesleben, wie dasjenige, welches die vorhergehenden Blätter darstellen, um so merkwürdiger, so erscheint es auch um so begreiflicher, warum oft ein heute vielleicht kaum beachteter Schriftsteller für damals wichtig werden konnte. Trotz aller dieser Fesseln hatte sich eine Strömung Bahn gebrochen, die nicht mehr zu dämpfen war und deren Quell in jener Zeit zu suchen ist, die ja für Literatur und Kunst, für Wissenschaft und Cultur überhaupt von so großer Wichtigkeit innerhalb der Grenzen des österreichischen Staates geworden ist, in der Zeit, als Josef II. das Scepter führte. Heute erst begreift man es ganz, welchen Einfluß dieser Monarch auf das Culturleben seines Reiches ausgeübt, und daß man die glänzende Stellung, welche Kunst, Wissenschaft und Literatur heutzutage in diesem Reiche einnehmen, auf jene Zeit der wahren Aufklärung zurückführen muß.

VI.

Marktleben und Consumtionsverhältnisse.

Das Marktleben in Graz. Die Regelung der Marktverhältnisse. Die Anweisung von Verkaufsplätzen. Die Markttage. Jahrmärkte. Einläuten der Marktfreiheit. Vorkaufscurrende vom Jahre 1791. Die „Empörung" der Stadtfleischer im Jahre 1795. Verordnung des Magistrats dagegen. Preisverhältnisse. Fleischpreise. Preise anderer Consumtionsartikel. Getreidepreise. Die Mehlsatzordnung von 1777. Mehlpreise. Bestimmungen wegen Gemüseanbau. Die steiermärkischen Kapaune. Der steiermärkische Wein. Weinfälschungen. Ausländer-Weine in Graz. Das Bier. Die Gasthäuser. Speisenpreise in denselben. Die Kaffeehäuser.

In der Einleitung zu diesen Schilderungen habe ich darauf hingedeutet, welche günstige Lage die Stadt Graz für das Verkehrsleben überhaupt hat, und wie vor hundert Jahren, als noch der Schienenstrang die Verbindung nach dem Norden und Süden nicht so erleichterte wie dies heutzutage der Fall ist, die Wichtigkeit dieser Lage sich besonders bemerkbar machte. Die nachfolgenden Zeilen sollen diese Bemerkung in ein klareres Licht setzen, zugleich einen gewissen Einblick in Verhältnisse des öffentlichen Lebens gewähren und an der Hand gewissenhaft geprüfter Originaldaten Einzelnes aus dem Marktleben einer österreichischen Stadt im achtzehnten Jahrhundert für denjenigen mittheilen, der an der Entwicklung des Verkehrs und an historischen Daten über dieselbe Interesse findet. Vielleicht läuft dabei Manches mit unter, dem der Vorwurf der Kleinlichkeit gemacht werden könnte, aber gewiß nur von demjenigen, welcher Detaildaten und ihre Wichtigkeit nicht zu würdigen weiß; der Culturhistoriker, welchem ich beruhigt diese Skizzen vorlege, wird auch aus den kleinen Erscheinungen des Lebens vergangener Zeiten das Ganze und Große, welches sie zusammen im Vereine mit anderen bilden, erfassen und den größeren oder geringeren Werth dieser Zeilen zu beurtheilen wissen. Gerade das achtzehnte Jahrhundert ist es ja, aus dem wir, so nahe es uns auch liegt, verhältnißmäßig die wenigsten Nachrichten über Zustände und Verhältnisse besitzen, welche sich auf diese Gebiete des öffentlichen Lebens beziehen, und Oesterreich ist hiebei ganz besonders in den Hintergrund gedrängt; Mittheilungen aus einer Stadt der Monarchie, die irgend ein Licht darauf werfen, scheinen mir daher nicht ganz überflüssig zu sein.

Das Handels- und Gewerbeleben der Stadt Graz war schon vor hundert Jahren ein so reges, wie heute, in mancher Beziehung vielleicht noch lebhafter. Die erwähnte Lage der Stadt und das Zusammenströmen von Menschen aus dem Süden und Norden macht dies um so erklärlicher, als die damaligen Transportverhältnisse dem Exporte nicht günstig waren, und der Gewerbetreibende vielfach auf die Consumtion in der Stadt selbst angewiesen erschien. Die fabelhafte Billigkeit, welche damals herrschte und von der einige Beispiele zur Probe folgen sollen, dürfte zum Theile in diesem Umstande ihren Grund haben, andererseits freilich auch in dem viel größeren Werthe, den das Geld damals hatte. Das Marktleben drängte sich besonders in der inneren Stadt zusammen, von den Vorstädten existirte ja überhaupt nur die „Muhrvorstadt", die Vorstadt Münzgraben und St. Leonhard, letztere zwei Vorstädte nur lose mit der Stadt zusammenhängend und außerhalb der eigentlichen Stadtmauern befindlich. So wurden der „Hauptwachplatz", die Hauptstraßen und Plätze der eigentlichen Stadt zu den Centralstellen des Verkehres.

Was das Marktleben betrifft, so war lange Zeit keine eigentliche Regelung erfolgt, große Unordnungen, besonders bezüglich der Aufstellung der Verkäufer griffen um sich und — gerade wie heute — konnte das Ganze lange nicht in's rechte Geleise gebracht werden. Endlich war man aber doch so weit gekommen, die Verkaufsplätze zu normiren und dem schon eingerissenen wirren Durcheinander zu steuern. Ich verzeichne nachstehend diese Verkaufsplätze, wie man sie im Jahre 1791 bestimmte und bemerke, daß bei jeder Gattung von Händlern der zuerst genannte Platz sich außer der Marktzeit versteht, während der zweitangeführte Ort nur für die Zeit während eines der hiesigen zwei großen Jahrmärkte zu gelten hatte. Die Reihenfolge, wie sie die Stadtverordnung bestimmte, behalte ich bei. Es befanden sich also: „Gärtner auf dem Stadtplatze, im ganzen Sack rechts und links (diese ausnahmsweise auch auf dem Vorstadtplatze, beim „Elefanten" und „Rothen Kreuz"); Speckhändler: Kleines Franziskanerplätzl; Fleischselcher ebendort (auch diese beiden während der Markt-

zeit beim „Elefanten"); Kapaunhändler: Altes Fischplätzl (auch während des Marktes); Greisler: Herrengasse, Franziskanerplätzl; Melbler: Herrengasse; Bauern mit Eiern, Schmalz u. dgl.: Stadtplatz, Tabakamtsplätzl; Bauern mit grüner Waare: Stadtplatz, nächst dem eisernen Thore am gräflich Stubenberg'schen Plätzl; Bauern mit Butter, Obst ꝛc.: Stadtplatz, Schmiedgasse; Oebstler überhaupt: Stadtplatz, oberhalb der Dreifaltigkeitssäule; Brodständl: Nächst der Hauptwache, oberhalb der Dreifaltigkeitssäule; Brotwagen: Graf Wagensperg'sches Haus, rückwärts des Weiß'schen Hauses."

Auch die Markttage wurden bestimmt. Bis dahin scheint auch in dieser Richtung die Unordnung noch groß gewesen zu sein, wenigstens geht dies aus den Worten eines Schriftstellers [1]) hervor, der erzählt, ein Fremder habe den Sonntag „für einen großen Wochenmarktstag ansehen müssen: Zugemüß aller Art, Grünzeug, Schweinenfleisch, Skapulier und Rosenkränze, Branndtwein, Käs, Lebzelten, Obst, Bäcker- und Pfannenkuchen, Eier und Hühnlein, viele Wägen voll Kraut und Rüben gabs untereinand den ganzen Vormittag durch in solcher Menge, als mans fast die ganze Woche über nie sah."

Die beiden großen Jahrmärkte, deren ich oben erwähnte, dauerten je drei Wochen lang, und zwar vom „Sonntag Lätare bis in die Palmwoche" und vom „1. September bis einige Tage vor Michaeli". Sobald die Marktzeit anrückte, wurde die „Freyheit auf dem Schloßberge mit einem Glöckchen durch eine Stunde lang, nämlich von 12 bis 1 Uhr Mittags, eingeläutet", auf dem Rathhause wurde diese Freiheit des Handelns und Wandelns durch Aussteckung einer Hand, die ein großes Schwert hält, angedeutet. — Ein solcher Markt war für die Stadt aber auch ein Ereigniß, ein Fest. Auf dem Hauptplatze zwischen den gemauerten Häusern stehen die Marktbuden und Hütten; wenn man alle derselben, auch jene, die sich in den naheliegenden Gassen befinden, mitzählt, im Ganzen über 200 an

[1]) Das Gratzermährchen. Gratz. 1786.

der Zahl. Alles wird nun während der Marktzeit viel lebhafter. Die Gasthöfe sind ganz mit Käufern und Verkäufern besetzt. In jedem Wirthshause ertönen musikalische Instrumente, überall läßt sich ein Künstler oder Gaukler sehen, doch ist es keinem erlaubt, sich auf öffentlichen Plätzen oder Gassen zu produciren. Natürlich hatten diese Märkte damals eine ganz andere Bedeutung als etwa der noch heutzutage übliche Markt auf der Lend; Handelsleute von ganz Oesterreich strömten hier zusammen, Nürnberger und Augsburger, Italiener und Russen, Walachen und Ungarn waren hier vertreten und boten ein Bild, wie man es wohl heute, wenn auch die Bevölkerungszahl der Hauptstadt auf das Dreifache von damals gestiegen ist, nicht mehr zu sehen bekommt.

Eine wesentliche Beeinträchtigung des auf dem Markte kaufenden Publicums bildete schon damals der von Unterhändlern so häufig bewerkstelligte Vorkauf. Diesem Uebel abzuhelfen erschien am 2. Juli 1791 eine Gubernialcurrende, welche über die „allgemeine, gegen dieses Uebel gerichtete Beschwerde des Publikums und über die dringendste Bitte um dessen Abstellung die schädliche Vorkäuflerei aller Lebensmittel und Marktsfeilschaften, mit alleiniger Ausnahme der Baumfrüchte oder des Obstes" verbot und anordnete, „daß aller Vorkauf der besagten Feilschaften drei Meilen Weges um die Stadt Graz allen Parteien, insbesondere aber den damit handelnden Gewerbsleuten, Fratschlern und Kleinverkäufern unter folgenden Strafen, nämlich bei der ersten Betretung der Confiscation der ganzen angekauften Waare, bei der zweiten nebst der Confiscation eine besondere Geldstrafe von drei Reichsthalern, bei der dritten nebst der Confiscation die Verdoppelung erstbesagter Geldstrafe, und bei weiteren Betretungen auch des Personalarrestes und gänzlichen Verlustes der Handelsbefugniß — untersagt und eingestellt sein und solchergestalt sowohl der Käufer als der Verkäufer, wer immer von ihnen der Verbotsübertretung überwiesen wird, bestraft, dann die Hälfte des aus den abgenommenen Waaren eingelösten Geldbetrages und Geldstrafen dem Denuncianten, wenn es auch der Verkäufer gegen den

Käufer oder umgekehrt wäre, die andere Hälfte aber der magistratlichen Kasse allhier, in Ansehen der ihr aufliegenden Bestreitung der Marktaufsicht zugetheilt werden soll".

Man sieht daraus, daß diese Verordnung überaus streng war. Eine solche Strenge erschien aber auch nothwendig, wenn dem in Rede stehenden Unfug wirklich abgeholfen werden sollte. Die Verordnung wurde um so eindringlicher gemacht, als sie nicht nur selbstständig erlassen worden war, sondern überdies noch in der durch den Magistrat der Stadt kundgegebenen Marktordnung in einem eigenen Absatze ebenfalls enthalten erschien.

Einzelne Bestimmungen über das Marktwesen waren allerdings früher einigemale erschienen, wurden aber, da eine Executivgewalt nicht ausgeübt worden, wenig beachtet. Ich erwähne, was das Historische anbelangt, noch, daß schon 1396 Herzog Wilhelm den Grazer Bürgern das Recht am Mittwoch Markt zu halten gab, und daß Herzog Friedrich im Jahre 1436 dieses Marktrecht auch auf den Samstag ausdehnte, die Jahrmärkte betreffend aber wurde durch Kaiser Friedrich IV. die Erlaubniß ertheilt, daß zu „Philippi" und „Jakobi" solche in Graz stattfinden dürften.

Die Regelung der Marktverhältnisse bereitete zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt vielfache Verdrießlichkeiten. So kam im Jahre 1795 eine Art „Empörung" der Stadtfleischer vor, die ich ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier erwähne. Die Taxe für das Rindfleisch, Kalbfleisch oder Schweinefleisch wurde damals auf 5 kr. W. W. festgestellt, nachdem sie allerdings in den Vorjahren besonders hoch stand, indem sie 6—7 kr. betragen hatte. Hierüber erklärten die Fleischer insgesammt, daß ihnen diese Taxe zu gering und den Zeitverhältnissen nicht entsprechend festgestellt sei, und da am 17. Juni 1795 alle Stadtfleischer vor dem Magistrate wegen dieser Weigerung einvernommen wurden, gaben sie weiters einstimmig die Erklärung ab, daß sie nur bis 25. Juni die Ausschrotung fortsetzen würden, wenn man ihnen keine Taxerhöhung bewillige, obschon sie eingestehen mußten, daß sie weder den von ihnen angeführten Viehmangel noch

ihren vorgegebenen Schaden bei der damaligen Taxe ausweisen konnten. Aber der Magistrat nahm die Sache übel auf. Es erschien eine strenge Verordnung, und da die Fleischer nicht einmal die „höchste Entscheidung“ wegen ihres Taxerhöhungsgesuches abwarten zu wollen erklärt hatten, wurde durch diese Verordnung:

„Primo den Stadtfleischern bedeutet, wenn sie auf ihrer Weigerung bestünden, nicht einmal bis zur höchsten Hofentscheidung um die dermalige Taxe auszuschroten, so wolle man bis zur höchsten Entscheidung, jedoch nur auf ihre Gefahr, alle Taxe aufheben und ihnen einstweilen den taxfreien Fleischverkauf gegen dem gestatten, daß von dem nämlichen Tage der einstweiligen Taxaufhebung auch ihr Zunftrecht aufgehoben und Jedermann nebst ihnen unter der Aufsicht der Polizei ebenfalls taxfrei Fleisch zu verkaufen, auch zu diesem Ende offene Bänke zu halten erlaubt sein soll.

Secundo werden inmittelst die zwei Zechmeister als Bürgen, daß die Stadtfleischer das Publikum einstweilen gut versehen, in Arrest genommen und in jedes Haus eines Fleischers, der die Ausschrotung dann noch unterläßt, zwei Mann militärische Execution eingelegt, seine Bank, Keller und Eisgrube, sammt der gemeinschaftlichen Schlagbrücke aber gegen einen von dem Magistrate zu bestimmenden Zins demjenigen eingeräumt werden, welcher sich zuerst zur Ausschrotung anbieten wird.“

Daß diese Verfügung ernstlich gemeint und Alles zu ihrer Durchführung in Stand gesetzt war, beweist der Schlußabsatz der gedachten Verordnung, welcher lautet: „Man erwartet also vom Publikum, daß Jedermann lieber eine Fleischpreiserhöhung als eine jahrlange höhere Taxe und beständige Sorge, aus übermäßiger Gewinnsucht der Fleischer zeitenweis gar kein Fleisch zu bekommen, ertragen und mitwirken wird, taugliche Leute zur Ausschrotung aufzumuntern, um einen mehreren Zusammenfluß von Verkäufern zu erwirken, wie man auch von hier aus alle möglichen Anstalten treffen wird, um dieser Zunft ein für allemal die gehörige Achtung gegen das Publikum und die den Obrigkeiten schuldige Unterwerfung der-

selben dauerhaft einzuprägen." Leider konnte ich keinen Fall auffinden, daß sich Leute aus dem Publikum zur Ausschrottung gemeldet. Thatsache jedoch ist es, daß diese Verordnung ihre Wirkung nicht verfehlte und die nöthige Ordnung in dieser Angelegenheit bald wieder hergestellt erschien.

Weitere Bestimmungen, welche sich auf den Verkauf des Fleisches beziehen, erschienen nicht lange darnach; so wurden beispielsweise mittelst einer Gubernialcurrende vom 24. October 1795 drei von Wien gekommene sogenannte Fleckfieder mit dem „Bürgerrechte" beschenkt und dem Publicum bekannt gemacht; in Folge dessen hatte alle „Zuwage" vom Rindfleische aufzuhören, und nur diese Fleckfieder hatten das Recht, solche sogenannte Zuwage zu verkaufen[1]).

Seltsam genug stechen die Preisverhältnisse des 18. Jahrhundertes gegen diejenigen unserer Tage ab. Ganz besonders ist dies aber in der steierischen Hauptstadt der Fall, welche damals schon ihrer Billigkeit wegen einen Ruf hatte, der sich weithin erstreckte. Ein halbes Jahrhundert lang fühlte der Bewohner von Graz noch die Nachwirkung dieses wahrhaft goldenen Zeitalters für jeden, der seine Befriedigung an einer wohlbesetzten Tafel fand, der die materiellen Genüsse allen anderen vorzog. Auffallend und höchst bezeichnend ist es auch, daß der Unterschied zwischen den Lebensmittelpreisen des Flachlandes, der Landstädte und der Hauptstadt kein bedeutender genannt werden konnte, daß selbst die natürlicherweise stärkere Consumtion in der Metropole zwischen diesen verschiedenen Consumtionsorten noch keinen auch nur annäherungsweise so großen Preisunterschied, als er sich heute zeigt, bewirken konnte. Selbstverständlich übte hiebei die damals noch schwierigere Verführung der Lebensmittel, die ganze Schwerfälligkeit der Verbindung mit Städten einen hauptsächlichen Einfluß aus; es fehlten ja die Transportmittel, welche dem Producenten auf dem Lande in unseren Tagen zu Gebote stehen, gänzlich,

---

[1]) Die Currende setzte auch die Begriffsbestimmung und den Preis der „Zuwage" fest.

und die Verkehrswege nach größeren Orten waren so unendlich erschwert, wenn man sie mit unserem geregelten Post- und Eisenbahnverkehre vergleicht. Behufs Vergleichung und Beurtheilung führe ich hier einige Aufzeichnungen und Zusammenstellungen über die Preise innerhalb des Weichbildes der Hauptstadt an.

Der Verkauf des Fleisches, dieses wichtigsten Consumtionsmittels für die Bevölkerung, war, wie ich eben erwähnt habe, endlich, trotz mannigfaltiger Opposition, normirt. Die Marktpreise desselben sowie die der Körnerfrüchte und der anderen wichtigsten Lebensmittel veröffentlichte die „Grätzer Zeitung" durch die „Intelligenz Blätter" in jedem Quartale des Jahres und scheint schon seit dem Ende der Siebziger-Jahre zu dieser Veröffentlichung durch die Behörde verhalten worden zu sein, damit jedem Unfuge gesteuert werde. Man erhält somit durch diese Blätter ein beglaubigtes Organ über die Lebensmittelpreise Im Allgemeinen macht sich bei denselben in den letzten Decennien des Jahrhunderts kein besonders starkes Schwanken bemerkbar, auch ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß selbst in der früheren Zeit die Preise nicht viel niedriger standen [1]) und somit keine regressive Verminderung derselben angenommen werden kann. Unseren Tagen erst war es vorbehalten, den großartigsten Umschwung in dieser Richtung wie mit einem Schlage zu vollenden.

Nachstehend folgen nun die Fleischpreise, und zwar in der Durchschnittsberechnung nach den Marktberichten. Das Pfund Rindfleisch kostete im Jahre 1785 5 kr. Wiener Währung, und erhielt sich mit diesem Preise bis 1788, darauf kostete es 1788 6 kr., 1789 6 kr., 1790 5·2 kr., 1791 6 kr., 1792 6·2 kr., 1793 6 kr., 1794—96 5 kr., 1797—1800 6 kr. Die Preise des Kalbfleisches waren etwas höher angesetzt, und zwar beiläufig in demselben Verhältnisse, wie dies heute der Fall ist; der Preis eines Pfundes betrug 1785 6 kr., 1786—88 6·2 kr., 1789 7 kr., 1790 7·2 kr., 1791 7 kr., 1792

[1]) Freilich kostete nach einer Fleischsatzung vom 19. November 1676 in Graz 1 Pfund Rindfleisch 2 kr., 1 Pfund Kalbfleisch 3 kr., 1 Pfund Lammfleisch Pfund Schweinefleisch 3 kr.

6·2 kr., 1793—95 6 kr., 1796 5 kr., 1797—1800 7 kr. Die größten Preisschwankungen machten sich beim Schweinefleische bemerkbar. Das Pfund desselben kostete nämlich bis 1788 6 kr., 1789 7 kr., 1790 9 kr., 1791 6 kr., 1792 7 kr., 1793 6 kr., 1794 7 kr., 1795 5 kr., 1796 6 kr., 1797 5·2 kr., 1798 7 kr., 1799 8 kr., 1800 7 kr.

Verhältnißmäßig sehr theuer war das „Schmalz", insbesondere dem starken Consum des billigen Fleisches dürfte dieser Umstand zuzuschreiben sein. Das Pfund Rindsfett (Schmalz) kostete um die Mitte der Achtziger-Jahre 16 kr., stieg bis 1790 auf 20 kr., und sank dann wieder, so daß es 1793 18 und 1796 16 kr. kostete; zu Ende des Jahrhunderts kann man den Durchschnittspreis mit 19 kr. ansetzen. Von den weiteren Victualien verdienen noch die Eier einer Erwähnung, sie waren ebenfalls theuer. Im Jahre 1788 kosteten zu Anfang des Jahres 4 Stück 3 kr., im April desselben Jahres 8 Stück denselben Preis, 1789 bekam man 6 Stück um 3 kr., 1790 7, 1791 5, 1792 7 und 1795 gar nur 2 Stück um 3 kr. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts verblieb sodann der Durchschnittspreis von 1 kr. W. W. für ein Ei.

Der Mittelpreis eines Metzens der nachstehend folgenden Körnerfrüchte und Gemüse kam im December des Jahres 1791 nach dem Marktpreisberichte folgendermaßen zu stehen: „Waizen 2 fl. 51 kr. W. W., Korn 1 fl. 42 kr., Gerste 1 fl. 42 kr., Haiden 1 fl., Haber 1 fl., Hirs 2 fl. 51 kr., Türkischer Weizen 1 fl. 27 kr., Erbsen 4 fl., Bohnen 1 fl. 33 kr., Linsen 3 fl. 42 kr." Hier waren die Preise seit den Achtziger-Jahren bedeutend gesunken; es ergiebt sich dies aus dem von mir beispielsweise Angeführten, daß 1787 der Metzen Weizen noch 3 fl. 20 kr., der Metzen Erbsen 5 fl. 30 kr. und der Metzen Linsen 5 fl. 20 kr. kostete. — Vor dem Jahre 1776 herrschte auch in der Bestimmung der Mehlpreise eine große Unordnung und Unregelmäßigkeit, das Publicum hatte darunter mannigfaltig zu leiden, erst als 1777 eine Mehlsatzordnung erschien, die unter dem Titel „Grätzerische Mehlsatzordnung zum Gebrauch des hiesigen Publicums für jenes von denen Stadtmelblern verkaufende Mehl" bei den Wid-

manstätterischen Erben 1777 auch im Druck herausgegeben wurde, verbesserten sich die Unzukömmlichkeiten. Diese Ordnung ist wichtig und bestimmte Folgendes: „Nachdeme Ihro Kaiserl. Königl. Apostol. Majestät mittels eines abgelassenen Hofkanzley Decrets de dato 20. Jäner 1776 zu Erleichterung des hiesigen Publicums eine Mehlsatzordnung einzuführen allergnädigst bewilliget, so ist auf Veranlassung eines Hochansehnlichen K. K. J. Oe. Landesgubernii eine verläßliche Prob mit jener Gattung Körner (von welchen das erzeugte Mehl einen Satz unterliegen sollte) vorgenohmen, und sodann das Nöthige nach den neuen Wiener Metzen berechnet worden; Vermög dieser Veranlassung ist

Erstens, auf alle bey Vermahlung des Getreids nöthige Ausgaben, zugleich auf die Mühlmauthgebühr die Rücksicht genohmen, und denen Stadtmelblern ein leidentlicher, und das Publikum nicht bekränkender Gewunst verstattet, auch mit Einrechnung alles dessen nachstehender Raitknecht verfasset, und durch hereingelangt-allergnädigstes Resolutum von 26. July 1777 approbiret worden; Und gleich wie

Zweytens, der Preis der Körner zu steigen und zu fallen pfleget, so werden auch von Monath, zu Monath die unterschiedene Preise verzeichnet, diese zusammen gezohen, der Mittelpreis erhoben, sodann von Monath, zu Monath die Mehlsatzung entworfen, und zu allgemeiner Wissenschaft auf dem Rathhaus, auf den Stadtthören affigiret, und denen Zeitungsblättern eingeschaltet werden.

Drittens: Nachdeme bey einer gupften Mässerey für den Kaufer keine Sicherheit eingeführet werden kann, so ist auch die Berechnung nach der gestrichnen Mässerey gemacht worden, aus welcher Ursache auch für das künftige von den Stadtmelblern alles nach gestrichener Mässerey zu verkaufen kommet: Und da

Viertens, diese Satzung nur die Stadtmelbler betrift, so wird denen von dem Land die Mehlgattungen zum Verkauf anheroführenden die Absetzung dessen ganz frey eingestanden, und denenselben weder Tax, noch die gestrichene Mässerey zu Erleichterung der Consumenten vorgeschrieben". Der auf diese Einführungsverordnung

folgende „Raitknecht" (ein Ausdruck, der etwa unserem heutigen Worte „Faullenzer" in übertragener Bedeutung entspricht) specificirt in Zifferntabellen die Preise der einzelnen Mehlsorten, indem der „Einkaufs-Preis mit Zuschlagung 12 kr. Gewunst und Unköften" zu Grunde gelegt erscheint.

Aus diesen Tabellen führe ich nur wenige Mittelpreise an und bemerke, daß sich dieselben auf je eine Maß des Mehles beziehen. Es kostet demnach „Weizener Grieß" 3 kr., „Weizenes Mundmehl" 2 kr. 2 Den., „Weizenes Semmelmehl" 2 kr., „Weizenes Mitter- oder Weiß-Pollmehl" 1 kr. 2 Den., „Weizen-, Einbrenn- oder Schwarz-Pollmehl" 1 kr. 2 Den., „haidenes weißes Mehl" 2 kr. 3 Den., „haidenes Mittermehl" 2 kr. „haidenes schwarzes Mehl" 1 kr. 2 Den., „Türkischer Weiz-Grieß" 1 kr. 2 Den., „Türkisches Weiz-Mehl" 1 kr. 2 Den.

Verhältnißmäßig theurer war das gewöhnliche Küchengemüse in der Mitte der Fünfziger- und Sechziger-Jahre. Dieser Zustand besserte sich aber bald darauf. Es erschien nämlich nach dem Beispiel von mehreren Hauptstädten in England und Frankreich die Verordnung, daß eine Stunde im Umkreise von der Stadt keine Aecker, Weingärten und Waldungen, sondern blos nur Küchen- und Obstgärten und Wiesen gepflegt werden sollen; „denn diese zur Gesundheit der sitzenden Städtler so sehr gedeihlichen Nahrungsgattungen, Milch, Grünzeug und Obst braucht man täglich in der Stadt im Kleinen, Getreide, Wein und Holz aber kann auf Wochenmärkten im Großen erkauft, oder wenigstens viel leichter von weitem hergebracht werden. Hiedurch fallen auch alle die vielen Stunden, welche die armen Bauersleute mit täglicher weiter Herbeitragung der Milch und des Obstes verschleuderten, der Arbeit zu Guten."

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß alle jene Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, welche über die Consumtionsverhältnisse der Hauptstadt handeln, mit großem vaterländischen Stolze des „Kapauns" erwähnen und auf die „hervorragende Stellung" hinweisen, welche diese Geflügelgattung schon so lange in Steiermark und besonders

in Graz einnimmt. Dr. Benditsch, der Verfasser einer zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen „Topographie von Grätz" erwähnt schon Kapaune von 7 bis 9 Pfund Gewicht. Die Preise waren übrigens keine billigen zu nennen. Freilich kostete noch in den Sechziger-Jahren ein Kapaun 17 Kreuzer, diese Zeiten hatten sich aber schon zu Ende des Jahrhunderts gewendet und man bezahlte Kapaune mit 2 bis 5 Gulden, Preise, die im Verhältnisse zu denen unserer Tage geradezu enorm genannt werden müssen. Auch über die Versendung dieser Geflügelgattung spricht der oben erwähnte Schriftsteller und berechnet, daß damals nach Wien allein jährlich circa 6000 Stück Kapaune verschickt wurden.

Es wird nicht ohne Interesse sein, nach dieser Besprechung der festen Consumtibilien auch einen Blick auf die flüssigen zu werfen, insbesondere natürlich vor Allem auf jenes Getränk, das für Steiermark eine so hervorragende Bedeutung hat in Folge der besonders im Süden des Landes gepflegten Rebencultur, den Wein. Einer großen Berühmtheit erfreute sich der steiermärkische Wein wie bekannt schon seit den ältesten Zeiten. Die Liederdichter des Mittelalters hatten ihn bereits verherrlicht, ja dieser Wein scheint damals noch beliebter und berühmter gewesen zu sein, als heutzutage. Zu Ende des 14. Jahrhunderts wird steierischer Wein in Verbindung mit Rheinwein und italienischen Weinen oft genannt und der Dichter Peter Suchenwirt erzählt beispielsweise von einer großen Tafel des Herzogs Albrecht

Di tisch sach man beraten
Mit Welchisch und mit Osterwein,
Chlarn Rainfal schancht man ein . . .
Nicht anders tranch man tzu dem mal
Nur Wippacher und Rainfal
Und Lutenberger guten Wein.[1])

[1]) Man vergl. Peter Suchenwirt's Werke. Hgg. v. Alois Primisser. Wien 1827. Das Kapitel IV. „Von Herzog Albrechts Ritterschaft."

ein Beweis, welchen Werth man dem Weine Steiermarks beilegte, da er hier als etwas ganz Besonderes der Herzogstafel eigens hervorgehoben erscheint.

G. M. Vischer, der Kartograph, konnte sich, als er gegen Ende des 17. Jahrhunderts seine Karte Steiermarks herausgab, die den Titel: „Styriae Ducatus Fertilissimi Nova Geographica descriptio (1678)" führt, auch nicht enthalten, den steierischen Wein darin hervorzuheben. Auf dem einen Blatte dieser Karte streitet der „Muhrfluß mit andern Flüssen wegen des kostparisten Weins" und darunter finden sich die Verse:

Rhein, Mosell, Main, vnd Thonaw Stromb
Auch ander Flüsse all zu sambt
Ihr habt nit Wein meins gleichen:
Dreyhundert gulden war der werth
Nur vmb ein Vaß, so ziecht ein Pferd,
Mir must ihr alle weichen:
Der Luettenperger hier ein Landt
Den Sigkhrantz helt vnd Oberhandt. [1]

Selbstverständlich nahm der heimatliche Wein auch im achtzehnten Jahrhundert diese hervorragende Stelle in Steiermark ein. Leider aber wurde um die Mitte dieses Jahrhunderts, in der Hauptstadt wenigstens, dieser Ruf durch Fälschungen und Verschlechterungen des echten edlen Getränkes häufig geschädigt. Der anonyme Verfasser des „Gratzermärchens" ist auf die Wirthe und Weinverkäufer daher bitterböse zu sprechen. „Um ein unnützer und schädlicher Wirth zu werden," schreibt er an einer Stelle „hatte man keinen Menschen in der Welt nöthig darüber zu befragen, wenn man sich nur bei den hohansehnlichen Herrn, die den Weintaz in Pachtung hatten, meldete, so war das Recht und volle Freiheit da, die Mitmenschen zu ver-

[1]) Man vergleiche hiezu die ausgezeichnete Arbeit des Prof. Dr. v. Zahn über G. M. Vischer in dem XXIV. Hefte der „Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark" (1876), woselbst auch die ganze Karte eingehend beschrieben ist. Man findet die Karte im steiermärkischen Landesarchiv.

derben, und im übrigen zu schalten und zu walten wie man wollte." Von einem eigentlichen Kunstwein war damals noch freilich keine Rede, auch verstand man unter Verfälschung wohl Verschlechterung des Weines. Der Grund zu derselben lag nahe. Der Wirth wollte leben. „Man borgte nun von den Hauptwirthen um hohen Preis den schlechtesten Wein, den sie hatten. Da den schlechten Wein Niemand trinken wollte, mußte man ihn aufputzen, daß er gefiele. Dann wurde alles Erdenkliche zusammengepunscht, was den Wein in die Sinne fallen machen konnte, ohne sich um die Gesundheit im mindesten zu bekümmern." Zu Anfang der Achziger-Jahre hatten sich diese Zustände aber gebessert, hauptsächlich dadurch, daß man eine bestimmte, auf die Volksmenge der Gegend berechnete kleine Anzahl von Gast- und Wirthshäusern festsetzte und das Gewerbe überhaupt nicht so leicht verliehen wurde. Freilich kam es noch lange vor, daß die Gastwirthe den Wein, wenn er von sehr guter Qualität war, mit schwächerem vermischten, um dem letzteren, wie man sich hier ausdrückte, „eine Speise zu geben." „Eine solche Speisegebung," erzählt Benditsch, „muß sich auch der Radkersburger, Marburger, Pettauer und überhaupt alle Windischen Weine, welchen die deutschen weit nachstehen, oft gefallen lassen." Daß ausländische Weine in der Hauptstadt nicht minder häufig vorkommen, als die heimischen, davon liegen uns Zeugnisse genug vor, freilich wurde der Champagner, „seitdem die Franzosen Steiermark mit ihrer theuern Gegenwart beehret haben, seltener". Welche von ausländischen Weinen am häufigsten in der Stadt getrunken wurden, davon mögen die nachstehenden Preisangaben zugleich einige Auskunft geben, die aus dem Ende der Achtziger-Jahre herrühren:

Es kostete damals eine Flasche Bourgonder 2 fl. W. W., Tockaier die Bouteille 1 fl. 48 kr., Piccolit die große Bouteille 1 fl. 48 kr., Aliatico die kleine Flasche 36 kr., Vino santo die Flasche 1 fl. 12 kr., Vino Verdea die Flasche 54 kr., Monte 51 kr., eine Maaß Refosco 28 kr., roth und weißer Champagner 1 fl. 15 kr. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß der letzgenannte nicht echt gewesen sei,

erst in dem Jahre 1808 kommt eine bestimmte Nachricht vor, daß der Champagner, „wie alles Gute in der Welt, nachgeahmet und nachgemacht werde, und oft ein genießbares Getränk sei, nur — verfärbt und entkräftet". Mir scheint daraus hervorzugehen, daß man sich zu Anfang dieses Jahrhunderts mit der Fabrication des imitirten Champagners in Graz beschäftigte.

Während man von 1785 an jährlich in der Hauptstadt etwa 90.000 Eimer Wein consumirte, betrug die Menge des verzehrten Bieres ungefähr 140.000 Eimer, es bestand also zwischen der Bier- und Weinconsumtionsmenge kein so großer Unterschied wie heutzutage. Man trank weißes und braunes Bier, die übrigen Biersorten blieben lange Zeit polizeilich verboten, „weil ohnehin auf die gute Zubereitung und Gesundheit dieses Getränkes zu wenig geachtet werden konnte".

Die Zahl der Gasthäuser, in welchen man sowohl Wein als auch Bier bekam, war schon im Jahre 1782 nicht unbedeutend; in der Stadt zählte man 34, in der Leonharder Vorstadt 35, in der Murvorstadt 111 und in der Münzgrabenvorstadt 46, zusammen also 226. Trotz der von mir oben erwähnten, die Zahl der Wirthsgewerbe einschränkenden Bestimmungen, zählte man der gesteigerten Bewohnerzahl wegen im Jahre 1792 wenigstens 400 Gasthäuser, worin natürlich auch die kleinsten derartigen Localitäten mitbegriffen sind. Ein Schriftsteller findet es in den Neunziger-Jahren schon „sonderbar, daß fast aus jedem neugebauten Hause gleich anfangs ein Wirthshaus gemacht wird". Unter diesen Gasthäusern befanden sich aber wenige „sogenannte Einkehrwirthshäuser", in der Stadt finden wir nur 5, in der Murvorstadt 6, unter denen in der Stadt den „Lämpelwirth in der Schmiedgasse, Herrn Matthias Wittmann, allwo der Kaiser bisher (1781) jederzeit seine Einkehr genommen hat", ferner die „hungarische Krone in der Herrengasse" und „die goldene Krone in der Färbergasse", unter denen in der Murvorstadt aber zuvörderst den „Elephantenwirth Franz Großschopf" und den „goldenen Rößelwirth Joseph Rusterholzer".

In allen Gasthäusern konnte man aber Mittags und Abends speisen, in einigen, wie z. B. bei der Stadt Triest fand man sogar sehr guten Tisch. Man speiste um 24 kr. ziemlich gut, „konnte sich aber um 12 kr. schon satt essen", wie der Verfasser der „Skizze von Grätz" kundgibt. Im Jahre 1792 hatte ein Privatmann Vinzenz Weibel eine Wohnung von 8 Zimmern in der neuen Jakomini-Vorstadt beim eisernen Mann „niedlich eingerichtet", um, wie er in der Zeitung publicirte, „adeliche und andere ansehnliche Personen, welche lieber in einem ordentlichen Privathause speisen wollen, anständig bedienen zu können". Ich erwähne dessen nur, weil in der betreffenden Anzeige die Preise der Speisen verzeichnet erscheinen, welche in vier Abtheilungen bestimmt sind. Es kostete „eine Tafel mit 6 Speisen und Desserts 30 kr.", „eine mit 12 Speisen und Desserts 1 fl.", „eine mit 12 Speisen und Gefrornen 1 fl. 30 kr." und „eine mit 16 Speisen auf Porzlain 2 fl." Von den Brodpreisen erwähne ich zur Vergleichung nur, daß die Pfennig-Semmel 1 Loth 3¼ Q. schwer war, die Kreuzer-Semmel aber 3 Loth 2½ Q.

Der Uebergang von den eigentlichen Gasthäusern zu jenen öffentlichen Localen, in denen man Kaffee, Thee u. dgl. erhielt, ergibt sich von selbst. In Steiermark scheint der Kaffee erst spät eingeführt worden zu sein. Dieses Getränk wurde in Deutschland überhaupt erst zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bekannt und zwar von Frankreich aus. Den ersten rohen Kaffee brachten im Jahre 1694 die Holländer nach Europa und in demselben Jahre wurde er nach Leipzig gebracht. Das erste wirkliche Kaffeehaus auf deutschem Boden finden wir im Jahre 1696 in Nürnberg, dasselbe wurde hinter dem Rathhause von Stör eröffnet und erfreute sich schon zahlreichen Zuspruchs. In Augsburg finden wir im Jahre 1713 ein Kaffeehaus, nachdem in Stuttgart ein solches schon im Jahre 1712 von David Ulrich Aulber errichtet worden war. In Wien dagegen finden wir schon viel früher das erste Kaffeehaus, und Martin Manupar, Kaffeesieder daselbst, bewarb sich im Jahre 1708 schon um ein Privilegium, den Kaffee allein brennen und stoßen zu dürfen. Im Jahre 1780

gab es in Wien schon eine Zahl von Kaffeehäusern, die nicht unbedeutend gewesen sein muß, da sie dem Culturhistoriker Fr. Nicolai aufgefallen ist, der über die Wiener Kaffeehäuser[1]) Näheres berichtet. Er sagt, „die Kaffeehäuser sind auf italienische Art im Erdgeschosse, und man gehet wie in einen Laden von der Straße hinein (Bottega di Caffé). Die berühmtesten sind: Das Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte und das schöne Kaffeehaus ohnweit der Mauth. Sie sind mit Spiegeln, Tapeten, Bildern u. s. w. ausgeziert".

Was die Stadt Graz anbelangt, so gab es noch in den Neunziger-Jahren Leute, die sich erinnerten, daß nur ein einziges Kaffeehaus bestanden hatte, nämlich jenes beim sogenannten „Weinthaler im ersten Sack", 1780 gab es bereits 14 Kaffeehäuser, davon 10 in der Stadt und im Jahre 1790 war diese Zahl schon um zwei Drittel gestiegen. Das „Kaffeegetränk" war so gewöhnlich geworden, „da es nun schon beinahe allen Dienstmädchen, Brodsitzerinnen, Hausknechten, Bauern, ja selbst Bettlern gemein geworden ist". Die Kaffeehäuser waren schon damals ebenfalls so gefüllt wie heute, zahlreiche Zeitungen lagen darin auf und Billards standen für Spiellustige in Bereitschaft. Zwei dieser Kaffeehäuser waren es besonders, die von dem Publicum in den Neunziger-Jahren stark besucht wurden, jenes zur „Stadt Triest" und jenes in dem großen „v. Jakomini'schen Gebäude", beide also in der Jakominivorstadt gelegen. In derselben Vorstadt befand sich das Kaffeehaus „zur Stadt Venedig". In der Murvorstadt hatte das Kaffeehaus zum „Marokkaner" den meisten Zuspruch, in der Stadt selbst die zwei Localitäten im ersten Sack

[1]) In seinem schon citirten Buche „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" Bd. V. — Hafner in seiner tollen Comödie „Etwas zu lachen im Fasching" aus dem Ende der Sechziger-Jahre läßt schon eine Scene in einem „Coffeehaus" spielen, als einem Orte, der oft und viel besucht wird. Dasselbe hat Tische und Lichter. Thomas der „Cofeesieder" besitzt noch „zwei Comparsen zur Bedienung". Auf einem Tische befinden sich Zeitungen. (Die beiden darin Zusprechenden trinken übrigens „Rosoli". Damals also war es schon allgemein, daß man auch geistige Getränke im Kaffehause erhielt.)

und „Piller" auf dem Hauptwachplatz, Häuser untergeordneten Ranges waren „der König von Sardinien in der Sporrergasse" und das Kaffeehaus „zur goldenen Betten" (?) in der Herrengasse.

Leider kann ich dem Enthusiasten für die „gute alte Zeit" nicht die beruhigende Mittheilung machen, daß der Kaffee, wenn auch damals noch ein ziemlich neues Getränk, immer echt war; Surrogate tauchten in Graz, wie dies ja in Wien schon längere Zeit der Fall war, gegen Ende der Neunziger-Jahre auf, und der sogenannte Gesundheitskaffee, eine Vermischung verschiedener Wurzeln, worunter die Cichorie die Basis bildete, mit wenig Kaffee wurde in den Localen, die billiger waren, häufig aufgetischt. Zuletzt gab es fast keine Kernfrucht, keine Bohne und kein Getreide mehr, die man nicht schon als Kaffeesurrogat aufgesucht und zur braunen Kaffeebohne gebrannt hatte. Dies war aber schon die Uebergangsperiode zum neunzehnten Jahrhundert.

VII.

Feste und Belustigungen.

Die „Bestschießen“ in den Städten Steiermarks und in Graz. Ein Bestschießen in Eggenberg im Jahre 1795 und die Einladung dazu. Bestschießen zur Feier des kaiserlichen Namensfestes in Graz am 4. October 1795. Der Fasching und die Tanzunterhaltungen. Die Tänze. Ein Gedicht aus Graz über das „Menuet“. „Reduten.“ Die Grazer Frauenwelt. Charakteristische Tracht der Grazer Bürgersfrauen im achtzehnten Jahrhundert. Die Schlittenfahrtfeste. Die Thierhetzen.

Das Volksleben der Steiermark hat seine gewissen Eigenthümlichkeiten seit den ältesten Zeiten bewahrt und insbesondere in dem gebirgigen Theile des Landes treten dieselben in charakteristischer Weise hervor. Die Aeußerungen desselben dürften nun freilich im achtzehnten Jahrhundert beinahe dieselben sein wie im gegenwärtigen und der Culturforscher würde auf wenig Neues stoßen, wenn es überhaupt möglich wäre, auf diesem Gebiete zurückzugreifen. Doch auf dem Lande fehlen die Quellen, welche demjenigen, der das Stadtleben in's Auge faßt, zu Gebote stehen, beinahe gänzlich, und die Forschung war im achtzehnten Jahrhundert noch nicht so weit gedrungen, um die Aeußerungen des bäuerlichen Lebens, welche ein so bedeutsames Licht auf den ganzen Culturzustand des Landes werfen, gehörig auffassen zu können.

Anders ist dies eben bei städtischen Verhältnissen der Fall, der Geschichtsschreiber, der Statistiker, der Rechtsgelehrte wird manchen Fingerzeig darüber zu geben wissen, wie sich diese auf jenem Gebiete gestalten, das uns so recht das Leben und Treiben selbst am unmittelbarsten darstellt. Aus diesem Leben und Treiben drängt die Kunde bis auf unsere Zeiten herüber, und was für den Zeitgenossen unbedeutend, unscheinbar, ohne irgend eine Wichtigkeit erschien, beleuchtet Zustände, die uns ferne gerückt sind, hell und deutlich, erklärt den Charakter des Bewohners der Stadt. In kurzen Worten will ich meinen vorangegangenen Schilderungen aus diesem Grunde noch eine Skizze beifügen, welche auf Vergnügungen und Lustbarkeiten der von mir in's Auge gefaßten Zeit hinweist, welche das Stadtleben von

seiner heitersten Seite zeigt, von der Seite des Genusses, in dem sich der frische, fröhliche Sinn kundgibt, der darin geherrscht hat, und wie diese Darstellung auch vielleicht so ziemlich auf jede Stadt in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts passen könnte, so wird sie doch einerseits manches enthalten, was nur dem Steiermärker und hier wieder nur dem Bewohner der Hauptstadt Steiermarks charakteristisch ist, andererseits haben wir eben nicht viel Nachrichten über irgend eine österreichische Stadt in dieser Beziehung, und die etwa vorhandenen dürfte das Nachfolgende vielleicht doch in manchen Punkten ergänzen.

Volksfeste gab es natürlich im achtzehnten Jahrhundert in der Stadt so gut wie heute, boten sich doch Veranlassungen genug, die das gerne lustige und heitere Völkchen des Steiermärkers benützte, um seinem frohen Sinn die Zügel schießen zu lassen und sich so recht ungezwungen zu erlustigen. Keines dieser Feste kann man nun freilich besonders charakteristisch nennen, Tänze und recht viel Essen und Trinken waren wohl für Viele der Ziel- und Ausgangspunkt des ganzen Festes; ich müßte allenfalls einen der von mir bereits früher erwähnten Jahrmärkte ausnehmen, der allerdings immer auch eine Art Fest bildete. Insbesondere aber ist hier eine Festlichkeit zu erwähnen, die mir für die Aeußerung des Stadtlebens der Steiermark im achtzehnten Jahrhundert bezeichnend erscheint und die heute längst nicht mehr vorkommt, obgleich auf dem Lande und in kleineren Städten sich noch Spuren davon erhalten haben. Es ist das von jeher für den Steiermärker und seinen Nationalcharakter so wichtige Scheibenschießen.

Im vorigen Jahrhunderte wenigstens konnte man sich den Bewohner irgend eines der nördlichen inneröstterreichischen Länder nicht anders denken, als mit dem Stutzen in der Hand, und das „edle Schützenhandwerk" wurde auch in der That in der Stadt ebenso gepflegt, wie dies auf dem Lande mitten in den Bergen der oberen Steiermark heute noch der Fall ist.

In Leoben, Marburg, Cilli und anderen Städten der oberen und der unteren Steiermark finden wir „Freyschießen" und „Best-

chießen" sehr häufig, dieselben wurden gewöhnlich von einer Schützengesellschaft arrangirt und boten dann dem Schützen und allen seinen Freunden Gelegenheit zu einem heiteren Feste, an dem sich Jung und Alt betheiligte und das auch nicht selten von Gästen aus der Ferne besucht wurde. Tage und Wochen voraus wurde ein solches Schießen angezeigt in den gelesensten Blättern des Landes, auf einzelnen Anzeigeblättern wurde es kundgemacht, auch persönliche Einladungen erfolgten dazu.

Daß in oder eigentlich bei Graz derartige Festschießen ebenfalls stattfanden, versteht sich; gewöhnlich waren die Gattungen der „Beste", welche dabei gegeben wurden, schon in Voraus in den Anzeigen kundgegeben. Diese „Beste" bestanden entweder in Geld oder in irgend einem werthvollen Gegenstande. Bei dem letzteren gelangte nicht selten der Humor zum Ausdrucke. Was die Stadt Graz anbelangt, so wurden die Festschießen, an denen die Städter theilnahmen, meistens in dem Garten des nahe gelegenen Schlosses Eggenberg abgehalten, in der Gemeinde Eggenberg bestand auch eine eigene Schützengesellschaft und diese erließ die bezügliche Einladung. Ich lasse nachstehend eine solche Einladung, die einem Zeitungsblatte vom Juni des Jahres 1795 entnommen ist, folgen, welche zugleich das Nähere über die Art des Schießens, die Legegelder und dgl. enthält, und am besten das ganze Fest, wenigstens soweit es die Schützen betrifft, charakterisirt.

„Es hat sich ein Mitglied von der Schützengesellschaft in dem Hochgräflichen Garten zu Eggenberg, ein freyes Beßtes bestehend in einem schönen zweyjährigen Schweizer artigen Stier, im Werth pr. 30 fl., und einem Angeheng von 20 fl., zusammen also im Werth pr. 50 fl. allda aufzugeben entschlossen, wozu alle Herren Schützen und Schüßfreunde eingeladen und folgende Punkten voraus erinnert werden.

Erstens: Wird dieses Freyschüssen pr. 50 fl. den 28. d. M. Juny um 2 Uhr Nachmittag in besagtem Eggenberg anfangen, die Leggelder bis 29. Abends angenommen, das Schüssen selbst aber

den 30. Abends, wenn keine unvorgesehene Fälle eintreten, geendet werden.

Zweytens: Auf dieses Beßte pr. 50 fl. kann jeder Herr Schütz einen einfachen mit 8, anderthalb mit 12, oder einen doppelten Schützen mit 16 Schüssen jedoch unter gleichem Namen gegen Erlag à Schuß pr. 2 fl. abschüssen. Die Fehlschüsse hingegen sind gegen erstbesagter Einlage wieder zu verlegen erlaubt, und wird der Betrag derselben rein in die Leggelder wieder vertheilet werden. Nur werden der Lade die gewöhnlichen zween Landschüsse, die aber nie das Beßte gewinnen können, unentgeldlich zu machen bedungen.

Drittens: Ist die Scheibe 150 Schritte vom Ausschusse entfernt, weiß mit einem sichtbaren schwarzen Fleck in der Mitte versehen.

Viertens: Wird auch eine Nebenscheibe mit einem sichtbaren schwarzen Fleck und Dupf in der Mitte, doch auch in nämlicher Entfernung aufgesteckt werden; auf diese Scheibe ist ein Beßtes bestehend in einer von gefaßter Bildhauer Arbeit sehr niedlichen kleinen Stock-Uhr, im Werth pr. 20 fl. angewiesen. Auf dieses Beßte hat

Fünftens: jeder Herr Schütz ebenfalls 8 Schüsse, den Schuß pr. 1 fl. zu erlegen, wobey angemerkt wird, daß, wenn es ihm auf der Hauptscheibe einen doppelten Schützen zu machen beliebte, er auch einen doppelten auf der Nebenscheibe zu machen verbunden sey. Von diesen eingehenden Leggeldern wird eine Hälfte zur Bestreitung der unvermeidlichen Unköstten verwendet, die andere Hälfte aber in reine verhältnißmäßige Gewinnste vertheilet, und auch, auf dieser Nebenscheibe ordentlich vom Zentro ausgezirkelt werden, anbey auch erinnert: daß die Gewinnste auf dieser Scheibe dergestalt eingetheilet werden, daß das erste Leggeld 10 fl., das zweyte 9 fl., und das dritte 8 fl. und so fort verhältnißmäßig, und so lang die Leggelder auslangen, zu beziehen haben soll.

Sechstens: Um aller Streitig- oder nur anscheinenden Partheilichkeit in Hinsicht der Anzahl der Leggelder auszuweichen, so ist das Verhältniß zwischen der ganzen Zahl Schüsse und den Gewinnsten, ohne auf Fleck- Kreiß- Weiß- oder Fehlschüsse zu sehen, wie 45 zu

100 unabweichlich festgesetzt, zu welchem Ende man einen ordentlichen Ausweis verfassen, den Betrag auf der Hauptscheibe ohne mindesten Abzug in die bestimmte Anzahl Leggelder eintheilen, und das ganze hievon bis 30. Mittags zur allseitigen Einsicht vorlegen wird, ein gleiches wird auch von der Nebenscheibe beobachtet werden, bey welcher das Schüssen ebenfalls bis 30. Abends geendet seyn muß. Endlich Siebentens: Im Falle der Herr Bestgewinner sowohl auf der Haupt- als Nebenscheibe das Beste in natura nicht annehmen sollte, so wird ihm der aufgesetzte Werth für dasselbe nämlich von der Hauptscheibe 50 fl. und von der Nebenscheibe 20 fl. baar auf die Hand bezahlt werden.

Man verspricht sich eine zahlreiche Versammlung um so zuversichtlicher als die angenehme Lage der Schüßstatt ohnehin genugsam bekannt ist, und sich auch Jedermann überzeugt finden wird, daß dieses Freyschüßen keine Gewinnsucht zum Grunde habe, so wie man auch die strengste Beobachtung einer guten Ordnung, und Richtigkeit anmit feyerlichst zugesichert.

Eggenberg bey Graz den 18. Juny 1795. Die Schützengesellschaft allda."

Ich habe diese Anzeige willkürlich herausgegriffen unter der großen Zahl der mir vorliegenden derartigen Einladungen aus allen Orten Steiermarks und insbesondere aus Graz und dessen Umgegend, nicht etwa weil das „Beste" hier besonders werthvoll erscheint, sondern weil es eine der ausführlicheren Anzeigen ist, welche auf das eigentliche Vorgehen und die Regelung des ganzen Schießens das deutlichste Licht wirft. Die verschiedenen Beste waren nicht selten viel höher angesetzt (wobei man überhaupt den Werth des Geldes jener Zeit auf das drei- oder vierfache veranschlagen muß); besonders „vereinigte Schützenlaaden", wie beispielsweise eine in Cilli und Reifenstein existirte, gaben oft besonders werthvolle „Beste" von mehreren hundert Gulden im Werth; gerne setzte man die Summe in Silber (Niederländer-Thaler u. dgl.) oder in Gold aus. Der Bestgewinner hatte übrigens von seinem Gewinnste keinen großen Vor-

theil, denn abgesehen davon, daß die „Schützenschreiber und Zieler" von ihm „regalirt" werden mußten, erschien es auch als eine Anstandspflicht, Freunde und Bekannte zu regaliren, und daß der Kreis derselben nicht klein war, läßt sich denken.

In Graz waren es vor Allem die Mitglieder des Bürgercorps, welche sich an den verschiedenen Festschießen betheiligten. Gewisse feierliche Tage wurden zur Veranlassung solcher Schießen gerne genommen, und das Schießen fand dann in der bürgerlichen Schießstätte, die sich damals noch in der Murvorstadt befand, statt. Im festlichen Aufzuge zogen die Schützen dahin in Begleitung vieler Gäste und einer großen Volksmenge. Am Namenstage des Monarchen fand regelmäßig ein solches Fest statt. So zogen am 4. October 1795, als am Namenstage des Kaisers Franz, die Schützen nach dem Gottesdienste, an dem sie theilgenommen, durch verschiedene Straßen der Stadt im Festzuge nach der „neuen" Schießstätte, die damals noch nicht ganz vollendet war, und deren Eröffnung zugleich gefeiert wurde, und die schon jetzt „zeigte, daß sie ihres Gleichen Wenige haben wird". Der Einzug daselbst geschah unter dem Schalle von Trompeten und Pauken und unter dem Donnern der Pöller. Die dabei herumgetragene Scheibe charakterisirte die loyalen Gesinnungen der Bürger. Sie enthielt eine Pyramide mit dem kaiserlichen Adler, darüber Fama mit der Inschrift: „Francisco II. IV. Oct. MDCCXCV. prima exercitia publica." Um die Pyramide sah man Bürger in ehrfurchtsvoller Stellung, darunter folgende Verse:

Es öffnet freudig heut die neue Schützenbahn
Die Gratzer Bürger-Schaar, an Franzens Namensfeste!
Treu, Pflicht und Liebe flammt stäts ihre Herzen an;
Sein Wille ist ihr Ziel und Seine Gnad das Beßte.

Das erste „Hauptschießen" in der neuen Halle wurde nach einem gemeinsamen Mittagsessen unter großer Betheiligung am Nachmittag eröffnet.

Heutzutage haben derartige „Haupt“- und „Bestschießen“ längst aufgehört zu bestehen, in dem Sinne wenigstens, daß sie als charakteristische Aeußerungen des städtischen Lebens anzusehen sind.

Unter den Lustbarkeiten in der Stadt waren es natürlich vor Allem diejenigen des Faschings, welche ein Zusammenströmen der Bevölkerung, und zwar von Alt und Jung in den verschiedenen Tanzsälen veranlaßten. „Der Fasching,“ erzählt der Verfasser der öfter citirten „Skitze von Grätz“, „ist ein hohes, heiliges Fest. Allenthalben, wo man während dieser Zeit, die man sonst Fastnacht oder Carneval nennt, eintritt, ist die erste Frage: Nun, wie bringen sie ihren Fasching hin, wie unterhalten sie sich, haben sie schon wacker getanzt? Der stille, ruhige Mann, der Denker und Wissenschaftspfleger kommt oft in Verlegenheit über alle die Fragen, über alle die Einladungen. Der „vornehmste Lustplatz“ zu dieser Zeit ist die „Redute“. Alles, was groß, schön, galant und lustig ist, oder sein will, eilt in diesen Tempel der fröhlichen Gottes Comus. Tausende von Wachskerzen schimmern auf prächtigen Kronleuchtern, deren Licht noch einmal von den Spiegelfenstern zurückgeworfen wird. Musikalische Instrumente kitzeln mit den angenehmsten Tönen das Ohr, erfüllen das Herz mit Freude und bringen unvermuthet die Füsse in Bewegung.“

Man konnte das Vergnügen des Tanzes um ein billiges Geld genießen. Gewöhnlich wurden zur Faschingszeit zwei Bälle in der Woche in dem Hauptlocale gegeben; in der „Redute“, die im städtischen Theatergebäude, im eigens dazu erbauten Saale abgehalten wurde, zahlte man „für's Tanzen 51 kr. und für's Zusehen allein 8 Groschen W. W.“ Man konnte sich für alle Bälle mit einem Ducaten, bei kurzem Fasching mit einem „halben Souveraind'or“ abonniren, auch bestand für dreißig Personen oder größere Gesellschaften ein erleichtertes Abonnement. Die gewöhnlich hier abgehaltenen öffentlichen Bälle waren Maskenbälle, wobei „alle Personen ohne Unterschied des Standes, wenn sie in einer ehrbaren und wohlanständigen Maske erschienen“, zugelassen wurden. Es waren übrigens alle Per-

sonen „beyderlei Geschlechtes verbunden, „bei dem Hinausgehen, es mag früh oder spät geschehen, im Austretorte die Larve von dem Gesicht zu nehmen und also entlarvt über die Stiege hinunterzugehen". [1])

Im Ganzen betheiligte sich die Bevölkerung an diesen Bällen viel mehr als es heute der Fall ist, sowohl „Tanzlustige" als „Nichttanzlustige" fanden sich ein. Außer dem Hauptlocal, wo die „Reduten" abgehalten wurden, finden wir verschiedene Localitäten in den Vorstädten, die dem Publicum ebenfalls geöffnet waren und mehr von dem weniger bemittelten Theile desselben besucht wurden, da das Entrée daselbst ein noch geringeres war.

Unter den Tänzen, welche bei solchen Faschingsunterhaltungen am beliebtesten waren, nenne ich vor Allem das „Menuet", den „Deutschen", den „Englischen" und den „Contratanz", letzterer kam erst zu Ende des Jahrhunderts von Frankreich nach Deutschland. Der Walzer, jener specifisch österreichische Tanz, kam bei den vornehmeren Bällen nicht so häufig vor; das zierliche Menuet dagegen erhielt sich sehr lange. Diesem graciösen Tanze hat ein Dichter im „Grazer Frauen Journal" vom Jahre 1797 ein Gedicht gewidmet, welches ich zur Charakteristik dieses Tanzes und seiner Beliebtheit hier anführe:

Es ist überschrieben:

Die Menuet.

O du, durch die ich jüngst entdeckt,
Daß jene mächt'ge Schmerzen,
Die mich die Zärtlichkeit für Nina fühlen lehrt,
In ihrem schönen Herzen
Des Mitleids sanften Trieb erweckt,
Dich, Menuet, erhebe mein Gesang!
Wie glüht für dich mein ganzes Herz von Dank!
Kein andrer unter allen Tänzen

---

[1]) Die „Redute" hatte den Vorzug, daß „sonst in keinem Saale Masquen erlaubt" waren.

Läßt so, wie du, ein göttlich Mädchen glänzen.
Ein zärtlich Paar, das sich
Einander zugedacht,
Wie täuschet es durch dich
Den eifersüchtigen Verdacht!

Selbst die Göttin von Cythere
War es, welche dich erfand.
Bey den hohen Götterfesten
Tanzt sie dich, der Tänze beßten,
Aufgeführt von Mavors Hand.

Selbstverständlich blieben diese Lustbarkeiten des Tanzes und der Maskeraden auf die winterliche Zeit und hier wieder auf den Fasching beschränkt; im Sommer gab es kein besseres Local, wo getanzt wurde, wie dies allerdings nach den Aufzeichnungen Nicolai's in Wien der Fall gewesen. „Den Sommer hindurch,“ erzählt der Verfasser der „Skitze“, „werden die Tanzsäle meist nur von Handwerkern und den niederen Volksklassen besucht. Die höhern Stände lieben mehr ihre Konversazionen, Assembleen, Spiele und Promenaden.“ Es gab einen einzigen „Saal“, den sogenannten „apostlischen“, welchen im Sommer auch „bisweilen destinguirte Personen“ besuchten.

Ich kann an dieser Stelle es nicht unterlassen, der Frauenwelt jener Zeit, an die man ja immer zuerst denkt, wenn von Tanzunterhaltungen die Rede ist, zu gedenken. „Diese liebenswürdigen Geschöpfe,“ sagt schon der mehrfach citirte Schriftsteller über die „Gräzerinnen“, „verdienen den Namen der Schönen in der That, sowohl in Rücksicht auf den Wuchs, als die Bildung. Dies mußten die Ungarn schon im neunten Jahrhundert gesehen haben, denn als sie unter Arnulf's Regierung in Steiermark einfielen, machten sie eine eben so starke Beute an schönen Weibern, als an Eisenwaaren.“ Ich erwähne speciell die Frauen von Graz im achtzehnten Jahrhundert aus dem Grunde, weil sie damals noch eine eigene Nationaltracht getragen, welche für das Stadtleben der Steiermark im achtzehnten Jahrhundert ein besonderes Charakteristikon bildet. Allerdings zeichneten

sich durch „Beständigkeit, Eigenheit und Schönheit" dieser National-kleidung nur Frauen und Mädchen vom mittleren Bürgerstande aus. Diese Tracht ist aber schon deßhalb bezeichnend, weil sie jedenfalls aus viel früherer Zeit herstammt, in der die Frauen von Graz sammt und sonders diese bestimmt ausgeprägte Nationalkleidung trugen. Im achtzehnten Jahrhundert, insbesondere in den letzten Decennien desselben, bestand diese Kleidung in einem langen weiten, nach der Länge gefalteten Rocke, meistens von sehr schwerem Seidenstoffe, je nachdem die Trägerin mehr oder minder bemittelt war, in einem kurzen „Corsettchen", einer breiten seidenen Schürze von anderer Farbe, als der Rock, die man „Fürtuch" [1]) nannte, mit ähnlichen Bändern und Schuhen. Ein breites seidenes Halstuch verschloß Brust und einen Theil des Halses. Der sichtbare Theil desselben aber war mit Schnüren schöner, oft sehr kostbarer Perlen geziert. Das Hauptprunkstück des Anzuges bildete eine schwere Haube aus Goldbrocat, die oft mit Perlen besetzt und nach einem eigenen „Nationalschnitte" angefertigt erschien, eine solche das Haupt deckende Haube kostete oft über hundert Gulden und das war damals der fünfte Theil des Jahresgehaltes eines Rathsherrn. Selbstverständlich war innerhalb der Grenzen dieser Kleidung genug Aufwand und Luxus getrieben worden. — Ueber die Moden der „vornehmen Kreise" nähere Details zu berichten, ist hier nicht der Ort, sie schlossen sich an die aus Paris und Wien kommenden eng an, und die zeitgenössischen Schriftsteller wissen genug über das „Fieber der Modesucht" zu berichten, welches damals in Graz, wie überall im Jahre 1790 nach den Worten eines dieser Schriftsteller „in einem höchst gespannten Grade um sich gegriffen hatte". Ausführliche Modeberichte brachte das „Grazer Frauen-Journal" übrigens häufig, wie

[1]) Heute noch tragen die Bauernweiber des slovenischen Theiles der Steiermark solche Schürzen, die sie „Fürtuch" heißen, ohne im Slovenischen einen besondern Ausdruck dafür zu haben, ein Beweis, daß, wie die Bezeichnung, so so auch das Kleidungsstück deutscher Abstammung ist.

alle derartigen Zeitschriften jener Zeitperiode in Oesterreich und Deutschland.

Ich komme wieder auf die Belustigungen zurück. Man muß zu denselben jedenfalls auch die interessanten Schlittenfahrten rechnen, welche die höheren Stände gerne öfter im Winter anzuordnen pflegten und die dem niederen Volke ein gerne gesehenes prächtiges Schauspiel gewährten. Auch die Bürgerschaft arrangirte wohl solche Schlittenfeste. So fanden in dem schneereichen Winter 1784 und 1785 häufig derartige Schlittagen statt. Meistens veranstaltete man dieselben Nachts, und es gewährte dann einen imposanten Anblick, wenn ein Trupp Fackelträger zu Pferde vorausſprengte, dicht hinter ihnen ein Schlitten mit „Trompeten und Pauken" folgte, darauf der Zug von zwanzig bis dreißig Schlitten sich anschloß, alle geschmückt und „auf's Beste herausgeputzt". Vor jedem Schlitten ritten zwei Postillons mit Fackeln, neben manchen, in denen sich hervorragende Persönlichkeiten befanden, liefen wohl auch zwei Läufer einher. Die Uniformen wechselten in der Farbe, Alles strahlte im Widerschein des durch Gold und Silber vervielfältigten Lichtes. Den Abschluß machte gewöhnlich ein ungeheurer Schlitten mit Spielleuten besetzt, die ihre heiteren Weisen lustig in die eisige Winternacht hinausbliesen. Durch's Loos vertheilt saßen die Damen in „sibirische Pelze vortheilhaft gehüllt" auf dem Schlitten, hinter oder neben jeder ein Cavalier, einen russischen Muff an der Seite und mit leichter Hand die Rosse an seidenen Schnüren lenkend.

So brauste der Zug durch die Gassen und über die Plätze, das Volk strömte herzu und den schönen Schlittenfahrerinnen sprühten die Funken von den Fackeln um die Köpfe und brauste der rauhe Nordwind um Wangen und Nacken [1]).

Zum Schlusse von diesem heiteren Bilde zu einem traurigeren. Zu den öffentlichen Schauspielen, welche im achtzehnten Jahrhundert

[1]) Die „Skizze von Grätz", welche eine solche Schlittenfahrt schildert, schließt sich dabei ganz (ja oft wortgetreu!) den „Skizzen von Wien" an; diese Schlittagen waren also den ähnlichen in Wien nachgeahmt.

sich in der Stadt als besonders eigenthümlich zeigten, gehörten leider auch die „Thierhetzen“, jene abscheuliche Gattung von Vergnügungen, welche gerade in Oesterreich noch zu Ende des Jahrhunderts cultivirt wurde. Thierhetzen wurden in Wien noch in den Achtziger-Jahren abgehalten; in dieser Beziehung erscheint die Hauptstadt Steiermarks vorgeschrittener. Im Jahre 1786 wenigstens hatte man an diesem unmenschlichen Schauspiele daselbst keinen Geschmack mehr, damals schon schrieb der Verfasser in der von mir schon citirten Schrift: „Das Gratzermärchen“ voll Entrüstung die Worte nieder: „O welch' ein reines, edles, fein entzückendes Vergnügen, zu sehen, wie ein für sich guter und friedlicher Ochse mit aller Gewalt betäubt und wild gemacht, von Hunden an den empfindlichsten Theilen seines Körpers zerfleischet und eine Stunde durch zu Tode gemartert wird. Glauben Sie, daß viele aus den gegenwärtigen Zusehern der Welt weniger nütze sind, als der Ochse hier, den man martert, sagte ich zu einem mir links sitzenden Herrn. Er sah mich starr an und wußte nicht was ich wollte.“ — Aus allen Nachrichten geht hervor, daß bis zur Aufhebung die „Hetze“ immer stark besucht wurde, trotzdem man ein verhältnißmäßig hohes Entrée bezahlen mußte; Jung und Alt, Männlich und Weiblich strömte hinzu, und wir finden in diesem barbarischen Schauspiele einen Beweis von der Rohheit der Sitten in einem im Uebrigen, wie wir gesehen, doch schon so sehr cultivirten Lande. Die Regierung des großen Monarchen Josef machte endlich auch dieser Gattung von „Belustigungen“ ein Ende, mit der ich diese Skizze und mit ihr die Reihe meiner Schilderungen beschließe.

Beilagen.

Beilage I.

Zu Seite 138.

Das nachstehende Bruchstück, welches ich zur Probe wiedergebe, ist einem im Jahre 1765 erschienenen Quartbande entnommen, der zu dem aus dem Titel ersichtlichen Anlasse erschienen ist. Dieser Titel lautet:

Gedichte
auf
die erfreuliche Durchreise
Seiner Allerhöchsten
Kaiserl. dann Kaiserl. Königl. Apostol.
auch Römisch Königlichen
Majestäten
nach Innsbruck
zu
der höchsten Vermählung
Seiner Königlichen Hoheit
Leopolds Erzherzogs
von Oesterreich,
mit der
Durchlauchtigsten Königl. Prinzessinn
Luise Infantinn von Spanien,
verfasset
in dem Erzherzoglichen Collegio der Gesellschaft
Jesu in Grätz.
Gedruckt mit von Widmanstätterischen Schriften
1765.

Der Band enthält deutsche und lateinische Gedichte, und zwar in folgender Reihenfolge: „Die verkündete Ankunft," „Arcus trivmphalis in adv. Avgg.," „Das frohlockende Grätz" (Ode), „Pompae et plavsvs pastorvm" (Idyllion), und „Anakreontisches Hochzeitgedicht".

Die verkündete Ankunft.

Sonst wars des Rufes Pflicht die seltnen Neuigkeiten
Aus tausendfachem Mund den Welten anzudeuten,
Nur Amor ist so arg; nur Amor will allein
Deß, was er selbst gestift, Zeug, und Verkünder seyn.
Die königliche Braut dem Prinzen zuzuführen,
Eilt er schon nach Madrit. Hoch durch den Himmel irren
Sieht ihn der Sterne Chor, und jede Sphäre tönt,
Vor die er wie ein Pfeil im schnellen Fluge rennt.
Luise ist der Nam, der durch die Lüfte dringet,
Und der in seinem Ohr von tausend Stimmen klinget.
Auch Amorn segnen sie. Ohn eingen Vorzug
Beschleunigt Amor doch den angefangnen Flug.
Tief unter seinem Fuß sieht er die Städte schwinden,
Kaum kann er dich noch, Wien! im fernen Schatten finden.
Noch einmal sieht er dich mit holden Blicken an,
Und stürzet ferne hin durch die gestirnte Bahn.
Dort wo der Alpen Haupt am nahen Himmel gränzet,
Und wo der ewge Schnee auf steilen Felsen glänzet,
Dort wo der Semmering dich, schönes Oesterreich!
An Pracht, und Künsten groß, an Lust selbst Eden gleich,
Dem weiten Steyermark mit hohen Spitzen decket,
Dort schwebte Amor schon. Wo er den Flug hinstrecket,
Sieht er nur Berg und Stein, der Wälder dichte Nacht
Die manchem Reisenden den Weg verdrüßlich macht.
Nein, denket er bey sich, wenn einst die Majestäten
Im hohen Zuge selbst die Bahne werden treten,
So wüst kann sie nicht seyn; wenn alles sich erfreut,
Hat auch auf dürrem Sand kein Ort die Traurigkeit.
So sagt er, wie ein Blitz, der durch die Wolken rennet,
Itzt in der Luft sich dreht, und schon die Erde trennet,
So schnell schießt er herab. In einem Augenblick
Sieht er schon in die Luft vom Fuß des Bergs zurück

Dem Vorwitz zu entgehn deckt ihm die schlanken Glieder
Ein alter Reiserock. Pfeil, Köcher, und Gefieder
Legt er von Schultern weg. Des Auges holdes Licht,
Der schmeichlerische Mund, der lieblich scherzt und spricht,
Der gelben Haare Gold, die Blüthe seiner Wangen
Dieß alles muß nach Maaß Farb und Gestalt erlangen.
So steigt er auf den Berg. Sein zartes Auge irrt,
Durchstreichet Wald und Busch, und was er nur verspürt,
Das bei der Ankunftzeit nicht fein und edel stünde,
Sinnt er in sich gekehrt, wie er was bessers finde.
Er schicket sich demnach zur Arbeit plötzlich an,
Hier ist der Ort zu wüst; dort ist zu eng die Bahn,
Da geht der Berg zu steil, dort giebt es Sand und Steiner,
Da macht der Wälder Nacht die Aussicht immer kleiner,
Dem hilft er sinnreich ab (denn seine Hände nur
Verleihen jedem Ding Farb, Schönheit und Natur)
Wie schaffend hebet er aus dürrer Erde Veilen,
Da muß die Ringelblum den Platz mit Geisklar theilen.
Die Rose putzt er da vom Staub und Mader frey,
Und setzt ihr manches Blatt, und manche Blüthe bey.
Die Aeste hieb er ab, die in die Strasse giengen,
Und nahm die Reiser weg, die von den Bäumen hiengen.
Das heitre Sonnenlicht stellt er dem Schatten zu,
Und hebt durch manches Gwild die träge Wälderruh.
Mit Felsen schließet er die Klüften rauhen Winden
Und läßt den Ausgang nur den milden Zephyr finden.
Itzt kam er an den Ort, wo Karls erhabner Geist
Der staunenden Natur das achte Wunder weist
Wo Abgrund, Felsen, Stein, wo meilenweite Rücken
Stets höhrer Berge sich in ein Gemisch verstricken,
Wo die Natur sich thürmt, wo sie der Menschen Sinn
In seiner Goldesucht zu schröcken oftmal schien.
Da blieb verwunderend der Götter Liebling stehen,
Und dachte sich dabey: daß ich von diesen Höhen
Zu jenen kommen kann, dieß that kein Menschenhand,
Nein, Zeus der Vater ists, der Thal mit Bergen band,
Der da durch harten Stein die Marmorstrasse bahnte,
Dort über tiefen Schlund die feste Brücke spannte

Ein stark belobter Greis, dem die Erfahrenheit
Ein Wandel voll der Treu, Geduld, Beflissenheit
Den Ruf des Weisesten auf dieser Trift gegeben,
Sah Amorn ungefehr von einer Höh, und eben
Entschloß er sich anitzt den Fremdling anzugehn.
Ich sehe wundernd Dich, sprach er, am Wege stehn.
Karl baute dieses auf, der große Römer Kaiser,
Wohl ja ein großer Herr, dem niemand etwas weiser,
Wenns für das Wohl des Lands zu thun war nachgethan.
Wie? Karl, fragt Amor ihn, und sieht ihn huldreich an,
Der Vater eurer Frau that diese Wunderwerke,
Die ich den Göttern gab? Mit eben dieser Stärke
Hält seine Tochter itzt des Landes Glück empor;
Die sich des Vaters Sinn zu ihrem Ziel erkor.
O Land! wer kann genug mit Lob den Zepter zieren,
Den Götter, oder doch, wie Götter, Menschen führen?
O noch beglückters Land, das nie sein Glück verliert!
Ihn führen Menschen zwar, doch so, wie sichs gebührt,
Versetzet ihm der Greis, deß, welcher dort erhaben
In hohen Himmel thront, sind Sie die schönsten Gaben
Ihm seye tausend Dank! wir hatten immerdar
Beherrscher bester Art. Ich zähle neunzig Jahr,
Und der sie immer zählt, der muß sie Ihnen danken
Dank einen Leopold, vor dem die Feinde sanken
Wie leicht Aehren hin. Dem folgte Joseph nach,
Der selbst die Liebe war, die Liebe — — Aber ach!
Der Himmel nahm Ihn früh. Karl kommt in seine Stelle,
Mit Ehrfurcht nenn ich Ihn, Er war der Länder Seele.
Wie reiche Ströme floß auf uns das beste Glück,
Er ließ uns über dieß Theresen selbst zurück.
Theresen unsere Frau, die mit nicht mindern Sorgen
Der Länder Aufnahm will von allen Dreyen borgen.
Die Ansehn, Lieb, und Glück in eins zusammen bindt.
Und so das große Bild des besten Fürsten findt.
Hier zeigt sich Leopold in lorbeerreichen Kriegen,
Doch will Sie durch die Lieb wie Joseph noch mehr siegen.
Den Vater stellt Sie vor in Pracht und Herrlichkeit,
Ist größer als die Drey, da Sie zu gleicher Zeit

Den Vater, und den Ahn in Ihren Söhnen zeiget.
Wachst Prinzen, wachst heran! so wie die Sonne steiget,
So steige Euer Ruhm. Das zärtlich banges Herz
Zerschmolz dem Greise itzt, selbst Amorn rührt der Schmerz.
Dann zittert er dahin von Freuden abgemattet,
Wie redlich ist dein Herz, das mir dein Aug verrathet.
O Fremdling! irr ich nicht, so wirst du einer seyn,
Der auch Theresen ehrt, steh mir die Wahrheit ein,
Du scheinst mir nicht zu fremd. Und Amor sprach: ich ehre
Die große Kaiserin; und wenns mir möglich wäre,
Ich stürbe auch für Sie. Wenn mich die Freude dir
Beliebt und kenntlich macht, o Alter so sind wir
Wohl Brüder, oder doch rechtschaffne Herzensfreunde,
Theresen lieben wir, und sind nur jenem Feinde,
Der nicht Theresen liebt. Doch giebt der Stab und Ring,
Der um den Finger einst der zarten Hanne gieng,
Itzt deine Rechte ziert, dich mir noch mehr zu kennen.
Wie? Hanne= sagt der Greis, Stab= Ring= was hör ich nennen?
So kennest du den Stab, den mir auf Michaelsfest
Die Alte reich behängt, und ausgeziert aufs best
Zu einem Ehpfand gab. Hier ist ihr Bild geschnitzet,
Ein Werk des Künstlers Görg. So hat das Aug geblitzet
So war der Mund gebildt, so zierte sie das Haar,
Als ich zur Ehe sie nahm; es sind schon sechzig Jahr.
Von innen trägt der Ring die Namen von uns beyden,
Die müßt, ich weiß nicht wer, mit ihrer Jahrszahl schneiden.
Ja sechzig Jahre sinds, spricht itzt der schlaue Knab,
Ich kenne Görgen auch, der dir den schönen Stab
Mit Kunst geschnitzet hat. Den Ring hat Hans gedrehet
Ist es vielleicht nicht wahr? Der Greis verstummt und stehet
Er sinnet, wiederlegt, und ist Gedankenvoll,
Und weiß nicht, was er sich von Amorn denken soll.
Er schaut ihn öfter an, und will die List erreichen,
Doch muß der arge Fleiß des Amors Witze weichen.
Und weil er keinen Grund zum Zweifeln finden kann,
Nimmt er, was er gehört, für eine Wahrheit an.
Von Jugend ungewohnt aus finstern Argwohnsgründen
Sich einen Schluß, wie sonst die Menschen thun, zu winden,

Glaubt er der Wahrheit frey; und wähnt dort keine List,
Wo der gesunde Sinn des Argwohns Gründe mißt,
Er drückt ihn an die Brust, er küßet ihn vor Freuden,
Und fleht, er wolle sich von ihm nicht heute scheiden.
Damit er sicher sey, ladt er ihn zu sich ein,
Da wollen wir, spricht er, ein bischen lustig seyn
Wir wollen brüderlich auf unsre Freundschaft trinken
Und Amor stimmet ein. . . .

Beilage II.

Zu Seite 40.

Heinz von Plasmann
und
Elise von Hall.

Ein ernsthaftes Ballet aus einer wahren und sehr berühmten Geschichte. Nebst einer Ballade aus dem fünfzehnden Jahrhundert von

Ritter von Kalchberg.

Gräz, gedruckt bei Andreas Leykam, 1788.

(Nacht, Elisens Zimmer.)

Heinz und Elise drücken einander durch mancherlei Liebkosungen und zärtliche Tänze ihre wechselseitige innigste Liebe aus — indessen schlägt die Glocke eilf. Dieß erinnert den Ritter, daß es Zeit sei, nach Hause zu reiten. Er eröfnet seinen Entschluß Elisen, die ihn aber auf alle mögliche Weise durch Bitten, und Vorstellungen der Gefahren davon abzuhalten, und zu bereden sucht, die Nacht bei ihr zu verweilen. Heinz zeigt ihr, daß dieses unschicklich wäre, und daß er vor Niemand, als vor Gott sich fürchte, so lang er ein Schwert an seiner Seite, und Kraft in seinen Armen habe. — Er nimmt Schild und Schwert, und reißt sich los. Elise streckt ihre Arme nach ihn aus — Er ist fort — Sie eilt an's Fenster, ihm nachzu-

sehen; doch — die düstere Nacht verhindert sie daran. Bange Ahndungen durchstürmen ihr Herz. Sie fällt auf die Kniee, und fleht den Himmel um Schutz für ihren Geliebten an. Indessen kömmt eine ihrer Zofen, und erinnert sie, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. Elise äußert den Wunsch: daß Heinzens Bild ihre Träume versüssen möge, und geht mit der Zofe ab.

(Die Szene verändert sich in einen Wald. Der Mond wirft blasse Stralen in das Dunkel der Nacht.)

Eine Horde türkischer Räuber kömmt mit Beute beladen, setzt sich auf die Erde nieder, und unterhält sich, erfreut über ihren Raub, mit mancherlei Tänzen. Indessen bemerkt ein Türk das Trappen eines Rosses. Er meldet es den Uebrigen. Sie greifen zu den Waffen und vertheilen sich im Walde, um aufzulauern. Heinz kömmt streitend aufs Theater; er wehrt sich ritterlich. Viele Türken fallen; und schon beginnen sie zu weichen; doch — nun, da Heinz eben nach einem Türken haut, springt sein Schwert entzwei. Er kömmt in Verwirrung, faßt sich wieder, und eilt, ein Schwert von einem Erschlagenen aufzuheben, aber — indem er sich zur Erde bückt, stößt ihm ein Türk die Lanze in die Seite. Heinz faßt alle seine Kräfte zusammen, stößt diesem Türken das aufgehobene Schwert in die Brust, und fällt dann selbst erblaßt zur Erde. Die zerstreuten Türken sammeln sich wieder, freuen sich über des Ritters Tod, drücken ihr Vergnügen durch Tänze aus, und ziehen dann ab.

(Die Szene wird wieder Elisens Zimmer.)

Sie liegt im Nachtkleide mit aufgelösten Haaren auf einem Ruhebette. Ihr Herz ist beklemmt, und schröckliche Vorstellungen beunruhigen ihre Seele, die noch kein Schlummer erquickte. Indem sie so liegt, macht es einen Schlag an die Thür. Sie springt auf und läuft ängstlich im Zimmer umher. Es geschieht der zweyte Schlag; Elisens Furcht vermehrt sich; endlich der dritte. — Ihr Schröcken ist auf dem äussersten Grade. Nun rollt der Donner; die Blitze leuchten; die Thüre öfnet sich, und der Geist ihres Ritters erscheint.

Er zeigt ihr die blutige Wunde, und giebt ihr zu verstehen, daß im nahen Walde bei einer Eiche seine Leiche liege. — Sie fällt in Ohnmacht. Der Geist verschwindet. — Endlich erholt sich Elise wieder. Aus ihrem Gesichte stralt Verzweiflung; sie läuft wüthend ab.

(Der vorige Wald. Man sieht Heinzens Leiche liegen.)

Eine Pause — Endlich kömmt Elise mit einer Fackel, sucht den Leichnam, findet ihn und stürzt sich betäubt auf denselben. Sie drückt abwechselnd bald zärtliche Wehmuth, bald Verzweiflung aus; endlich nimmt die letztere überhand. Sie zückt einen Dolch, küßt ihn, freut sich, bald bei ihrem Geliebten zu seyn, ersticht sich, und fällt auf die Leiche ihres Geliebten. —

Indessen kommen die Bedienten und Zofen, ihr Fräulein zu suchen; sie finden sie todt: und mit dem Ausdruck ihres Jammers schließt sich die Vorstellung.

Heinz von Plasmann.

Kommt, liebe Leute, hört mich an!
Ich nun ein Liedchen singe,
Von einem tapfern Rittersmann,
Der that gar grosse Dinge —

Auf seiner Burg im Krainerland,
Nach schweren Türkenkriegen,
Saß Heinz von Plasmann, weit bekannt
Ob seinem Muth', und Siègen;

Denn mancher brave Ritter sank
Durch seinen Speer beim Rennen;
Oft seine durst'ge Klinge trank
Das Blut der Sarazenen.

Drum war auch manches Mädchenherz
Dem Ritter sehr ergeben,
Thät mit geheimen Liebesschmerz
Nach seiner Liebe streben,

Ja! Manche gafte lüstern hin,
Wo seine Rüstung blinkte,
Und auf dem Helme stolz, und kühn
Die schwarze Feder winkte —

Doch uns'rem Ritter thät allein
Elise nur gefallen;
Elise zärtlich, sittsam, fein,
Vom edlen Stamm' der Gallen.

Schön war das Mädchen, das ist wahr!
Der Erdbeer' gleich ihr Mäulchen;
Und ihre Aeuglein sonnenklar,
Im Wiesengrund' dem Veilchen.

Wie Ebb' und Fluth, so sank und schwoll
Der Thron geheimer Triebe,
Der Schwanenbusen, für ihn voll
Von treuer Gegenliebe.

Des trauten Ritters Veste lag
Nicht weit von ihrem Schlosse;
Drum hörte sie auch jeden Tag
Den Huf von seinem Rosse.

Da schwanden ihr in Himmelslust
Die schönen Jugendstunden
An ihres lieben Heinzens Brust,
Gleich flüchtigen Sekunden;

Oft schlich die Mitternacht heran,
Und goß den süssen Frieden
Herab; oft krähte schon der Hahn,
Wann uns're Lieben schieden. —

Einst als in dieser Seligkeit
Ein froher Tag verflogen;
Schon lang auf blaue Himmelshaid'
Die goldnen Sternlein zogen;

Da wollt', bis Morgen wiederkehrt
Heinz heut das Spielchen enden;
Er nahm die Rüstung, band das Schwert
Um seine straffen Lenden.

„Schlaf sanft, mein Kind! — Gott schütze dich!
Nur noch drei einz'ge Küße! . . .
So! . . . Lebe wohl, bis wieder ich
Dich in die Arme schliesse!“

„Warum, mein Trauter! willst du heut
So früh von dannen eilen?“
„Mein Liebchen! Es ist hohe Zeit —
Ich kann nicht länger weilen.

„Horch! von dem Thurm brummt schon die Uhr
Die Stunde der Gespenster.
Im Todenschlaf ruht die Natur:
Ein Flor umhüllt die Fenster.“

„O Lieber! — Guter! bleib bei mir!
Ich zittre vor Gefahren —
Trüb ist die Nacht. Leicht könnte dir
Was Arges widerfahren.

„Sieh'! eine schwarze Wolke hüllt
Des Mondes bleichen Schimmer.
Horch! wie der Sturm so gräßlich brüllt!
Dumpf knarrt's im weiten Zimmer.

„Ach Heinrich bleib'! Ich bitte dich!
Ach! bleib bei deinem Mädchen!
Ich habe Raum für dich, und mich
In meinem weichen Bettchen.“

„Nein, Lieschen, nein! das geht nicht an!
Noch müssen wir verweilen,
Denn nur mit deinem Ehemann
Darfst du dein Lager theilen.

„Leb wohl! wir sind in Gottes Hand;
Drum hoffe gute Dinge.
Schnell ist mein Roß, stark meine Hand,
Und schneidend meine Klinge!“

Er sprach's; und husch, als wie der Wind,
Saß er auf seinem Rosse;
Noch eh' das Fräulein sich besinnt,
War er hinaus vom Schlosse.

Da gieng es weiter sonder Rast,
Als hätte er Schwalbenflügel;
Und unter ihm entfloh'n in Hast
Die Brücken, und die Hügel. — —

Nun kam er wohl zu einem Wald;
Da war's so rabendüster.
Kein Sternlein schien; der Wind blies kalt.
Er hörte ein Geflister.

Der Rappe stutzte, stieg empor,
Und wollte nimmer weiter;
Hu, hu, auf einmal stürzt hervor
Ein Haufe schneller Reiter.

Kaum hatte Heinz zur Gegenwehr
Sein Ritterschwert gezogen;
Als schon von allen Seiten her
Die Hieb', und Stiche flogen.

Doch keiner drang auf's Leben ein,
Weil sie vom Küraß prellten,
Daß Funken, wie der Sterne Schein
Die schwarze Nacht erhellten.

Heinz wehrte sich mit Löwenmuth.
Tod saß auf seinem Schwerte.
Schon mancher Schädel flog im Blut
Durch seinen Hieb zur Erde.

Doch weh! nun sank durch einen Stich
Sein braves Roß darnieder;
Da naht' mit neuer Kühnheit sich
Die Mörderbande wieder.

Heinz aber trotzte der Gefahr
Bis seinen Riesenstreichen
Die sehr geschmolz'ne Feindesschaar,
Nun schon begann zu weichen. —

Schon setzte er den Flücht'gen nach;
Schon war der Sieg errungen,
Als ihm bei einem Hiebe — ach!
Das Schwert entzwei gesprungen.

Da ward ihm bang. Ein Schauer fleußt
Durch alle seine Glieder;
Doch sein erhab'ner Heldengeist
Ermannte bald sich wieder.

Er sprang, von einem Todten sich
Die Waffen aufzuheben; —
O weh! da drang ein Lanzenstich
Tief in des Ritters Leben! —

Er sank — Laut jauchzt ob diesem Streich'
Die wilde Türkenbande;
Und ritt mit Christenbeute reich
Nach ihrem nahen Lande. —

Indessen lag auf ödem Bett
Von tausend Angst zerrissen;
Elise; keine Ruhe thät
Die holden Aeuglein schließen.

Sie legte sich bald hin, bald her,
Bei ihres Lämpchens Schimmer;
Horch! horch! da tönt von ferne her
Ein trauriges Gewimmer.

Drei Schläge macht' es an die Thür,
Dann öfnet sich die Pforte;
Und gräßlich donnerten zu ihr
Die fürchterlichen Worte:

„Wach' auf, Wach' auf aus träger Ruh'!
Bei einer grossen Eiche
Im nahen Walde findest du
Des treuen Ritters Leiche!“

Da raft' sie sich vom Lager auf,
Und schwand gleich einem Schatten
Zum Schloß hinaus. Schnell war ihr Lauf
Durch Wiesen, und durch Saaten.

Es flatterte das gold'ne Haar
Zerzaußt am schlanken Rücken,
Hoch schlug ihr Herz, Verzweiflung war
In ihren starren Blicken.

Weh' nun erreichte sie den Wald,
Als schon die Schatten wichen;
Da lag ihr Ritter todtenkalt,
Durch Mördershand erblichen.

Sie sah ihn: und mit einem Schrei
Sank sie zur Erde nieder;
Ihr Lebensfädchen riß entzwei —
Ach! sie erstand nicht wieder.

Nun schläft, bis alles einst erwacht,
Der Ritter, und sein Mädchen
Die lange schwarze Todesnacht
Zusamm im Erdenbettchen.

Oft wallt der Geist der Liebenden
Des Nachts um jene Eiche;
Dann blickt der Mond gedoppelt schön
Durch lispelnde Gesträuche.

Der Hirt, mit ihnen schon vertraut
Belauscht bei seiner Heerde
Sie oft; doch — eh der Morgen graut
Verlassen sie die Erde.

Beilage III.

Zu Seite 157.

Gedichte aus dem Nachlasse Jos. Ritt. v. Kalchberg's.

Die nachstehenden, mir durch die Freundlichkeit noch lebender Familienmitglieder des Dichters zugänglich gemachten Gedichte Kalchberg's erscheinen hier größtentheils zum erstenmale gedruckt. Die meisten derselben sind aus einem handschriftlichen Quartbande von 368 bez. Seiten, der die Aufschrift trägt: „J. Ritter von Kalchbergs neuere Werke. Gesammelt im Jahre 1825", doch nicht vom Dichter selbst geschrieben wurde, weshalb sich auch vielfach Fehler des Abschreibers eingeschlichen haben, die ich, so weit mir dies möglich erschien, selbst verbessert habe. Der genannte Band enthält verschiedene historische, erzählende und andere Prosaaufsätze, sowie auch zahlreiche größere und kleinere Gedichte; von den prosaischen Aufsätzen ist das Meiste in Zeitschriften u. dgl. bereits abgedruckt erschienen und in diesem Bande nur gesammelt. Die Gedichte jedoch sind, wie erwähnt, zum größten Theile noch gar nicht gedruckt. Am Schlusse des ganzen Bandes befindet sich das „Imprimatur" des Bücher-Revisions-Amtes, dem die Sammlung behufs des Druckes bereits vorgelegt worden ist, deshalb erscheinen auch viele Stellen im Manuscripte von dem Amte gestrichen, insbesondere ist dies bei vielen der Gedichte der Fall, die also hätten unterdrückt werden sollen. Heute gewinnen diese Poesien gerade dadurch ein erhöhtes Interesse; unter den nachstehenden sind gestrichen die unter Nr. 2, 3, 4, 5, 9, 10 und 12 mitgetheilten. Warum der Band überhaupt nicht zum Drucke gelangte ist mir nicht bekannt. — Das Gedicht „An Kätchen" besitze ich vom

Dichter selbst auf ein Quartblatt geschrieben, es scheint sehr alt zu sein. Die am Schlusse befindliche Grabschrift ist in die „Sämmtlichen Werke", Band I., aufgenommen, ich theile sie aber auch aus einer Handschrift Kalchberg's in älterer Version (von 1812) mit. Das letzte Stück „Die Sonne" ist den „Früchten vaterländischer Musen" entnommen, sonst aber noch nirgends abgedruckt worden.

1. Lebens Trost.

Jedes Menschen Gemüth erglüht von innigster Sehnsucht
Schon im Gewande von Staub endlos, unsterblich zu sein,
Aber im All der Natur umschweben ihn Bilder des Todes
Und der Vergänglichkeit Macht fühlt er in eigener Brust.
Diesen Quellen entschöpft das dunkelwaltende Schicksal
Jenen bitteren Trank, der uns das Leben vergällt.
Immer herber wird dann dem traurigen Waller die Scholle,
Wenn ihn die Jugend verläßt, leise das Alter beschleicht.
Träumend wandelt er hin, erfüllt von düsterer Ahnung
Und auf welkender Flur naht er sich bangend dem Grab.
Dulder, dein Martergefühl stillt einzig der Balsam des Glaubens,
Daß dein besseres Ich trotzet dem Raum und der Zeit.

2. Der Zeitgeist.

Wie in der Vorzeit regiert noch jetzt das eiserne Fatum,
Beugt mit gewaltiger Faust mächtiger Sterblichen Trotz,
Zeitgeist nennt sich sein Sohn und wenn ihm trotzen die Herrscher
Wanken die Throne, es weicht von den Beherrschten das Glück.

3. Wunsch der Zeit.

Völker, ihr wünschet so sehr zu dämmen die Willkühr der Krone
Aber habt ihr auch Muth, treu zu bewahren den Damm?
Bald verdorret entlaubt die Eiche beglückender Freiheit,
Saugt die Wurzel nicht Kraft tief aus der Bürger Gemüth.

4. Guter Rath.

Fürsten, scheut ihr den Damm, versagend dem Wünschen der Völker,
Führt das Szepter so sanft, daß sie vergessen den Wunsch.

5. Warnung.

Völkergebieter, vertraut nicht heuchelnden Schranzen das Szepter,
Nichts ist empörender als Sclave von Sclaven zu sein.

6. Das wahre Fürstenglück.

Wohl des Regenten von Wohl des Volkes feindlich zu trennen,
Wähnt der Höfling so oft, sei ihm Bestimmung und Pflicht.
Wahres Fürstenglück, sie, die Segen umduftete Palme
Blüht nur auf heiliger Flur, Bürgerglück wird sie genannt.

7. Macht der Liebe.

Völkergebieter, vertraut nicht Bajonetten die Throne,
Fest bestehen sie nur treu von der Liebe bewacht.

8. Der Zwist.

Langer verborgener Krieg des Herrschers mit den Beherrschten
Jener verlangend und hart, diese verweigernd und falsch!
Dienet beiden die Lieb als trügende Maske des Hasses:
Und der Sterblichen Glück schlachtet der traurige Zwist.

9. Der geistige Zwang.

Völker, ihr tadelt so kühn die Fehler eurer Gebieter,
Aber seid ihr auch werth besser beherrschet zu sein?
Wandelt voraus den Pfad der Sittlichkeit, Weisheit und Tugend,
Sicher folgen bald sie, fühlend den geistigen Zwang.

10. Die Täuschung.

Kreuze, Bänder und Sterne, sie tragen am Herzen so viele,
Doch im Herzen erglänzt selten der Tugend Gestirn.
Eitles Blendwerk der Welt! Vor jenem erhabenern Throne,
Wo nur die Wahrheit besteht, sinken die Masken in Staub.

11. Die Weltgeschichte.

Die Geschichte der Welt enthält in reichlichen Bänden
Monumente der Schmach, zahllos der Menschheit erbaut.
Völker, wünschet euch nicht, in diesen Büchern zu prunken,
Glücklich seid ihr nur dann, schweigt die Geschichte von euch.

12. Menschenloos.

Nacht bedecket das Land, woraus wir die Walfahrt beginnen,
Nacht bedecket das Land, wo uns erwartet das Ziel.
Leider nur dämmernd erhellt ist zwischen beiden die Straße,
Und der Irrwische viel locken zu Sümpfen uns hin.
Helles Gestirn, wornach die Pilger hier fruchtlos sich sehnen,
Ach, erscheine doch dort, wo sie vollenden die Bahn.

13. Beruhigung.

Jedes Erdengeschöpf genießet freudig sein Dasein,
Nur der Menschen Gemüth preßt hier unheilbares Weh.
Immer wünschend und fürchtend schleppt er die Bürde des Lebens
Und erbebet doch feig, wenn der Befreier erscheint,
Milliarden voraus und Milliarden, die folgend.
Fürchte nicht, Pilger, das Land, so dich als Heimath begrüßt.

14. Lebensregel.

Liebe die Menschen, getreu der himmlischen Liebe Geboten,
Sei wohlthätig und thu Gutes, so viel du vermagst;
Aber menge dich nicht ins niedrige Sclavengetriebe
Dort wo Eigennutz herrscht weder Vergeltung noch Dank.

15. An Kätchen.

Wohl in der Welt ich manches Mädchen
Im Blüthenschmuck der Jugend fand,
Das seiner Reize Zauberfädchen
Gar schlau um Männerherzen wand;
Doch keines hab' ich noch gefunden,
Das, holdes Kätchen, ganz dir glich,
Die Männerherzen zu verwunden
Verstehst nur du so meisterlich.

Sie, deiner Anmuth Zauberspiele
Erweckten auch in meiner Brust
Schon lange schlummernde Gefühle,
Nun wogend zwischen Schmerz und Lust.

Dir nah und doch von dir getrennet
Muß ich in stiller Qual vergehn,
Die Gluth geheimer Sehnsucht brennet
Nach dir in meinem Innersten.

Es ewig an mein Herz zu drücken
Das Liebchen mit dem Rabenhaar,
Der schwarzen Augen Flammenblicken,
Des vollen Busens wallend Paar;
Zu küssen seine Rosenwangen,
Die Purpurlippen honigsüß,
Ist, ach, das glühende Verlangen,
So mir die Lebensruh entriß.

Drum, schlankes Kätchen, hab Erbarmen,
Sprich mir das Wonnewörtchen: Dein!
Und laß in deinen Schwanenarmen
Der Dichter glücklichsten mich sein.
Trink — nicht im kalten Weltgetriebe —
Im Schatten der Verschwiegenheit
Den wahrend Nektarkelch der Liebe,
Den dir mein Herz so liebend beut.

16. Meine Grabschrift.

Wandrer, ich war nur ein Mensch, ein Freund der Natur und der Musen,
Viele verstanden mich nicht, wenige kannten mein Herz.
Hast du Sinn und Gefühl, so schenk ein Thränchen dem Menschen,
Weih ein Blümchen dem Grab, wo hier der Dichter verstummt.

17. Die Sonne.

„Was sprechen deine Gefährten von mir?“ fragte die majestätische Sonne den holden Stern der Liebe, die Venus, als sie eben im Begriffe war, sich in den blauen Abgrund des Meeres zu versenken.

Sanftlispelnd erwiederte der mildeste Bote der Ruhe:

Königinn des Tages! sie bewundern deinen hellleuchtenden Schimmer; aber sie wagen es auch deine Flekken zu tadeln.“

O laß sie das! sprach die Sonne. Sie würden mich hassen, hätt' ich diese Flekken nicht. —

Du erhabne Seele! die du unter Menschen das bist, was die Sonne unter den Gestirnen, fliehe den Schein zu grosser Vollkommenheit, oder dein Unglück ist gewiß!

Beilage IV.

Gedichte aus den „Früchten vaterländischer Musen".

Grätz 1789 und 1790.

An Sined.

(Eine Antwort auf dessen Gedicht: Der Bardenweg im Wiener Musenalmanach. 1781.)

Ja, Sined! Theurer Lehrer! Freund!
Der Bardenweg ist schwer und steil,
Unsicher ist des Wandrers Fuß,
Und dräuend die Gefahr.

Ich fühlt's, erkannte jedesmal,
Wann ich den Steig hinan begann,
Die Wahrheit deines Spruches mehr,
Ich fühlt's und seufzte laut.

Doch, edler Sänger! zürne nicht,
Wenn mancher unbedachtsam kühn
Den hohen Wolkenweg beginnt,
Und die Gefahr mißkennt.

Wem Sined's Silberton erklang,
Der schätzt, bewundert, liebet ihn;
Ihm nachzulallen wird sein Wunsch,
Vergessen die Gefahr.

Noch kühner wagt der Jüngling, der
Aus deinem Munde Lehren sog,
Die Bahn, auf der sein Meister glänzt,
Begeistert nachzugeh'n.

Wenn gleich sein Schritt unsicher wankt,
Bei jedem Tritt ein Fall ihm droht,
Und manchmal auch der Fuß ihm glitscht,
Und ihn vom Ziel entfernt.

So that er doch sich selbst genug,
Des jungen Adlers Schwung erreicht
Den dreisten Flug des Vaters nicht,
Und doch wagt er ihn auch.

S** Gr. v. A**.

Kettenlied.

Auf, laßt nun mit Jauchzen und Singen
Die Ketten der Herzen uns schlingen,
Zu krönen das heutige Fest.
Die Kette, die, Brüder, wir winden,
Die läßt euch das Ende nicht finden,
Und sucht ihr von Osten bis West.

Der Schwärmer mag groß sich kasteien,
Wir wollen des Lebens uns freuen,
Gott schuf uns zur Fröhlichkeit nur.
D'rum ladet und feuert nur wieder,
Es leben die Schwestern, ihr Brüder,
Es lebe die ganze Natur. S**r.

An Fanny.

Wenn in jenen sel'gen Stunden,
Die die Liebe für uns schafft,
Ich an deinen Busen sinke,
Dir mein Aug von Liebe spricht,

Und aus deinem holden Blicke
Gegenliebe für mich strahlt:
O dann fühl' ich ganz der Liebe
Unnennbares süßes Glück!

Wenn dann weg aus deinen Armen
Mich der frühe Morgen ruft;
Und aus deinem Rosenmunde
Mir ein „Lebewohl" ertönt;
Wenn ich lange fern von deinem
Liebevollen Blicken bin:
O dann fühl' ich ganz der Liebe
Namenlose — herbe Pein.

S**. Gr. v. A***.

Das wahre Glück.

Selig, wer mit jedem Morgen
Sich zur Lust erwacht,
Dem, entfernt von bangen Sorgen,
Nur ein heit'rer Himmel lacht.

Der des Lebens kurze Tage
Ungestört genießt,
Dessen Leben ohne Klage,
Ohne Vorwurf sanft entfließt.

Der in seinem stillen Kreise
Lebt als Menschenfreund,
Dem der Redliche, der Weise
Noch auf stillem Grabe weint.

Therese N — —.

Klage.

Hinab zu dumpfen Klagetönen, Harfe!
Hinab, ihr Saiten! tönet mir ein Lied,
Das meinem trüben Kummer gleiche, das
Von Felsen dumpfer noch mir widerhalle.

Hinab! Es gleiche grauenvollen Tönen,
Wie von des Todesengels schrecklichen
Trommette schallen: flüstert Trauergesang:
Seyd meines tiefgefühlten Schmerzens Zeugen.

Ertönet von des besten Freunds Verluste,
Und du, geliebter Schatten! komm, umschweb'
Im leichten Dunste deinen Hügel, horch'
Auf den Gesang, horch auf des Freundes Klage.

Sieh', öde, freudenleer ist meine Seele
Kein Strahl vertrauter Wonne tagt in ihr,
Und meinem Aug' entfährt kein froher Blick,
Kein Freudenbote schmeichelt meinem Ohre.

Vorüber sind die kurzen Augenblicke,
Da sorgenlos und ungestört mein Glück,
Und frohe Wonne mein Gefährte war.
Mit dir, mein Freund! verlor ich sie auf immer.

Verlassen sind die schattenreichen Gänge,
Und öde meine Grotte, wo wir sonst
In trauter Einsamkeit, und ruhevoll
So manchen schönen Tag vergnügt durchlebten.

Die blumenreiche Flur, die bunte Wiese,
Die gold'ne Saat, der kühle Buchenhain,
In dem wir oft, von innersten Gefühl'
Entzückt, des Schöpfers Allmacht priesen

Verlor für mich die mannigfalt'gen Reize,
Die sonst auf meine Seele männlich stark
Gewirket hatten, die wir Hand in Hand
Bewundernd, und Allvatern dankend sahen.

Nur dein Verlust füllt meiner Seele Leere,
Dich seh' ich, Freund! dich miß ich überall.
Am frühen Morgen; wenn der Abend graut,
Denk ich an dich, und meine Thränen fließen.

S—. Gr. v. A***.

Frage.

In die Rinde
Dieser Linde
Grub ich deinen Namen ein;
Sag' mir's, Kleine,
Ist der meine
Wol so tief im Herzen dein?

v. Unruhe.

Beilage V.

Zu Seite 42.

Die erste kritische Besprechung einer Aufführung von Schiller's „Don Carlos" in Graz (im Jahre 1797).

(Aus dem Grazer „Frauen-Journal". Juni-Heft vom Jahre 1797.)

Herr Schiller überließ sich bey Bearbeitung dieses Süjets ganz seiner Phantasie, und dachte dabey weder an die Gränzen des Drama, noch an die Kräften der Schauspielkunst. Und doch geitzet jede Theater-regie nach der Ehre seiner Vorstellung, jeder Schauspieler nach der Glorie einen Marquis von Posa, einen Dom Carlos gespielt zu haben; aber leider! hat es noch nur sehr wenigen geglückt, das Ideal zu erreichen, was Schillers Phantasie entwarf. Zudem ist das Original von einer solchen Extension, daß es unmöglich ist selbes in seinem ganzen Umfange auf die Bühne zu bringen. Man nihmt also seine Zuflucht zu einem oder dem andern Auszuge, entweder in Versen oder gar in Prosa, welche beyde Auszüge Niemand anders als Herr Schiller selbst muß bearbeitet haben! — Es ist dabey forderist auffallend, daß das deutsche Schauspieler-Gremium sich allgemein so sehr dawider sträubet ungereimte Jamben (denn gereimte würden wir selbst von der deutschen Bühne relegiren!) zu memoriren und zu recitiren, die doch, wenn sie gut memorirt und

mit der erforderlichen Accentuation recitirt werden, einen weit erhabnern Ausdruck, als eine noch so fließende Prosa, haben.

Diese Abneigung gereichet wahrhaft den deutschen Schauspielern nicht zur Ehre, wenn sie bedenken, daß Griechen und Römer, ja selbst Gallier und Britten, vorzüglich in ihren erhabnern Dramen, den Rhytmus beybehielten, und doch dabey ihre Vorstellungskunst bis auf die Stufe des Unnachahmlichen emporhuben! Aber freylich waren das Männer, denen keine Mühe zu groß kein Studium der Recitation zu lästig schien, und die daher auch in Dialogen beklatscht wurden, und Aufmerksamkeit erregten, wo unsere bequemeren Schauspieler gähnen gemacht hätten.

Diese Anstrengung, diese Accuratesse im Ausdrucke und in Beugung der Stimme, die oft mehr sagen muß, als die Worte selbst, scheint uns nicht bald in einem Stücke so unentbehrlich zu seyn, wie in diesem. Die Charaktere, vorzüglich des Posa, des Carlos, der Königinn, der Eboli und des Königs sind so schattirt, daß die mindeste schiefe Wendung uns das Bild nicht zeigt, daß der Verfaßer aufgestellt haben wollet. Es sind nicht alltägliche Menschen, die der Schauspieler so leicht copieren kann, daß wir glauben sollten, wir wären wirklich an Philipps Hofe und sehen da unter der geschraubtesten Etikette die Heucheley, die Ehrsucht, die Rache, den Stolz, die Freundschaft und die Liebe gegen — und miteinander wirken. Bey keinem, wie bey diesem Stücke, trifft die Beobachtung so richtig ein, daß wenn man ein Stück vor der Vorstellung mit Aufmerksamkeit und mit der erforderlichen Imagination liest, ohne die Schauspieler, die es spielen sollten, in Gedanken zu haben, man sich den richtigsten Begriff von den Charakteren und ihrer Darstellung machen könne, vorausgesetzt, daß man auch richtige Beurtheilungskraft und geläutertes Gefühl für die menschlichen Leidenschaften besitze; daß uns aber alsdann auch alles Unrichtige, alles Verlorengegangene, alles Unzureichende der wirklichen Vorstellung in die Augen falle, und uns die Schwäche der Schauspieler und ihre Fehler weit bemerkbarer mache, ist eine ausgemachte Sache. Ein paar Beyspiele aus der Vorstellung

des Dom Carlos mögen als Beweise dienen. Wenn Carlos seinen Freund Posa zum erstenmale erblickt, sein ganzes Herz bey seinem Anblicke in feuriges Staunen und Wallung geräth, er auf alles Vorhergehende vergißt, und vorwärts geneigt seine Arme gegen ihn ausbreitet, stürzt Posa bey Leibe nicht mit Ungestüm an seinen Hals; sondern, weil er den Prinzen Jahre lang nicht gesehen, und also nicht gewiß ist, ob Carlos noch ganz die alte Gesinnung gegen ihn hege, so beobachtet er einen Augenblick (und ein Augenblick ist für einen Posa genug!) seine Miene; und als er durch selbe von seiner alten Liebe überzeugt ist, schließt er ihn erst mit Wärme an sein Herz, hängt mit seinem Blicke eine kurze Pause an des Prinzen Blicke, und dann erst folgt ein langer heißer Kuß. Wenn Posa das letztemal die Königin spricht, sich endlich von ihr entfernet und die Worte sagt: „Das Leben ist doch süß!" so muß die Königin noch nicht mit dem Rücken gegen ihn gewandt und schon in der Thüre seyn, und er diese bedeutenden Worte nicht gegen die Zuschauer, die ihn nichts angehen, sondern gegen die Königinn selbst sagen, die ihm starrend nachsieht, und wenn er diese Worte, gegen sie gewendet, halb auf sie, halb in die Höhe blickend, und von ihr verstanden, gesagt hat; dann erst wenden sich beyde gähe um und entfernen sich von der Bühne. Wenn Carlos und Posa im Arreste dicht an einander stehen, der Schuß geschieht und Carlos erschrocken frägt: „wem gilt das?" und Posa antwortet: „ich glaube mir!" oder wie es sonst heißt, so muß Posa diese Worte nicht schon halb zur Erde gesunken und vom Carlos unterstützt, sondern noch aufrecht stehend, doch schon etwas mit den Füßen wankend sagen; denn beym erstern Falle wäre diese Frage des Prinzen unschicklich und somit überflüßig.

Diese Beyspiele mögen zum Beweise dienen, wie leicht ein Schauspieler in so erhabnen Rollen stolpern könnte, und welch ein Studium es erfordere, alle derley Attituden aufzufinden, das Passende derselben zu bestimmen, und mit dem gehörigen Tempo zu exequiren. Freylich sind die meisten unserer Theatermänner über derley Kleinigkeiten, für was sie sie halten, hinweg und glauben, weiß Gott was

zu leisten, wenn sie nur die Worte ihrer Rolle halbweg memorirt, und sie dann auf der Bühne nach dem Tacte des Souffleurs her-recitirt haben, ohne sich viel darum zu bekümmern, was etwa hier oder da Unschickliches zu vermeiden, leicht Uebersehbares herauszu-heben, oder Zweyseitiges zu entfalten und auf die gehörige Seite zu wenden gewesen wäre.

Doch wieder auf unsern Dom Carlos und auf seine Vorstellung zurückzukommen, glauben wir, unsere Leser nicht besser in den Stand zu setzen, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Darstellung der Charaktere urtheilen zu können, als wenn wir einige derselben heraus-heben, und sie so stellen, wie sie vielleicht der Dichter gestellt haben wollte. Dann wird sich das Resultat von sich selbst ergeben, wo sie von den Schauspielern getroffen oder wo sie verfehlt worden.

König Philipp ist nach der Geschichte ein zurückhaltender arg-wähnischer, gegen Niemand vertrauter Mann, der nach spanische Etiquette schwer zu sprechen, und wenn er zu sprechen ist, auch mit dem ersten seiner Günstlinge nicht mit geraden, sondern mit halb-gesenkten und halbabgewandten Blicken redet. Seine Stimme ist etwas rauh, die Worte fließen langsam, als wäge er jedes derselben erst auf der Zunge ab. Sein Gang ist gravitätisch und abgemessen; jede Wendung des Körpers bedächtig und ponderös. Wenn er zürnet oder sich empfindlich zeigt, ist sein Leib aufgerichtet, der Kopf gerade und steif, seine Augen weit offen und gespannt; sein Mund ist dann nie verzogen, wohl aber die Lippen zusammengedrückt. Wenn er gnädig ist, sieht man kein Lächeln, nur der Kopf neigt sich etwas nieder; die Stimme ist dann gedämpft; und wenn er sehr gnädig ist, reicht er zur Beurlaubung, als im Vorbeygehn, ohne Verbeugung die Hand. Sein übriges Aussehn sey zwar alt, aber die Stellung noch gerade und fest.

Die Königinn zeigt in ihrer Miene weder Stolz noch zu vielen Ernst; sie sieht mehr etwas melankolisch aus. Gegen ihre Damen beträgt sie sich mit sanfter Majestät, und wenn sie sich gegen selbe wegen dem ihr lästigen Hofzeremoniel mismuthig zeigt, so geschieht

dieses nicht mit einem pikanten Tone und spottender Miene, sondern mit kaltem Blicke. Das Nähmliche gilt auch, wenn sie mit Hofkavalieren spricht. Bey der ersten Unterredung mit Carlos zeigt sie nur die wohlwollende Mutter; ihr Blick ist rein und schuldlos; bey darauffolgender Erscheinung des Königs ist sie nicht wie eine Schuldige betroffen, sondern antwortet dem König mit stiller Größe. Wenn sie mit Posa spricht ist ihr Blick frey, und heiter, und Seelenruhe stralt aus ihrem Blicke. Bey der Unterredung mit dem König, wo sie ihm den Diebstahl klagt, ist sie nicht hastig, nicht pochend, wohl aber spricht sie mit ehrerbietigem Ernst und gelaßener Wehmuth. Und so zeigt sie sich immer als das edle Weib, das ihr Herz im Zaume zu halten, ihrem Range nichts zu vergeben weiß. Je häcklicher ihre Lage ist, je behutsamer muß die Darstellung ihres Charakters seyn. Ein Blick, eine Miene, eine Bewegung, wodurch sie eine wieder erstandene oder genährte Liebe gegen Carlos verriethe, wäre Hochverrath an ihrem Charaktere; alles, was sie für dem Prinzen fühlen und zeigen soll, ist nur Mitleid und Wohlwollen.

Carlos, jung und schlank, zeigt viel Trübsinn im Gesichte, und einen merkbaren Anstrich von Menschenhaß, wenn nicht Gefühl der Freundschaft, oder Gefühl der Liebe seinen Blick aufheitert. Spricht er mit den Höflingen, so äußert er Ungeduld und begegnet ihnen mit bittern Stolz, wenn sie den Prinzen vergessen. Mit dem König redet er zurückgezogen in einer ehrfurchtvollen Stellung, debattirt und schreyt nicht, wenn er noch so empfindlich ist, denn er weiß, vor wem er stehe. Mit der Königinn redet er nicht wie ein ungestümmer Liebhaber, der alles zu hoffen und zu erwarten sich getraut; sein Blick und der Ton seiner Stimme ist mehr wehmüthig, zutraulich und resignirt, als leidenschaftlich, und immer mit Ehrfurcht vermischt. Mit Posa ist er ganz Freund; warmer inniger, vertraulicher Blick; der Ton der Herzenssprache; Aug auf Aug geheftet; sich an ihn schmiegend; auch in der gefährlichsten Lage kein Verdacht kein Groll gegen seinen Freund in seiner Miene sichtbar. Gegen die Eboli ist er schonend, und gerührt; redet, um sie zu beruhigen, in brüderlichen

Ton mit ihr, triumphirt nicht zu vorlaut über den Brief des Königs an sie und verweigert ihr ihn mit Anstand, nicht mit Hohn oder Schadenfreude.

Posa hat einen großen, freyen Blick; sein Gang ist fest; seine Gesticulation leicht, ja nicht überladen, noch höfisch, in seiner Miene mahlt sich keine Furcht, er zittert nie, stammelt nie mit der Zunge oder erblasset im Gesichte, wenn auch alles verloren scheint. Wenn er von großen Aussichten, vom Glücke der Menschheit spricht, ist sein Blick erhaben und warm, seine Sprache erhebt sich, doch geräth er in keine zu große Extas. Wenn er mit dem Könige spricht, kriecht er zwar nicht, aber ist auch nicht steif oder inposent. Gegen die Königin beträgt er sich zwar ehrerbiethig und mit Zeremoniel, wenn andere zugegen sind; aber mit ihr allein ist er ungezwungener, sein Ton wärmer und freymüthiger. Spricht er mit seinem Carlos, so ist seine Stimme gedämpft; das Auge ruht gefällig auf dem Gesichte seines Freundes; und hat er ihn zu warnen, zu tröften oder zu belehren, so geschieht es mit einem traulichen Tone. Ueberhaupt zeigt er im Aeußerlichen Seelen-Adel und ansprachlose Größe.

Die Eboli ist jung, mit einem hohen, feuerigen Blicke ihre Art äußerst polit, und geschmeidig. Wo sie glaubt von dem Prinzen geliebt zu seyn, äußert sie mehr zärtliches als wollüstiges Gefühl in ihrer Miene; als die Täuschung verschwindet, ist nicht lautes Jammern, und konvulsivische Wendungen das Merkmal ihrer Beschämung und Verzweiflung; sondert sie nihmt alle Kräften zusamen, um ihre Verlegenheit dem Prinzen zu verbergen, ist wieder, so viel sie kann, die feine Hofdame, obgleich der unstäte Blick, und das Stammeln der Zunge ihr inneres Pochen und Wallen sichtbar macht.

Ihr eigentlicher Charakter ist nicht Buhlerinn, nicht Wegwerfung ihrer Ehre; sie ist nur schwach, und selbst ihr Haß, ihre Begierde nach Rache muß sich so zeigen, daß sie Mitleid und nicht Abscheu erregen.

So beyläufig dachten wir diese Charaktere, und so müßen sie auch genommen werden, wenn sie in uns die Theilnahme erregen

sollten, die der Dichter zur Absicht hatte. Denn z. B. wenn nur ein einziger Zug an der Königinn eine genährte Leidenschaft gegen den Prinzen verriethe, so ist ihr Charakter verdorben, und sie hört auf, das große Weib zu seyn, das wir in ihr finden sollen. Es ist daher klar, daß dieses Stück nur von sehr geschickten Schauspielern, oder gar nicht sollte gegeben werden. Wie eine Phädra, die ihren Stiffohn liebt, kein Süjet für unsere Zeiten und Bühnen ist, so wäre auch Carlos nicht auf die Bühne zuzulassen, wenn ihn der Dichter nicht hinter einen Schleyer von scheinbarer Resignation, Selbstverleugnung und Bekämpfung seiner aufpochenden Leidenschaft gestellt hätte; aber wie leicht zerreißt ein unvorsichtiger Schauspieler diesen Schleyer, und deckt uns das gefährliche Bild auf. Weg also mit allen weitern Erörterungen und Bemerkungen, sie würden uns zu weit führen, und wir müßten nicht allein den Schauspielern, sondern auch selbst dem Verfaßer zu nahe treten. Aus diesen wenigen, aber gewiß überdachten Bemerkungen, können unsere Leser schon schließen, wie wir überhaupt mit der Vorstellung zufrieden gewesen, besonders wenn sie auch ihre eigenen Bemerkungen mit den unsrigen kombiniren.

Beilage VI.

Zu Seite 197.

Ueber Goethe's „Hermann und Dorothea".

Erste Recension des Gedichtes in Graz aus dem „Sonnabends-Anhang der GrätzerZeitung" vom 24. Februar 1798 (Nr. 45).

Eine höchst merkwürdige Erscheinung in der deutschen Litteratur ist Göthe's Herrman und Dorothea in dem zu Berlin bey Vieweg dem ältern für das Jahr 1798 herausgekommenen Taschenbuche mit Kupfern, 174 S. ohne den Calender. Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsere Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertreulich die

allgemeine Theilnahme anspricht: so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als ein ganz eignes mit nichts zu vergleichendes Werck auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. Sollte dies weiter nichts auf sich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrages liegen? Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte möglich ist. Dann wird er für seine Personen solche Lagen ersinnen, wodurch sie entfernt von steifen Conventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in all zu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist dies auf das glücklichste getroffen. Herrmanns Aeltern haben das sichere Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genossen, sie ist durch redlichen Fleiß erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freyheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäuerin, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach, Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieser ein durch Unglück geprüfter ernster, Weiser seyn. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinsten

Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde seiner Bildung:

— Der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kennt er auch wohl die besten weltlichen Schriften.

die schlichteste, bescheidenste Farbe gibt. Alles dies verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwicklung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höheren sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Mit solchen Sitten muß der Dichter eine interessante Begebenheit verbinden; er muß seine Menschen in entscheidende Lagen setzen. Dieses hat Herr v. Göthe durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umstand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebenes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeinste und Wichtigste an und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichtes, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unserer Zeit einzig stattfinden darf: nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neuzeit, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Styl der Behandlung dem Werke nicht von außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es kommt im ganzen Werke nur ein ausgeführtes Gleichniß vor; aber dieses Eine ist schön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt:

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne,
Sie noch einmal in's Auge, die schnellverschwindende, faßte.
Dann im dunklen Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbey und schien dem Pfad in's Getreide zu folgen.

Daß ein so bescheidener, schmuckloser und doch in Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrscht, in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Styl und vorzüglich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll gold'ner Lehren und Tugend.

Anmerkung

zu Seite 220.

Eine kurze Biographie Werneking's, welche jedoch mehr Daten enthält, als ich im Texte zu geben vermochte, befindet sich in Dr. R. Peinlich's Aufsatze über „die Geschichte des Gymnasiums in Graz" (Jahresbericht des Gymnasiums in Graz von 1872. S. 24). Darnach war „Wernekingh zu Steyer in Oesterreich am 4. März 1745 geboren" und mit 17 Jahren in den Jesuitenorden getreten. Zur Zeit der Aufhebung des Ordens war er bereits Priester und studirte die Theologie in Graz. Von 1775 bis 1792 war er daselbst Professor der Grammatikalclassen, bis 1797 der Humanitätsclassen. Als im Herbste 1797 die Theresianische Akademie in Wien wieder errichtet wurde, kam er als Professor der Poesie und Subdirector dahin. 1806 lebte er aber bereits wieder in Graz, wo er am 31. Januar 1810 starb.

Alphabetisches Namen- und Sachregister.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.